Stelzig

Bild und Wort.

Von

Ignaz Alfons Stelzig.

Bild und Wort.

Erzählungen

zur

Belehrung und Unterhaltung

von

Ignaz Alfons Stelzig,
Weltpriester,
Verfasser des „der Gränzbauer“ u. v. a. m.

Regensburg.
Verlag von Georg Joseph Manz.
1859.

1.

Die schöne Etelgive.*)

(Nach dem Englischen.)

1. Die Rosen.

Lange, vieljährige Kriege hatten im Anfang des zehnten Jahrhunderts England erschüttert, erst König Adelston gelang es, seinem Volke den ersehnten Frieden zu schenken, und das zerstückte England zu einem

*) Ein berühmter französischer Schriftsteller macht die treffende Bemerkung, daß die Geschichte längst verflossener Jahrhunderte uns Züge und Beispiele von Tugenden aufbewahrt hat, welche unser schwächliches und verzärteltes Jahrhundert nicht einmal zu begreifen im Stande ist; wir sind, sagt er, raffinirter, aufgeklärter, aber keineswegs besser geworden. — Eines der ausgezeichnetsten Tugendbeispiele von seltener Keuschheit und Weisheit habe ich in der Geschichte Englands im zehnten und eilften Jahrhundert gefunden, und kann mich, seiner seltenen Schönheit wegen, nicht enthalten, es diesen Lebensbildern einzuverleiben, obgleich es eines Theils zu weitläufig, andern Theils eine fast zu romanhafte Färbung hat, die ich vorsätzlich aus meinen Schriften verbannt sehn will. Die Tugend, ihr Triumph und ihr Leiden werden das Interesse eines jeden fühlenden Lesers in so hohem Grade fesseln, daß er die Aufnahme dieser historisch treuen Erzählung unter „Bild und Wort“ entschuldigen wird.

einzigen mächtigen Reiche zu vereinigen. Er hinterließ es einem Erben seiner Krone, der ihrer vollkommen würdig gewesen wäre, wenn seine übrigen herrlichen persönlichen Eigenschaften nicht durch die Liebesleidenschaft und durch Unbeständigkeit in seiner Liebe befleckt und verdunkelt worden wären.

Ethelred war übrigens durch und durch ein großer Monarch und die weisen Rathschläge des gereiften Egrods, eines Prinzen von königlichem Geblüt, hatten in ihm Regierungsgrundsätze befestigt, die ihn zum Gegenstand der Bewunderung seines Zeitalters machten. Prinz Egrod war der erste unter seinen Bewunderern, unter seinen Augen war der König aufgewachsen und hatte Eigenschaften entfaltet, die ihn zum liebenswürdigsten der Könige Englands machten, — weil die verheerende Leidenschaft, die später seine Laufbahn befleckte, noch immer tief in seinem Herzen schlummerte. Im zwanzigsten Jahre seines Alters ergriff er die Zügel der Regierung unter dem betäubenden Jubel seiner Unterthanen, welche unter einem solchen Monarchen sich nur ein goldenes Zeitalter möglich dachten. — Die Könige werden durch ihre Günstlinge am besten charakterisirt; daß Ethelred den weisen Cork und den edlen Egrod durch sein Vertrauen auszeichnete, ehrte seinen Verstand und sein Herz zugleich. — Ethelred stand in dem Rufe, der schönste Mann Englands zu sein, und der Glanz der glorreichen Krone, die er trug, konnte die blühende Schönheit seiner ritterlichen Gestalt unmöglich erhöhen; es ist bei einem Hofe, besonders jener Zeit, erklär-

lich, daß die schönsten Damen desselben und die Prinzessinen der ersten Höfe Europas sich ihm entgegendrängten, daß mächtige Potentaten überglücklich gewesen wären, ihn ihren Schwiegersohn nennen zu dürfen, — aber noch immer war Ethelreds Herz frei, — doch es sollte nicht lange so bleiben, die Stadt London barg eine jungfräuliche Schönheit, die den König fesseln sollte.

Einst begab sich der junge Monarch, umgeben von glänzendem Gefolge, durch die Stadt London zu einer Lustparthie. Die Fenster aller Häuser waren vollgedrängt von Neugierigen, die den Pomp und besonders den herrlichen König sehn, sich an seinem Anblick ergötzen wollten. Majestät, Schönheit und Freundlichkeit strahlte aus dem Angesicht des jugendlichen Reiters, der mit Anmuth seine glücklichen Unterthanen bewillkommte, und überselig bei der Ueberzeugung war, sich so allgemein geliebt zu sehn.

Langsam ritt der edle Fürst auf stolzem Rosse einher und erhob oft das blondgelockte Haupt, um auch jenen sein Angesicht zu zeigen, die in den Fenstern höherer Stockwerke standen.

Plötzlich erblickte er in einem unansehnlichen Häuschen ein Frauenbild, dessen seltene, nie geahnte Schönheit sein Herz traf wie ein verheerender Blitz. Langsamer lenkte er das Roß, und blickte unverwandten Auges, ohne sich seiner Umgebung zu erinnern, nach der Schönheit, die wie das kräftigste Magnet sein Herz anzog. Die holde Schönheit der Jungfrau ward durch die Schamröthe, die ihr Angesicht über-

goß, als sie sich überzeugte, daß alle Aufmerksamkeit des Königs ausschließlich nur ihr gelte, noch erhöht. Der König vermochte nicht, sich zu bemeistern, lange schon hatte der glänzende Zug das ärmliche Häuschen passirt, da wandte noch immer der König sein feuriges Auge, wie ein Falke, nach dem Mädchen, und Wonne überströmte sein Herz, als er sich überzeugte, daß die Jungfrau sich weit hinaus zum Fenster gebeugt, um sich an seinem Anblick zu weiden.

Das Vergnügen auf dem Lande hatte keinen Reiz mehr für ihn, es zog ihn mit mächtiger Gewalt nach London — zu ihr — zurück! Wieder jauchzte die Menge ihm jubelnd entgegen, er hörte sie nicht, nur Ein Gedanke beschäftigte ihn, das war sie, — vergebens suchte das glühende Auge die bezaubernde Erscheinung, sie war verschwunden; es schien ihm ringsum finstere Nacht, als dieser Stern ihm nicht mehr leuchtete. Sein Angesicht entfärbte sich, in tiefster Schwermuth langte er in seinem Palaste an. Sein herrliches, männlich schönes Angesicht war, wie stets bei der Unschuld, der klare Spiegel seiner Seele, — die Veränderung konnte einem so getreuen Diener wie Cork nicht entgehn, — fragend blickte er den König an, und dieser antwortete auf seinen fragenden Blick mit tiefer Schwermuth: „Cork! ich werde mein Geheimniß vor dir nicht verheimlichen.“ Cork, der voller Unruhe war, hatte mit scharfem Auge den König auf dem Wege beobachtet, die mächtige Bewegung war ihm nicht entgangen. Die Liebe eines Königs betrachtete er aber, — wenigstens für diesen

selbst — durchaus als kein Unglück, dem nicht alsogleich abzuhelfen wäre.

Der König brannte vor Ungeduld, mit ihm zu reden, und er sprach, als sie allein im Zimmer waren:

„Cork! ich habe Dir stets mein Vertrauen geschenkt, hab Dich immer mit meiner Zuneigung ausgezeichnet, jetzt verlange ich in einer hochwichtigen Angelegenheit Deinen Rath und Deinen Beistand.“

Der Höfling warf sich gerührt vor dem Könige auf die Kniee und rief:

„Den letzten Tropfen meines Herzbluts für meinen König! Soll ich für Euere Majestät in den Tod gehen? Ich werde keinen Augenblick zögern!“

„Erhebe Dich, Cork! Dessen bedarf es nicht, höre mein Geständniß: Ich liebe, ich liebe mit unaussprechlicher Liebe ein unbekanntes himmlisches Wesen. Weil ich ein solches Gefühl früher nie gekannt, verstehe ich auch die Kunst nicht, es zu verheimlichen. Ich verzweifle, Cork, aber Eines tröstet mich, der Engel ist zu finden, er weilt innerhalb der Mauern meiner Hauptstadt; Du mußt sie suchen, mußt mir zu ihrem Besitz verhelfen.“

„Edler König! ich war so glücklich, die Bewegung Euerer Majestät und die Ursache derselben zugleich zu beobachten, es wird der heutige Tag nicht verrinnen, ohne daß ich sichere Kunde bringe. Die Verzweiflung eines Mädchens wegen ziemt keinem Könige, besonders jenem nicht, dessen bewunderungswürdige Schönheit alle Damenherzen in Aufregung versetzt,“ bemerkte der geschmeidige Höfling.

Die Eitelkeit des jungen Königs fühlte sich durch dieß Compliment, das vollkommen gerecht war, geschmeichelt, und er drängte seinen Vertrauten, der holden, fremden Schönen sein Herz zu Füßen zu legen.

Beruhigt trat der König unter die Cavaliers, die im Vorsaale versammelt waren, und verbarg hinter der Larve großer Heiterkeit sein Geheimniß. Cork hatte bald seine Erkundigungen eingezogen; die Geliebte des Königs hieß Etelgive, hatte frühzeitig ihre Mutter verloren, und war bis zu ihrem fünfzehnten Jahre in einem Convente erzogen worden; sie lebte in großer Armuth, denn ihr Vater war ein unbedeutender Waffenschmied, der sich kümmerlich nährte. Sie lebte stets in der Einsamkeit, ihre ganze Gesellschaft bestand aus einer jungen, heitern und hübschen Verwandten. Cork machte seine Pläne, und entschloß sich, die Jungfrau selbst zu sehn und über ihre Schönheit und ihren Geist zugleich zu urtheilen. Er trat in des Waffenschmiedes Werkstätte, er hatte geflissentlich einen Ring seines reichen Wehrgehänges zersprengt, um dem Handwerker Arbeit und weniger Veranlassung zum Verdacht zu geben.

Der Schmied war voller Ehrfurcht, als er seinen prachtvoll gekleideten Kunden betrachtete, und antwortete mit großer Bescheidenheit und Zurückhaltung auf alle Fragen, mit denen sich der Cavalier nach seinen Familienverhältnissen erkundigte.

„Ihr habt, wie ich höre, eine sehr liebenswürdige Nichte und eine sehr schöne Tochter, Meister!“ sagte der Höfling herablassend, „Ihr habt zu wenig

Vermögen, um sie anständig zu versorgen, das macht Euch Kummer, nicht wahr? Aber darum dürfet Ihr nicht verzagen, wir haben einen großmüthigen und leutseligen König, wenn er Euere Lage erfährt, wird er mit Freuden Euch verhelfen, die beiden Mädchen gut zu verheirathen."

„Herr!" entgegnete der Waffenschmied mißtrauisch, „die Könige haben andere Sorgen, als um unser Einen. Ich bin arm, aber ehrlich, Herr! Ich hab' dem König keinen Dienst geleistet und kann daher auf seine Hilfe auch nicht rechnen. Die Könige hätten viel zu thun, wenn sie sich um alle ihre armen Unterthanen kümmern und alle glücklich machen wollten. Es ist wahr, Herr! meine Tochter und meine Nichte sind recht hübsche Mädchen, aber noch mehr weise, als schön, denn sie empfangen niemals Besuche von Männern."

„Und doch muß ich Euch um die Erlaubniß bitten, sie besuchen zu dürfen. Ich vermag etwas bei Hofe und kann sie vielleicht bei einer Dame desselben unterbringen. Nehmt zum Beweise des Interesses, das ich an Euerem Loose nehme, diese Börse, ihr Inhalt soll Euch in die Lage versetzen, Euere Umstände zu verbessern, bis ich es in anderer Weise zu thun vermag."

Der Waffenschmied wog kopfschüttelnd die reiche Börse in der Hand, und betrachtete mißtrauisch den Geber.

„Seid unbesorgt, Meister," sprach der Cavalier, „und muthet mir keinerlei böse Absicht zu. Ich bitte Euch ja nur um die Erlaubniß, in Euerer Gegenwart mit den Mädchen sprechen zu dürfen."

Diese Vorstellung beruhigte den Alten, Corks Physionomie sprach von solcher Gesetztheit und Weisheit, daß der Schmied ihm Glauben schenkte und voll Dankgefühl über das große Geschenk seine Kniee umfaßte. Er führte ihn in eine ärmliche Kammer, er stand vor Etelgiven selbst, ihn blendete der Glanz ihrer seltenen Schönheit, und hoch erröthend betrachtete die Jungfrau den Eindruck, den sie auf den Cavalier gemacht, den sie an des Königs Seite gesehn; aber sie erzitterte, wenn sie an die möglichen Ursachen eines solchen Besuches dachte, und schon wollte sie mit scharfen, harten Vorwurfsworten dem Eindringling seine Frechheit verweisen, als er im Tone der tiefsten Achtung zu ihr sprach:

„Madame, vergeben Sie die Freiheit, die ich mir nehme, wenn ich ohne Ihre Erlaubniß mich Ihnen vorzustellen wage. Ich habe gehört, wie man von Ihrer Schönheit ein Bild entwarf, welches an fabelhafte Schilderungen erinnerte, meine Neugierde war gereizt, ich sehe, daß man nur den Schatten, nicht das Licht beschrieben. Ich kann unmöglich mein Erstaunen über Ihre Schönheit verbergen, ich werde ungesäumt dem Könige Bericht erstatten, und unser großer Monarch, der die Tugend und die Unschuld ehrt, die aus Ihrem Auge spricht, wird mit Freuden Ihr Loos glücklicher zu machen streben.“

„Herr!“ sprach Etelgive mit dem gerechten Stolz der Tugend, „ich bin ein zu unbedeutendes Wesen, als daß mein Loos den König, unsern Herrn, oder seine Günstlinge kümmern könnte. Gott hat uns noch

nie verlassen, die Armuth war für uns die Mutter der Demuth und Klugheit, — unser Herz sehnt sich nach gefährlichen Reichthümern und der Gunst der Hohen nicht; deßhalb, weil Sie so gnädig waren, an meinem Glücke Antheil zu nehmen, muß ich sie dringend bitten, dem König von ihrem Abentheuer nichts zu berichten, auch mich nie mehr zu besuchen, das gehört wesentlich zu meinem Glück. Wissen Sie, hoher Herr, mein Glück besteht im Bewußtsein unbescholtener Tugend und des aufrichtigen Glaubens, daß nur Tugend beseligt, weil sie uns Gott wohlgefällig macht."

„Ich muß meinem König berichten, was ich geseh'n, und bitte in tiefster Ehrfurcht, daß Madame mir ohne Furcht erlauben, Ihnen meine Ehrerbietung zu beweisen, wenn sein Befehl mich nochmals zu Ihnen sendet." So sprach Cork sich tief verneigend und ging.

Den König verzehrte die Ungeduld, bis Cork kam, dessen Bewunderung und Entzücken entflammten die Leidenschaft des Königs im höchsten Grad, und die Weisheit der Reden Etelgivens waren Beweise eines gebildeten Geistes, der ihn mächtig anzog, wo nebenbei die Armuth ihres Vaters ihn am Erfolge seiner Bemühungen nicht zweifeln ließ. Er bestimmte ihr sofort eines seiner Jagdschlösser in einem herrlichen Wildpark zur Wohnung und beauftragte Cork, es glänzend für die Favoritin einzurichten. 8 Tage brauchte bei aller Mühe der Günstling, um das Schloß mit einer so verschwenderischen Pracht einzurichten, als es der verliebte König befohlen.

Unterdessen lebte Etelgive in der größten Unruhe, Corks Besuch hatte in ihrem Herzen Gefühle wach gerufen, welche ihre Tugend mit aller Gewalt edler Weiblichkeit bekämpft hatte. — In der That hatte des herrlichen Königs Bild einen unauslöschlichen Eindruck in ihrem Herzen hinterlassen, sie dachte so oft an ihn, sprach so oft nur von ihm, daß ihre Cousine Edith leicht errieth, was Etelgive noch nicht wußte, daß sie liebe mit aller Gluth, und zwar zu ihrem größten Unglück — Englands König! — Endlich war das auch Etelgiven klar, sie fühlte eine so unaussprechliche Angst vor ihren Gefühlen, daß sie sich nach der Mittheilung ihres Geheimnisses sehnte und ihr Herz der Vertrauten erschloß. — Sie demüthigte sich in den Staub, sie stellte sich ihre Liebe als die größte Thorheit, vielleicht als entsetzliches Unglück vor, sie schwor, seinen Namen nicht mehr auszusprechen, ihn nie mehr seh'n zu wollen, sie wollte mit Macht ihrer Leidenschaft gebieten. Kann man aber wohl der verheerenden Flamme Stillstand gebieten, wenn sie hell auflodert und immer wilder stürmt? Etelgive tröstete sich mit dem baldigen Sieg über ihre Leidenschaft. Corks Besuch machte zwar nicht ihre Vorsätze zu nichte, erweckte aber alle Süssigkeiten der Erinnerung. Die Goldbörse aber, die Cork hinterlassen, erschien ihr wie Fluch und Gift, der Gedanke, warum aller Wahrscheinlichkeit nach der Höfling die große Summe hinterlassen, füllten ihr Herz mit Abscheu und Entsetzen; der etwas weniger zartfühlende Vater meinte, man könnte von Reichen immerhin ein Almosen nehmen, wenn man

arm sei, und der Reiche nichts dafür verlange, was die Ehre verletze. Uebrigens hat er dich mit der allergrößten Hochachtung behandelt, und offenbar kam er von unserm guten Könige.

„Das ist es, was mich mit Furcht und Entsetzen erfüllt," rief die Jungfrau schaudernd, „was denkt der König von mir? — Seine Liebe wird mit Ehre und Wonne jedes Fräulein, das ihm ebenbürtig ist, erfüllen, für mich ist sie eine Schmach, ich kann nie vor Gott und den Menschen die Seinige werden, — meine Ehre ist mir für sein Königreich nicht feil. Ich bin arm, aber auch stolz auf meine Ehre, sie ist mein einzig Hab' und Gut, und heilig werde ich sie bewahren!" — Es waren mehrere Tage seit Corks Besuch vergangen, schon glaubte die Jungfrau, des Königs flüchtige Neigung habe sich einem anderen Mädchen zugewendet, da trat plötzlich Cork mit ihrem Vater in das Zimmer und sprach:

„Ein Befehl des Königs verpflichtet euch sofort das Haus zu verlassen. Dem König ist man unbedingten Gehorsam schuldig."

Etelgive erschrack mächtig; doch Cork trat ehrerbietig vor sie hin, und sprach: „Madame! beruhigen Sie sich, des Königs Auftrag enthält nichts, worüber Sie erschrecken könnten, sondern er begründet Ihr Glück, Sie sollen bei all' Ihren herrlichen Eigenschaften nicht im Schatten einer ärmlichen Hütte blüh'n, fürchten Sie nichts, Edith und Ihr Vater bleiben bei Ihnen und werden nie von Ihnen getrennt werden."

„Mylord!" entgegnete Etelgive sich stolz und ent-

rüstet erhebend, „ich kann mich trotz Ihrer Versicherungen von meinem Erstaunen nicht erholen, wir sind viel zu unbedeutende Menschen, als daß mich der Ausdruck der Rechtlichkeit in Ihrem Angesicht und Ihre Stellung bei Hofe darüber beruhigen, mich versichern könnte, daß der König ohne alles Interesse, so viel Antheil an uns nehmen könne. Herr! ich bin bereit, Ihnen zu folgen, vergessen Sie aber nie, daß ich hier wie dort, stets Etelgive bleiben werde!"

Cork konnte nicht umhin, sie ihrer Tugend wegen zu achten, es that ihm Leid, das Werkzeug einer Schandthat zu sein, aber der Befehl war streng gemessen. Dem Waffenschmied gab er noch eine Börse mit dem Auftrag, alle seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, in der Nacht bereit zu sein, und sich zu entschließen, nie mehr sein Handwerk zu treiben. In der Nacht kam ein Wagen von zwei Reitern begleitet nicht vor das Haus, sondern in eine entlegene Straße, hier stiegen sie ein. — Etelgive war trostlos, vergebens tröstete sie der vergnügte Vater. Spät in der Nacht langten sie am Jagdschloß an, Cork, umgeben von mehreren Dienern, die Fakeln in den Händen hielten, erwartete sie. Der Höfling hob sie achtungsvoll aus dem Wagen, sie aber sprach mit Würde:

„Herr! wenn Sie mich beruhigen wollen, so geben Sie mir die Versicherung, daß Sie allein im Schlosse sind!"

Cork führte sie schweigend über die Treppen hinauf, brachte ihr seine Huldigung und sprach:

„Madame! Sie sind alleinige Herrin und Gebie-

terin dieses Schlosses, — derjenige, der in Liebe für Sie glüht, ist nicht hier, er wird auch in keiner Stunde erscheinen, ja es wird nie eine Zeit geben, in welcher Sie ihn fürchten müßten."

„So bitte ich Sie denn, Herr!" rief die Jungfrau heftig, „schützen Sie mich vor dem König, sagen Sie ihm, daß er meine Ehre achten muß, wenn ich gleich die letzte seiner Unterthanen bin."

„Bewunderungswürdige Etelgive, verbannen Sie jede Furcht, vergessen Sie nie, daß Sie mehr über den König vermögen, als er über sich selbst, wenn Sie befehlen, wird er stets gehorchen. Jetzt erlauben Sie, daß ich Ihnen Ihre Dienerschaft vorstelle und Sie durch Ihr Schloß geleite." Die Pracht der Einrichtung war in der That königlich und Edith konnte sich beim Anblick des ungeahnten Luxus nicht enthalten auszurufen: Wie schön ist es doch König zu sein, und seiner Geliebten solche Freuden bereiten zu können."

„Bin ich des Königs Geliebte, vorlautes einfältiges Mädchen!" rief Etelgive, „vor diesem Fluch und dieser Schmach bewahre mich der dreieinige Gott! Ich werde, fuhr sie leise fort, „stets den Tod der Entehrung vorziehen, denn ich bin eine Christin!"

Ein Diener trat ein und meldete, daß die Tafel servirt sei, jeder Schritt, den Etelgive im Schlosse machte, überzeugte sie von des Königs verschwenderischer Liebe —, besonders war es die Garderobe, die auch einer Königstochter als Ausstattung Ehre gemacht haben würde! Cork berichtete dem König getreu,

was vorgefallen sei, die Bewunderung ihres Charakters war nur das Oel, das er in die Liebesflamme des Königs goß. Schlaflos wälzte sich Ethelred auf dem schwellenden, üppigen Lager und begrüßte jubelnd die aufgehende Sonne, welche es ihm möglich machte, ohne Aufsehen zu erregen, den Vorwand einer Jagdpartie zu einem Besuche bei Etelgive zu benützen. Bald trennte sich der König unbemerkt von seinem Gefolge und sprengte mit verhängten Zügeln in Corks Begleitung dem Schlosse zu. Im Garten promenirte die Jungfrau bereits in Begleitung ihres Vaters und der Cousine; letzterer zu Gefallen, hatte sie ein nicht kostbares, aber sehr reizend schönes Gewand aus der Garderobe zu ihrer Toilette benützt. Kaum hatte der König sie erblickt, so sprang er vom Pferde, das neue Kleid bildete einen sehr schönen Rahmen zu ihrer blendenden Schönheit, der entzückte Monarch eilte ihr freude- und liebestrunken entgegen, und als sie sich vor ihm auf die Kniee niederwarf, hob er sie sanft vom Boden und preßte sie an seine Brust, sie entwand sich jedoch sogleich seiner Umarmung und stand ihm mit wahrhaft imponirender Majestät jungfräulicher Unschuld gegenüber. Ein Wink seiner Hand entfernte alle Zeugen, und er sprach leidenschaftlich aufgeregt:

„Etelgive! Du siehst einen König vor Dir, dessen Glück von Deiner Liebe abhängt, heute zum erstenmale bin ich nicht Meister der Sprache mehr, mein Auge muß es Dir sagen, wie unaussprechlich ich Dich liebe!“

„Sire!“ entgegnete die Jungfrau ruhig: „Ihre unendliche Güte, mit der Sie mich überhäufen, zwingen mich zur Aufrichtigkeit. Ich werde nie aufhören, der geheiligten Person meines Königs die höchste Achtung und Ehrfurcht zu zollen, — aber lieben, lieben darf die Magd den König in dem Sinne, wie er es meint, nie, niemals, darum beschwöre ich Eure Majestät bei der Liebe, die Sie für mich zu hegen vorgeben, — machen Sie es nicht unmöglich, daß ich, daß Sie mich achten. Verachten darf ich meinen Herrn und König nicht, das verhüte Gott! aber jeden andern Monarchen der Erde, der mir von Liebe reden würde, müßte ich verachten. Gnade! Gnade für eine unschuldige Jungfrau! erhabener König Ethelred! Nehmen Eure Majestät Ihre Geschenke zurück und lassen Sie mir Ihre Achtung und meine Ehre!“

Der König sah die knieende Jungfrau mit Entzücken, hob sie auf und betrachtete sie mit immer wachsender Liebe.

„Etelgive! am meisten Bewunderung verdient unter allen Deinen Vorzügen Deine Tugend, sprach er, „die Tugend, die meinem Glück im Wege steht, aber ich bin Ethelred, und wenn auch bis jetzt die Vernunft nicht die Führerin meiner Liebe war, so sei jetzt meine Liebe der Tribut Deiner Tugend, nicht der König wird je mehr vor Dir erscheinen, sondern nur der liebende Ethelred, der Deine Gegenliebe keineswegs erzwingen, sondern verdienen will!“

„Edler König!“ entgegnete die Jungfrau, indem sie sich heftig Gewalt anthat, „ich hoffe, daß die Zeit

Euere glorreiche Majestät von Gefühlen heilen werde, die Ihrer so wenig würdig sind —, o wie glücklich wäre ich, wenn es mir gelänge, Euere Majestät davon zu überzeugen."

Unterdessen waren sie bei einem Salon angelangt, in welchem Cork ein reiches Frühstück bereiten ließ. Der liebenswürdige König befahl, daß Alle sich zur Tafel setzten, und war so freundlich und lebhaft, daß er die Herzen Aller gewann. Etelgivens Grazie und Bescheidenheit entzückten ihn, und hätten ihn bald auf die Nothwendigkeit vergessen gemacht, sofort aufzubrechen, wenn er die Neugierde der übrigen Höflinge nicht reizen wollte; er entfernte sich schnell, nachdem er von seiner Geliebten Abschied genommen und Edith zu seiner Vertrauten gemacht hatte, die sich dadurch ungemein geschmeichelt fühlte.

Kaum waren die Hufschläge der Rosse im Forste verhallt, da beeilte sich Etelgive, ihrer Freundin Edith ihr Gespräch mit dem König mitzutheilen.

„Ach" seufzte sie, „welche Mühe hat es mich gekostet, ihm die innersten Gefühle meines Herzens zu verheimlichen, ach wie liebenswürdig ist er, wie sehr liebe ich ihn! Ach, warum ist er König und ich nur eine Magd, die ihn nicht lieben darf. Was für eine furchtbare Laune des Schicksals, daß es mit so festen Banden zwei Herzen an einander kettet, die einander nur durch Fluch und Sünde völlig angehören können! Aber er darf es nie erfahren, wie heiß ich ihn liebe, sonst würde er sich leicht schmeicheln, daß er über meine Schwäche triumphiren könne.

Er muß sich seiner erniedrigenden Liebe schämen, die seinen Ruhm befleckt! Ja ihn zu dieser Einsicht zu bringen, ist meine Aufgabe, die ich um so gewisser lösen werde, je inniger und heißer ich ihn liebe!" Ediths Gegenreden zogen ihr nur Etelgivens Vorwürfe zu. Der König besuchte Etelgiven sehr oft und liebte sie mehr als je, der Hofstaat vermuthete ein Abentheuer, eine Intrigue, versuchte aber nicht den Schleier des Geheimnisses zu lüften, um nicht den Jähzorn des jungen Königs zu reizen.

Ethelred sah es wohl ein, daß er sehr wenige Fortschritte in seiner Liebe gemacht, vergebens waren seine Schwüre, seine Verzweiflung, seine verschwenderisch prachtvollen Geschenke; jetzt bemächtigte sich Eifersucht seines Herzens, einen solchen Widerstand gegen einen liebenswürdigen König, die Erwiederung seiner an Wahnsinn gränzenden Liebe mit Kälte und Gleichgültigkeit konnte er nur sich dadurch erklären, daß die spröde Etelgive ihr Herz an einen Andern verschenkt, vielleicht einen elenden Knecht dem König Englands vorgezogen habe. Darüber mußte er sich Licht verschaffen, darum eilte er zu ihr, und sprach, während sein Auge bald zornig funkelte, bald in Liebe schwamm:

„Etelgive! Ich vermag mein Unglück nicht länger zu ertragen, die Furien der Eifersucht quälen mich zu sehr, ich muß es Dir sagen. Du liebst, und Deine Liebe ist nicht Ethelred!" Dieser unerwartete Vorwurf erschütterte Etelgive, bald hatte sie ihre Liebe gestanden, die Farbe ihres Angesichts wechselte beständig,

ein Strom von Thränen stürzte aus ihren schönen Augen.

„Großer Gott, mußte denn meine Tugend auf so schreckliche Proben gestellt werden, und ich noch einen solch unwürdigen Verdacht erleiden? Nein, mein König, ich habe niemals die Gefühle empfunden, deren Sie mich beschuldigen, noch nie war ein Mensch so kühn, sie in mir erwecken zu wollen. Ich war so unglücklich, Eure Majestät Liebe einzuflößen, eine Liebe, die uns beiden Dornen bringt. Mein Stand macht Ihre Liebe und meine Tugend mit einander unverträglich, Sire!" rief sie flehend vor ihm knieend, machen Sie Ihren und meinen Leiden ein Ende, — ich weise Ihre großen Wohlthaten nicht undankbar von mir, ich bitte nur, daß Sie mir erlauben, daß ich sie zu meiner Mitgift benütze, um in ein Kloster zu gehen. Erweisen Sie mir diese letzte Gnade, als Beweis, wie sehr, wie aufrichtig Sie die arme unglückliche Etelgive geliebt haben!"

„Nimmermehr!" schrie der König, „nimmermehr Grausame, Dich mir entreißen, heißt mich tödten. Ist Dir so wenig an meinem Leben gelegen, daß Du es mit Gewalt verkürzen willst?"

„Verkürzen, mein König!" rief die Jungfrau, „mit dem Opfer meines Lebens wollt' ich das Ihrige verlängern — mit dem Opfer meiner Ehre — nie!

„Etelgive!" sprach er sanft, „habe ich Vorwürfe von Dir verdient? War ich König in Deiner Gegenwart, habe ich Deine Liebe erzwingen oder ertrotzen wollen? Habe ich als König Gehorsam verlangt, habe

ich mit Gewalt gedroht, die ich als Herr hätte anwenden können? —

Der König wollte weiter reden, aber mit Entsetzen gewahrte er die plötzliche Veränderung in Etelgivens Angesicht, er rief Cork und Edith herbei, als sie kamen, sank die Jungfrau zusammen. Ihr gemartertes Gefühl hatte sie überwältigt, sie war dem Kampf in ihrem Innern unterlegen. Man brachte sie zu Bette, an dem der König kniete, — ein heftiges hitziges Fieber hatte sie ergriffen, — Ethelred machte sich Vorwürfe ihr Mörder zu sein.

Des Königs Gemüthszustand war für den Hof kein Geheimniß, und eben so wenig blieb es die Ursache mehr, denn Cork brachte den ganzen Vormittag, der König den ganzen Nachmittag bei der Kranken zu. — Die unbeschreibliche Angst und Sorgfalt des Königs um Etelgive hatten dem ganzen Hofstaat begreiflich gemacht, wie viel sie bei dem König gelte, und die meisten Herrn und Damen des Hofes buhlten um die Gunst, der Favoritin, die offenbar eine Zeit lang allmächtig sein würde, ihre Aufwartung zu machen, und jeder lobte mit niedriger Schmeichelei vor dem König die wundervolle Schönheit und Weisheit der Jungfrau, die man für seine Maitresse hielt.

Unterdessen war in dem Liebesverhältniß eine seltsame Veränderung vorgegangen, Etelgive hatte in ihren Fieberfantasien ihre heiße Liebe verrathen, und da sie nicht hoffte, daß ihr Leben gerettet würde, wollte sie ihm ihre Liebe selbst gestehen, aber auch diesen Sieg errang sie über sich selbst und schwieg.

Die Kranke erholte sich nach und nach, die Herrn und Damen, die ihr in ihrer Reconvalescenz ihre Aufwartung gemacht, waren von ihren Reizen so sehr entzückt, daß sie den König baten, aus seinem Verhältniß kein Geheimniß mehr zu machen, und sie zum Hofe zu berufen. Diese Bitte machte ihm sehr große Freude, jetzt konnte er sie doch täglich, stündlich seh'n und brauchte sich nicht zu ihr zu schleichen. Vergebens bat sie ihn weinend, ihr wenigstens diese Demüthigung zu ersparen.

„Glaube nicht, theuere Etelgive, daß ich Dich zum Hofe berufe, um Dich durch das Beispiel Deiner künftigen Umgebung willfähriger zu machen; würde ich es sonst wagen, Dich mein Kleinod den Augen so Vieler auszusetzen, wenn ich nicht auf Dich allein vertraute und Dir alle Freiheit lassen wollte?"

Etelgive gehorchte, ein prächtiger Palast war ihr in London bereitet, sie zog ein, sie war die Sonne des Hofes — und selbst dort triumphirte ihre Tugend und erzwang sich allgemeine Achtung.

Zu der heißen Liebe des Königs gesellte sich auch die Bewunderung ihrer Geistesvorzüge und Tugenden, die Freude, daß sie die Zierde des Hofes war. In ihrer Krankheit hatte er einen Entschluß gefaßt, ein Gelübde gemacht, jetzt schien es ihm an der Zeit, sich geradezu zu erklären. Er kam in großer Galla in Etelgivens Palast und bat sie mit freundlicher Miene mit Edith in ein anstossendes Gemach zu treten, da er ihr Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen hätte. Sie verneigte sich stumm gegen die Damen,

die sie umgaben, und folgte dem König. Sie nahm Platz auf einem Divan, der König setzte sich ihr gegenüber, und nachdem er ihre strahlende Schönheit lange mit stiller Freude bewundert, sprach er mit feierlichem Tone:

„Etelgive, wie leidenschaftlich ich Dich auch liebe, Du begegnest mir immer nur mit kaltem Respekt, ich kann nicht umhin Deine Tugend zu bewundern, und fühle mich gezwungen, einen so seltenen Heldenmuth zu belohnen. Deshalb will ich Dir einen Gatten geben, aus edlem Geschlecht, von Ansehen und Macht, der Deiner würdig ist!

„Wie?" rief Etelgive! „Euere Majestät lieben mich nicht mehr?"

Sie sprach diese Worte so tief bewegt, mit einer solchen Ueberraschung, daß sie dem König das langbewahrte Geheimniß ihrer Liebe verrieth, der entzückte König fragte daher sanft:

„Ist es möglich, Etelgive, daß der Verlust von Ethelreds Herzen Dir wirklich fühlbar wäre?

„Mein König!" entgegnete sie, „ich habe bereits zu viel gesprochen, was ich nicht widerrufen kann, ich brauche mich meiner Gefühle nicht mehr zu schämen, seit Euere Majestät über die Ihrigen gesiegt haben. Ich wage nichts mehr, gefährde nunmehr meine Tugend nicht, wenn ich gestehe, daß es die kühne Etelgive gewagt, ihr Auge zu ihrem Herrn und König zu erheben, ja sie hat mit heißer inniger Liebe ihren König geliebt, bevor er sie noch seiner Liebe gewürdigt. Ich habe unaussprechliche Qualen

gelitten, um mein Geheimniß zu bewahren, denn nur so bewahrte ich meine Tugend. Darum, mein König, danke ich für die Hand jenes Edelmannes, die Sie mir anbieten, ich kann und werde sie nie annehmen. Darum bitte ich auch um die Erlaubniß, mich vom Hofe zurückziehen zu dürfen, wenn ich liebe, so kann ich nur Ethelred lieben, ich hoffe aber in der Einsamkeit eines Klosters, in der Abgeschiedenheit, durch meine Tugend und Gottesliebe meine einzige irdische Liebe zu besiegen!"

„Halt ein Etelgive!" rief der König, „genug des Irrthums, Krone, Thron, Scepter und Ethelred liegen zu Deinen Füßen, für mich habe ich die Brautwerbung gemacht, lange schon war's mein Entschluß, er ist zur That gereift, als ich mich überzeugte, daß Du der Gegenstand der Bewunderung von ganz England bist. Jetzt sollst Du mir ohne Scham sagen dürfen, daß Du mich liebst. Edith! sieh' Deine und Meine Königin, laß uns ihr die ersten — huldigen!"

Obgleich die Jungfrau wonneberauscht war, entwand sie sich doch bald dem Freudentaumel und sprach mit ruhiger Ueberlegung:

„Mein König! Sie wissen nun, wie heiß Etelgive Sie liebe, aber eben diese glühende Liebe macht sie um ihren Ethelred und seinen Ruhm besorgter, als er selbst es ist. Ich schwöre es bei Gott, daß es keinen süsseren Augenblick für mich im Leben gäbe, als den gegenwärtigen, wenn ich nicht von so niedrigem Geblüte entsprossen — wenn ich nicht eine Magd von Geburt wäre. Ich habe Ethelred als den Ab-

gott meines Herzens geliebt, aber an Krone und Thron nie gedacht. Ich darf auch heute an ihren Besitz nicht denken. Mein König! Alles berechtigt Sie, auf der Bahn des Ruhmes unaufhaltsam vorwärts zu schreiten, das einzige Hinderniß könnte nur ich sein, Ihre Hand gehört einer erlauchten Prinzessin, die den Glanz Ihrer Krone erhöhen hilft, ich könnte ihn nur verdunkeln. — Wenn ich es in meiner Niedrigkeit wagte, die Hand des Königs anzunehmen, so sehe ich alle die traurigen Folgen, die für Euere Majestät daraus erwachsen würden, klar vor Augen; ich höre die Vorwürfe, ich sehe die Verachtung, die mich treffen würden, — heute noch werde ich geliebt und geachtet, weil man mich für des Königs einflußreiche Maitresse hält, es ist eben so traurig als wahr, daß ich als Königin diese Liebe und Achtung vermissen würde. Mein König, ich gebe Ihnen Sie selbst zurück — seien Sie nicht der feurige Liebhaber mehr, fangen Sie damit an, wieder der glorreiche König zu sein, daß Sie die Bande sprengen, die Ihnen später, wenn fester geknüpft, zur Schmach gereichen möchten. Edler König und Herr! so mächtig ist meine Liebe, daß sie mich zu dem größten Opfer ermächtigt und befähigt, ich opfere meine Liebe — Ihrem Ruhm!

„Genug Etelgive!“ rief der König und küßte ihr zärtlich die Hand, „daß Du zu einem solchen Opfer Dich entschließest, verdoppelt meine Liebe für Dich, wenn dieß möglich ist. Etelgive! ich hab' es vor Gott geschworen, daß Du mein Weib, daß Du Englands Königin werden sollst, ich bin Ethelred, ich bin

ein Mann, ich werde Wort halten. Und nun fort, um meinem Kronrath mein Glück zu verkündigen!"

Die Jungfrau senkte das Haupt verschämt und versprach Niemandem ein Wort zu sagen von dem, was gerade gesprochen ward, um ihm den Rücktritt möglich zu machen, wann er wollte. Während Etelgive vor dem König der Könige im Gebete sich demüthigte, eilte Ethelred mit strahlendem Angesicht in seine Hofburg zurück, und berief Cork in sein Kabinet.

„Ich bin der Glücklichste der Menschen," rief Ethelred, „ich habe meiner Geliebten meine Hand angeboten, und sie hat sie nicht ausgeschlagen — Etelgive ist Englands Königin!"

Cork war überrascht, er stammelte in seiner äußersten Verlegenheit einige Worte von dem Flecken, der durch solch eine Mißheirath Englands Krone besudeln würde, von der Blindheit der Liebe und Leidenschaft, —"

„Schweig, eitler Wortkrämer! alberner Schwätzer!" rief der König stolz. „Du bist nur einer meiner Unterthanen, König bin ich, dem Unterthanen ziemt Schweigen und Gehorsam!" Cork verneigte sich stumm und ging. „Rufe den Prinzen Egrod!" rief ihm der ungestümme König nach.

Der Prinz erschien, der König ersuchte ihn, sich niederzulassen und begann: „Mein Benehmen, meine Handlungsweise mußten meinem theuern Egrod oft räthselhaft vorkommen, jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo ich Dir, edler Vetter, mein Herz eröffnen

will!" Hierauf schilderte er den Beginn und Verlauf seines Verhältnisses zu Etelgiven mit aller Gluth der Leidenschaft und schloß mit der Erklärung, daß er im Kronrath seinen Entschluß vortragen werde, und auf Egrods Beistand mit Sicherheit rechne.

Die Stirne des Prinzen verfinsterte sich und er rief unwillig:

„Auf Egrods Stimme will Englands König rechnen, wenn es sich darum handelt, Englands Krone die Mackel unauslöschlicher Schmach aufzubrennen, wenn Englands König sich so weit vergessen will, eines Handwerkers Tochter auf Englands Thron zu heben! Was wird das Volk, was wird der Adel sagen? Was sagt die Geschichte von Königen, die sich von blinder Leidenschaft leiten ließen, bei der Wahl ihrer Gattinnen? Sie haben Krone, Ehre, Reich und Leben verloren, zur Strafe ihrer Thorheit. Sind nicht schon viele der Edlen des Landes bereit, die Fahne des Aufruhrs zu erheben, bedürfen sie dazu erst noch einer gerechten Ursache? Harret Dänemarks König nicht schon längst auf eine Schilderhebung in England, um seine finstern Pläne auszuführen?"

„Prinz! ich verzeihe Eueres Eifers wegen Euere unkluge Rede," entgegnete der König kalt, „als Mensch habe ich meinen Willen, als König verlange ich, daß meine Unterthanen ihn als Gesetz betrachten. Versteht Ihr mich? Läßt sich Jemand gelüsten, nach meiner Krone seine Hand auszustrecken, Ethelreds Schwert wird sie abzuhauen wissen. — Da Ihr meine Wahl nicht bil-

liget, — so werde ich auch ohne Euere Genehmigung glücklich sein müssen."

Egrods war tief bestürzt und vernahm mit Schrecken den Befehl, welcher den Kronrath auf den andern Morgen berief. — Der Kronrath war versammelt, nur Egrods, der stolze Greis fehlte, zum Vergnügen des Königs, denn er hielt alle andern Räthe für geschmeidiger. Der König hielt eine lange Rede an sie, vom Frieden, der in seinem Reiche regiere, von der wechselseitigen Liebe des Königs und des Volkes zu einander, von der Nothwendigkeit, dieselbe durch neue Bande zu kräftigen, und endlich nachdem er sie darauf vorbereitet, daß er keine Convenienz — sondern ein Herzensbündniß eingehen wolle, erklärte er, daß er die bewunderungswürdige Etelgive zu seiner Gemahlin auserseh'n.

Kaum war dieser Name ausgesprochen, so murrten Alle, senkten die Blicke und schwiegen bestürzt, da trat Egrods ein. Dieser half der Versammlung aus der Verlegenheit, er nahm das Wort, und hielt eine Meisterrede gegen die beabsichtigte Verbindung. Die Thränen des Greises waren beredter als seine Bitten. Niemand zweifelte an ihrem Erfolg, da sprang der König mit zornglühendem Angesicht auf, und verkündete dem gesammten, im Thronsaal versammelten Hofstaat seinen unabänderlichen Entschluß, Etelgiven zur Königin von England zu machen.

Egrods war bei dieser Neuigkeit außer sich, er gab dem Ehrgeiz und den Intriguen Etelgivens alle

Schuld und eilte in ihren Palast. Er traf sie mit Edith allein.

Es läßt sich denken, mit welcher Wuth der Greis zu ihr gesprochen, mit welch' verletzenden Ausdrücken er sie an ihre niedrige Herkunft erinnert habe. Er sprach fast ohne Vernunft, denn die Verzweiflung legte ihm die Worte in den Mund. Mit englischer Sanftmuth und Milde hörte ihn die Jungfrau bis er geendiget hatte, dann begann sie:

„Edler Prinz, nicht jedes Mädchen würde an meiner Stelle so geduldig so viele Beleidigungen angehört haben wie ich, — Ihre Eifersucht für des Königs Ruhm und Ehre ist keineswegs größer, als die meinige. Ich kann Ihren Beleidigungen nur meine Unschuld entgegenhalten. Ich liebe den König mit heißer aufrichtiger Liebe, der Lohn seiner Liebe zu mir, die mich ein volles Jahr unglücklich gemacht, war jedoch nur kalte Hochachtung, ich gestehe es mit Scham, edler Prinz, daß ich aller Kraft der Tugend und des Glaubens bedurfte, um dieser Versuchung nicht zu unterliegen, mich vom Pesthauch der Sünde fern zu halten, ja um meine Liebe zu verheimlichen, ich hoffte von der Zeit Heilung einer Leidenschaft, die nach meiner heiligsten Ueberzeugung uns Beiden nur Unglück und Schande bringt. Hätte mich nach dem Throne gelüstet, so wären Stillschweigen und Kälte die schlechteste List gewesen, um zum Ziele zu gelangen. Erst gestern entlockte mir der König mein Geheimniß, das ich nur verrieth, um ihm gänzlich zu entsagen. Ich weiß es selbst, was für Königinen

England braucht, und bin mehr stolz darauf, einem Thron zu entsagen, als ihn anzunehmen; ich bin für den Hof nicht geboren, weiß auf seinem glatten Boden mich nicht zu bewegen, darum erwiderte ich den Heirathsantrag des Königs mit der Bitte, daß er mich meine übrigen Lebenstage in einem Kloster zubringen lasse. Ich bin bereit, meine Liebe, mein Leben der Ehre Englands und des Königs zu opfern, wissen Sie ein Mittel, mein Prinz, die Lage der Dinge zu ändern, — Sie seh'n mich bereit." Egrods betrachtete sie mit Bewunderung und sagte gerührt:

„Madame! ich ehre Sie von ganzem Herzen, Gott gebe, daß ich je im Stande sei, mein Unrecht an Ihnen gut zu machen! O daß ganz England Sie in dieser Stunde geseh'n und gehört hätte. Das ganze Volk würde jubeln über des Königs Wahl, meinen Worten wird man nicht glauben, da ich kaum selbst meiner eigenen Ueberzeugung, meinen Augen und Ohren traue. Gott gebe, daß ganz England sich von Ihrem Werthe so überzeuge, wie ich, daß Ihre Tugenden alle Huldigungen einärndten, die Sie verdienen. Jetzt tadle ich den König nicht mehr, ich bewundere ihn. Meine Königin! Ihre Schönheit, Ihre Tugenden, Ihre Weisheit würden bald Englands Thron zieren, rechnen Sie stets auf Egrods Freundschaft, Achtung und Dienstwilligkeit. Heil dem König Ethelred! Heil der Königin Etelgive!"

Einige Tage darauf ward des Königs Vermählung öffentlich in der Kapelle des Palastes durch den Bischof von Durham vollzogen. Der König, welcher

wollte, daß Jedermann Antheil an seiner Freude habe, versammelte zu der Feierlichkeit alle Edle des Reiches, und gab glänzende Feste.

Die Theilnahme an denselben war so groß, daß sich Ethelred schmeichelte, daß alle Großen Englands seine Wahl billigten, Egrods that das Seinige, um alle Gemüther günstig für die Königin zu stimmen.

2. Dornen fast ohne Rosen.

Schon der erste Tag ihrer Vermählung mit Ethelred mußte Etelgiven überzeugen, daß ihr Loos keineswegs ein beneidenswürdiges sein würde. Das laute Getöse der Hochzeitsfeierlichkeiten war verstummt, der Hof war ziemlich öde, die edlen Herren und Damen, welche die Einladung des Königs zu seiner Hochzeit als Befehl angesehen hatten, verließen sogleich wieder den Hof. — Damen, die sich unter anderen Umständen überglücklich gefühlt hätten, wenn sie in den Hofstaat der Königin berufen worden wären, hielten es unter ihrer Würde, Hofdamen der Waffenschmiedstochter zu sein; unter allerlei Vorwänden lehnten sie die ihnen zugedachte Ehre ab, und selbst unter jenen Cavalieren, die ehemals dem König am treuesten ergeben waren, fanden sich Viele, welche ihre Ehrenämter bei Hofe niederlegten, und sich zurückzogen; nur Wenige, welche von Etelgivens Werth fest überzeugt waren, wie Egrods und Cork, blieben dem König unerschütterlich treu. Die zärtliche Liebe der Königin tröstete den König über den hochfahrenden Stolz seiner Vasallen. — Etelgive grämte sich nicht

darüber, daß das Volk im wilden Unmuth über des Königs Wahl, ihr den Titel der Königin verweigerte, ihre Sanftmuth und Milde, ihre Geduld und Güte gewann ihr jedoch die Herzen all' Derjenigen, die das Glück hatten, in ihrer Nähe zu weilen, und Prinz Egrods war ihr größter Bewunderer. — Die Geburt eines Prinzen, der in der heiligen Taufe den Namen Edmund erhielt, machte den König äußerst glücklich; wieder verkündeten glänzende Feste des Königs Freudentaumel, an welchem dießmal auch das Volk aufrichtigen Antheil nahm, als auf einmal die Kunde von bedenklichem Aufstand im Reiche die Freuden störte. Die zwei Grafen von Jermerland und Koorfort hatten sich gegen Ethelred empört, sie bauten ihre Ansprüche auf Englands Krone, auf ihre Abstammung vom König Alfred und auf die Unfähigkeit Ethelreds, England zu regieren, nachdem er durch eine Mißheirath sich des Thrones unwürdig gemacht. — Ihre Anmaßung ward von dem Dänenkönig Suenon und von dem Schottenkönig Nicolai unterstützt.

Ethelred war ein sehr tapferer, kriegerischer König, er brannte vor Begierde, die Rebellen zu züchtigen. Ethelgivens Abschied von ihm war um so rührender, als es für sie kein Geheimniß war, daß sie die unschuldige Ursache des Krieges und der Empörung eines großen Theils des Volkes sei. — Wir wollen uns kurz fassen, und berichten nur, daß Ethelreds Sieg ein glänzender war, daß er siegreich mit Lorbeern, Ruhm und Ehre beladen nach London zurückkehrte, und jubelnd von seinem Volke empfangen

ward. — Ethelred sah seine Ethelgive wieder und seine Liebe war so feurig und zärtlich, wie in den ersten Tagen. — Mit verschwenderischer Pracht feierte Ethelred seinen Sieg und schien der glücklichste Mensch zu sein, als wenige Wochen nach seiner Rückkehr das geliebte Weib ihn mit einem zweiten Prinzen beschenkte, der den Namen Edouin bekam. Dieser Segen des Himmels, des Königs unerwartete Beständigkeit, der Königin seltene Tugend und Frömmigkeit gewannen ihr endlich alle Herzen des Volkes. — Der Prinz Egrods hatte durch das gerechte Lob, das er der Königin überall spendete, am meisten zu diesem günstigen Wechsel der Volksmeinung beigetragen; längst schon betrachteten sie die Armen als ihren sichtbaren Schutzengel, schon begannen die edlen Damen sich um die Königin zu schaaren, denn die Gatten hatten sie dazu vermocht, damit sie an der Königin herrlichem Tugendbeispiel sich spiegelten, die Cavaliers machten sich eine Ehre daraus, der Königin ihre Huldigungen darzubringen, — da war sie, der Aller Herzen sich zuwandten, auf dem Punkte, das Herz, das sie am meisten liebte, zu verlieren.

Prinz Egrods trat voller Freude in ihr Gemach, um ihr die günstige Stimmung des Volkes mit Freuden zu berichten, er fand sie im tiefsten Kummer, in Thränen gebadet. Der Prinz war überrascht und fragte bestürzt:

„Madame! Ist es möglich, daß Sie bei allem Glück, das sie umgibt, eine Beute des Kummers sind? Was vermag das Glück Euerer Majestät, an welchem

ganz England Antheil nimmt, zu stören und zu trüben?"

„Ach Mylord!" rief die Königin mit tiefem Schmerz, während sich die Verzweiflung auf ihrem Angesichte malte, „wie sehr bedarf ich in meiner traurigen Lage ihres Beistandes!"

„Wie gerne werde ich ihn nach Kräften leisten, obgleich ich nicht im Entferntesten die Ursache Ihres Leidwesens errathen kann. Was fehlt wohl zu Ihrem Glück? Sie haben über Ethelreds Herz triumphirt und triumphiren jetzt über die Herzen seiner Unterthanen, schon ist es beschlossen, daß der nächste Kronrath Sie feierlich als Königin anerkennen und proclamiren und den König bitten wird, Ihnen sofort öffentlich Englands heilige Krone aufsetzen zu lassen. Ich bin meiner vor Freude kaum mächtig, während ich Ihnen dieß melde, und Sie, meine Königin sind des tiefsten Kummers Beute."

„Was nützt mir Englands Krone, wenn Englands König mich nicht mehr liebt? Ja! Prinz! Ethelred wird kalt und gleichgiltig gegen mich, seine Gleichgiltigkeit ist mein Tod. Die Ehren, die Sie mir verkünden, haben für mich nur dann Werth, wenn Ethelred sich daran freut, — ohne seine Liebe und Achtung kann ich nicht leben, lieber den Tod als ein Leben ohne den Besitz seines Herzens!"

Der Prinz betrachtete kopfschüttelnd und ungläubig die strahlende und blendende Schönheit der zweiundzwanzigjährigen Königin, und versuchte sie mit der Vorstellung zu trösten, daß der König, der unter

den schwierigsten Umständen um ihre Hand geworben, seinen Schwüren unmöglich untreu werden könne. — Etelgive hatte aber das Vorgefühl innig liebender Herzen, sie hatte sich nicht getäuscht, der König war in Liebe zu einer jungen, schönen aber geistlosen Hofdame entflammt. Ethelred vermochte nicht einmal so viel über sich, daß er seine heftige Neigung vor ihr verheimlicht hätte, ja er ließ es sogar deutlich erkennen, daß er es bereue, die Bande, die ihn mit Etelgiven vereinigten, so fest geknüpft zu haben; er gab sich aber immer das Ansehn, als bereue er seine leichtsinnig eingegangene Ehe mit Etelgiven nur aus Staatsrücksichten, der Unzufriedenheit seiner Edlen und des Nutzens wegen, die aus einer andern Verbindung seinem Reiche erwachsen wäre. Noch immer hoffte die unglückliche Königin die Rückkehr des Ungetreuen und nur darum hatte sie dem Prinzen Egrods ihr Geheimniß anvertraut, um seinen Rath zu hören und sich nach seiner Anleitung zu richten. Der Greis eilte zum König, um das Geheimniß zu ergründen; er fand ihn allein mit Cork. — Beide schienen im Zustande der heftigsten Aufregung zu sein, und kaum hatte der Monarch den Prinzen erblickt, stürzte er auf ihn zu und rief wüthend:

„Prinz! was ist von einem Unterthanen zu halten, der seinem Könige nicht gehorcht? Mein werther Vetter, ich habe ernste Betrachtungen über die Verhältnisse gemacht, in welchen Etelgive sich hier befindet, über den hohen Rang, den sie ungebührlich hier einnimmt, ich sehe es ein, daß ihre Anwesenheit

am Hofe alle Edelleute des Reiches beleidigt, weil sie gemeiner Herkunft ist; da ich nun einmal den übereilten Schritt gemacht habe, sie zu heirathen, was nicht mehr ungeschehn gemacht werden kann, will ich meinem Reiche und vornehmlich dessen Adel wenigstens die Genugthuung geben, sie vom Hofe zu entfernen. Den Auftrag, Etelgiven dieß mitzutheilen, sie von meinem unabänderlichen Entschluß zu verständigen, habe ich gerade Cork gegeben, und er hat es gewagt, mir, seinem Könige zu widersprechen, sich frech aufzulehnen gegen meine Befehle. Edler Vetter, urtheilt selbst, ob ich nicht vollkommen gerecht handle, ob ich nicht Ursache habe, mich über einen Diener zu erzürnen, der es wagt, mir zu widersprechen?"

„Wie?" rief Egrods bestürzt, „Euere Majestät wollten die Königin aus dem Palaste verbannen, Sie wollen in das Herz, das sie unaussprechlich liebt, unbedachtsam einen Dolch stoßen, Sie wollen unsere Königin verjagen, der das Reich zwei Prinzen verdankt, die es als seine Stützen betrachtet, eine Königin, die sich unter den schwierigsten Verhältnissen die allgemeine Achtung des Volkes erworben, — eine Königin, die so geliebt ist, daß das Volk ihre Krönung verlangt, um die ich selbst bitte. Mein König, unsere Königin wird ihrer Tugenden wegen so allgemein geliebt und bewundert, daß eine so schreckliche Veränderung der Verhältnisse dem ganzen Volke nur zum tiefsten Schmerz gereichen müßte!"

Ethelred staunte über die Rede und die Gesinnungen des Prinzen, aber er hörte nicht mehr die

Sprache der Vernunft, er ward wüthend, betrachtete den Greis mit Geringschätzung und lud die ganze Wucht seines Zornes auf Corks Haupt, den er sofort für immer vom Hofe verbannte. Hierauf rief er einen geschmeidigen Höfling, und gab ihm den Befehl, sofort zu Etelgiven zu gehn, und ihr des Königs Beschluß, der sie von seinem Angesichte verbannte, ohne Verzug mitzutheilen.

Todesschmerz erfüllte Egrods edle Seele, als er den hohen Grad der Verblendung des Königs erkannte, aber er hatte in dem Augenblicke selbst zu wenig Fassung, um vor der unglücklichen Königin erscheinen zu können. Die überraschende Neuigkeit ward bald beim ganzen Hofe bekannt, die Bestürzung war allgemein, und die Königin, die in ihrem größten Glücke kaum einen einzigen Freund gefunden, hatte in ihrem Unglücke kaum einen Feind, der sich darüber gefreut hätte. Vergeblich waren alle Vorstellungen der Hohen am Hofe, der König ward rasend, wenn man ihm widersprach, — Etelgive mußte sich in jenen Palast zurückziehen, welchen er ihr vor seiner Vermählung geschenkt.

Alle Hofdamen eilten zu ihr, um ihr Trost zuzusprechen, daß sie mit Geduld und Fassung den schweren Schlag ertrage, — sie kamen nur zu dem traurigen Schauspiel, die Königin ohnmächtig und ohne Lebenszeichen hingestreckt zu sehen. Der zärtlichsten Pflege und Theilnahme gelang es, nach zwei Stunden die Königin wieder zum Bewußtsein zu bringen, aber der Tod war so deutlich in ihr schönes

Angesicht gegraben, daß man an ihrem Aufkommen verzweifelte. Inständigst bat sie, daß man den König beschwöre, sie noch einmal vor ihrem Tode zu sehn, — umsonst eilten die edelsten Damen zu Ethelred, um ihn zu beschwören, einer Sterbenden diesen letzten Trost nicht zu versagen; mit unerklärbarer Härte wies sie der König ab. Die edlen Frauen fürchteten, daß sie durch Mittheilung dieser kränkenden Kunde den letzten Lebensfunken der Unglücklichen ersticken würden, und eilten zu Egrods, um sich bei ihm Raths zu erholen. Er eilte zu ihr und fand sie von ihrem ganzen Hofstaate umgeben, auch die zwei jungen Prinzen hatte man gebracht.

Als die Königin den Greis erblickte, sprach sie mit gebrochener Stimme:

„Edler Prinz! wenn ich in meinem namenlosen Elende eines Trostes fähig wäre, so könnte es nur Ihre Anwesenheit und die zärtliche Theilnahme des ganzen Hofes sein; o wie glücklich macht mich diese Theilnahme und Liebe, die ich nie verdiente! Der Himmel straft am heutigen Tage meine abgöttische Liebe für Ethelred, der Tod ist meine Buße dafür, daß ich den König wie Gott geliebt. Ihnen, edler Prinz, empfehle ich meine Kinder, übertragen Sie Ihre Tugenden auf die Prinzen. Meine Kinder, möchte es euch doch gelingen, die Liebe eures Vaters zu gewinnen, ihn zur Reue zu stimmen über das, was er an euerer Mutter gethan!“ — Die Königin sah den ganzen Hofstaat in Thränen, sie nahm von Allen den rührendsten Abschied und befahl, daß man den Wagen kommen lasse, der sie in ihre neue Wohn-

ung bringen sollte. Der allgemeine Schmerzensschrei bei der Trennung war ein deutlicher Beweis, wie sehr die Königin geliebt war. Die Damen, welche ihre Umgebung gebildet bei Hofe, ließen sich nicht abwehren, ihr in die Verbannung zu folgen. — Auch Egrods folgte ihr nach, und fand sie krank und erschöpft im Bette, er ließ sich an demselben nieder und sprach folgende Worte zu ihr, mit so leiser Stimme, daß er nur von ihr gehört werden konnte:

„Madame! Ich will es nicht versuchen, Sie zu trösten, ich kenne Sie zu gut, als daß ich nicht wüßte, daß eine solche Bemühung fruchtlos wäre, — aber erneuern Sie jenen Muth und jene Tugend, die Ihnen einst Ethelreds Herz und die Achtung seines Volkes gewonnen haben, gerade im Unglücke ist dieß Ihres Ruhmes wegen doppelt nothwendig. Erwarten Sie von der Zeit und Ihrer Geduld einen günstigen Wechsel Ihres Schicksals, Sie haben des Volkes Herz für sich gewonnen, es wird Ihnen des Königs Herz das Volk zurückerobern helfen. Erhalten Sie Ihr Leben, um ihn erröthen zu machen über seine Unbeständigkeit; erlauben Sie mir, meine Königin, daß ich jetzt eben so frei zu Ihnen sprechen dürfe, wie ich es vor Ihrer Vermählung mit dem König gewagt, — ich verlange dringend von Ihnen die Erhaltung Ihres kostbaren Lebens. Ich hoffe, daß Sie noch mit Freuden die Früchte meiner Bemühungen und meiner Freundschaft genießen werden."

„Mylord!" entgegnete die Königin, „meine Ergebung in Gottes Rathschlüsse möge Ihnen eine sichere

Bürgschaft dafür sein, daß ich nichts thun werde, um meinen Tod zu beschleunigen, der harte Schlag hat zu sehr mein Herz getroffen, meines Lebens Wurzel war Ethelreds Liebe, sie ist verdorrt, Etelgive kann nicht leben ohne seine Liebe; ich weiß, daß ich sterben muß, ich nehme Ihre Freundschaft als Trost mit ins Grab, aber ich würde leichter und sanfter sterben, wenn ich vom Könige bis zum letzten Athemzuge geliebet würde." Der Prinz sah die Nothwendigkeit ein, der erschöpften Königin einige Augenblicke der Ruhe und Ergebung zu gönnen; er entfernte sich mit der Versicherung, täglich seine Aufwartung bei ihr machen zu wollen.

Der König war über Etelgivens Entfernung vollkommen beruhigt, er überließ sich nun ohne Rückhalt dem schändlichen Zuge seines flatterhaften Herzens, so daß kein Zweifel mehr über die eigentliche Ursache seiner Scheidung von der Königin obwalten konnte. Die Hofdame, die sein Herz gefesselt hatte, besaß weder Etelgivens Schönheit noch ihre Frömmigkeit und andern Tugenden, — sie war bald durch andere Damen des Hofes ersetzt, und Egrods hoffte eben deßhalb, daß der König bald wieder reuig zu den Füssen Etelgivens zurückkehren würde. — Sie theilte seine Hoffnungen nicht, und welkte dem Tode sichtlich entgegen.

In jener Zeit besuchten die englischen Edelleute sehr häufig die Stadt Rouen in der Normandie, und mehrere von ihnen hatten sich von dort ihre Gemahlinen geholt. Einstimmig war ihre Bewunderung der

seltenen Schönheit der auch in Minneliedern häufig besungenen Prinzessin Emma, Schwester Richards II., Herzogs der Normandie. Die Kunde von Emma's gefeierter Schönheit gelangte bald zu des flatterhaften Königs Ohren, er ließ ein Porträt von ihr bringen, und bevor er sie noch geseh'n, war sein Herz beim bloßen Anblick des Bildes in hellen Flammen. Mehr als je verfluchte der König seine Verbindung mit Etelgiven und da eine Nichtigkeitserklärung der Ehe, der beiden Früchte derselben wegen nicht möglich war, überließ sich der Verblendete fast der Verzweiflung. Er jagte alle diejenigen Damen, mit denen er Liebeleien unterhalten, schimpflich vom Hofe, er verschloß sich in sein Cabinet und brachte viele Stunden lang mit der Betrachtung des Portraits der Prinzessin Emma zu. Wie sehr man sich auch Mühe gab, die Kunde von dieser heftigen Liebe der Königin zu verheimlichen, sie erfuhr sie doch, und die Schönheit der Prinzessin, ihre hohe Geburt, der große Nutzen, welcher aus einer solchen Verbindung dem Könige und seinem Lande erwachsen würde, raubten ihr die letzte Hoffnung. Ein hitziges Fieber ergriff sie, und die Heftigkeit der Krankheit trotzte aller Kunst der Aerzte. Jeden Augenblick der Besinnung benützte sie, um ihre Umgebung zu trösten; einige Stunden vor ihrem Tode schrieb sie noch einen Brief an den König, diesen übergab sie dem Prinzen Egrods, und hierauf vertheilte sie alle ihre Kostbarkeiten unter die Hofdamen und ihre Dienerschaft. Sie starb gottergeben als fromme Christin in ihrem zweiundzwanzigsten Jahre

allgemein betrauert, allgemein beweint. Edith zog sich am Tage ihrer Beerdigung in ein Kloster zurück.

Egrods ging schwankenden Schrittes zum König, der bereits die Nachricht vom Tode Etelgivens erfahren, und übergab ihm ihren Brief, der von ihren und seinen Thränen benetzt war. Der König öffnete den Brief nicht einmal, sondern warf ihn gleichgiltig in seinen Schmuckkasten, der vor ihm auf dem Tische stand, er murmelte bloß die Worte:

„Sie hat mich sehr geliebt, davon hat sie mir durch ihren Tod den besten Beweis gegeben, denn sie konnte zu keiner für mich günstigeren Zeit sterben."

Diese Härte entrüstete den greisen Prinzen so sehr, daß er, ohne ein Wort zu sprechen, von dem herzlosen König eilte. Trotz der Heftigkeit seiner Leidenschaft ließ der König noch einige Tage scheinbarer Trauer verfließen, hierauf erklärte er öffentlich im Kronrath, daß er die Prinzessin Emma aus der Normandie zur Königin Englands auserwählt, und sandte den Grafen von Kent, den Generalcapitän seines Heeres, als Brautwerber an Herzog Richards Hof.

Der mächtige Graf hielt in Rouen seinen Einzug in Begleitung von dreihundert englischen Edelleuten, er ward mit allen erdenklichen Ehren empfangen, und in feierlicher Audienz trug er die Bitte seines Königs um Emma's Hand vor, die mit Freuden gewährt ward. Der Graf von Kent hatte die Ehre und Freude, die Königsbraut nach London zu geleiten. Eine große Anzahl von Edelleuten der Normandie und Bretagne schloß sich dem prunkvollen Zuge an, der überall vom

Jubel des Volkes begrüßt ward, denn die Verbindung Ethelreds mit Emma verschaffte England einen mächtigen Bundesgenossen in ihrem Bruder, und das Volk hoffte, daß es der liebenswürdigen Prinzessin gelingen werde, den König von den Verirrungen der letzten Zeit zurückzuführen. Der Bischof von Durham segnete auch diese Ehe ein, und zwar in der berühmten Westminsterabtei. Die Feierlichkeiten dauerten einen ganzen Monat lang. Emma war außerordentlich schön, aber sie hatte auch ein frommes edles Herz. Sie kannte wohl Etelgivens trauriges Schicksal und bewunderte ihre Tugenden; besonders zärtlich liebte sie die zwei Prinzen, und selbst als ihre eigene Ehe mit einem Knaben gesegnet war, liebte sie alle drei mit gleicher Zärtlichkeit. Der Erstgeborne der zweiten Ehe ward Alfred genannt, der zweite Eduard, den der mächtige Graf von Hiéme, Emma's Bruder, aus der Taufe hob. Alfred ward allgemein als der künftige Thronerbe angesehn, weil die erste Ehe des Königs nicht unter jenen Bedingungen geschlossen war, an welche die Nachfolge auf den Thron in England geknüpft war. Die Königin war sehr beliebt, ihre Zärtlichkeit für Etelgivens Kinder gewann ihr alle Herzen, denn Prinz Edmund, ein wahres Abbild der Schönheit des Vaters und der Mutter, war der Liebling des Volkes. — Die neue Ehe hatte den König nicht gebessert, sein Herz nicht fest gefesselt, — er bekam eine Abneigung gegen die Königin, die so groß ward, daß er sie nicht einmal sehen wollte. So milde und freundlich auch die Königin gegen ihre

Untergebenen war, so heftig und stolz konnte sie gegen ihres Gleichen sein, darum stellte sie den König mit sehr scharfen Worten zur Rede, und warnte ihn, seine Verblendung nicht so weit zu treiben, daß er die bösen Folgen derselben fürchten müßte. Ethelred weit entfernt, sich zu rechtfertigen, verließ sie mit Gleichgiltigkeit, ja mit Spott, und empörte auf diese Weise Emma im höchsten Grade, so zwar, daß sie alsogleich an ihren Bruder Richard schrieb, und sich in sehr bitterem Tone über die entehrende Behandlung beklagte, die ihr vom König widerfahren war. Richard schickte ohne Verzug Gesandte an Ethelred, die von ihm Rechenschaft verlangen sollten über die Beleidigungen, die er seiner Gemahlin angethan. Sie sprachen aber in einem so ernsten, scharfen Tone zu ihm, führten eine so hoffärtige Sprache, daß sie den König nur noch mehr erbitterten. Er behandelte Emma noch schimpflicher als Etelgiven, die er mit Schimpf, Spott und Schande vertrieb; er führte abermals ein wüstes Leben, und Jedermann, welcher seine Gunst erlangen wollte, mußte die Königin mit Verachtung behandeln, von dem Herzog, ihrem Bruder, mit Verachtung reden. — Der König hatte durch seine unkluge Handlungsweise auch den König von Dänemark, der nie sein Freund gewesen, schwer beleidigt. Suenon fiel im Anfange des Monats Mai 1013 in England ein, und verwüstete es mit Feuer und Schwert.

Der König Ethelred zog ihm kampfmuthig entgegen, ward aber schmählich auf das Haupt geschlagen, und mußte sich mit dem kleinen Rest seines herrlichen

Heeres nach London flüchten, welches er durch Flammen ganz verwüstet fand. Der König war rath- und hilflos, er suchte Hilfe in der Fürsprache der Königin, sie söhnte sich mit ihm aus, verzieh ihm die Beleidigungen, die er ihr angethan, und schrieb als Vermittlerin an Richard. Dieser verzieh ebenfalls und lud seinen königlichen Schwager ein, in der Normandie sich so lange aufzuhalten, bis es ihm möglich wäre, ihm mit den Waffen kräftigen Beistand zu leisten.

Des Königs Unglück, die Bitten der liebenswürdigen Königin verschafften ihnen bald mächtige Freunde, die französische Ritterschaft, die galanteste und hochherzigste der Welt, sammelte sich unter Ethelreds Fahne. Viertausend französische Ritter mit ihren Knappen bildeten den Kern der Armee, die bei günstigem Winde schon am zweiten Tage in der Grafschaft Sussex landete; König Suenon starb plötzlich in London, sein Heer ward gänzlich geschlagen, und kaum gelang es dem kleinen Ueberrest der Armee, mit dem jungen Königssohn Canut zu entfliehen. Siegreich zog wieder Ethelred in London ein, von endlosem Jubel seiner Unterthanen begrüßt. Wie glücklich war der König wieder, aber seine Freude ward durch ein unvermuthetes Ereigniß gestört. Eines Tages war der König damit beschäftigt, unter seinen Juwelen einige Schmucksachen von Rubinen aufzusuchen, um der Königin aus denselben ein Diadem machen zu lassen. Der noch immer verschlossene Brief Etelgivens lag vor seinen Augen, eine plötzliche, heftige Bewegung ergriff ihn und rührte ihn zu Thränen.

Kaum hatte er einige Zeilen gelesen, so bemeisterte ihn die heftigste Wehmuth, laut aufseufzend und weinend küßte er das theuere Schreiben seines Opfers, und war lange Zeit nicht im Stande, folgende Zeilen im Zusammenhange zu lesen:

Die immer getreue und unglückliche Etelgive an ihren Herrn, Gebieter und König, den vielgeliebten Ethelred.

Sire!

Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß ich sterben müsse, würde ich nicht den Muth fassen, Euere Majestät mit diesen Zeilen zu belästigen, die Ihnen nicht angenehm sein können. Verzeihen Euere Majestät einer Sterbenden, der nahe Tod entschuldigt meine Kühnheit und Sie werden es der scheidenden Etelgive, die Sie ehemals so sehr geliebt, verzeihn, daß sie Euerer Majestät noch einmal sagen will, daß sie Dieselbe immer unaussprechlich geliebt habe, und jetzt noch immer heftig liebe, nachdem Sie sie haben so viel leiden lassen. Ich nehme die Feder nicht in die Hand, um Euerer Majestät Vorwürfe zu machen, Ihre Untreue lege ich mir selbst zur Last, weil mein Herz und mein Geist nicht die Eigenschaften besaß, um sie dauernd zu fesseln; ich bitte nur, mein Herr und Gebieter möge sich ins Gedächtniß zurückrufen, was für eine Mühe ich mir gegeben habe, ihm die Reue zu ersparen, daß ich mit der zärtlichsten Liebe die Ihrige erwiderte, als der Segen der Kirche mich unabänderlich an Euere Majestät fesselte.

Eine hohe Gnade ist es, um die ich Euere Majestät

auf dem Sterbebette bitten muß, bewahren Sie in Liebe mein Angedenken, nicht mit Haß lassen Sie Ihren Unwillen gegen mich, nicht auf unsere Kinder zurückfallen, erinnern Sie sich, daß es Ihre Kinder sind, zum Glanze geboren, die Mackeln meiner Geburt haben die ihrige nicht besudelt, mögen sie nur darin eine Aehnlichkeit mit ihrer unglücklichen Mutter haben, daß sie den König im höchsten Grade achten und lieben, wie sie es gethan. Ich hoffe, daß Gott mein heißes Flehn erhören wird. Euere Majestät sind auf dem Punkte, Ihrem Königreiche eine Königin zu geben, welche durch ihre hohe Geburt, durch die glänzenden Eigenschaften des Geistes und des Leibes zum Throne berufen ist, den ich nur unberechtigt und unberufen besteigen konnte, ich habe nie an den Thron, immer nur an Ethelreds Herz gedacht — dieses Herz hatte ich ihr niemals so gern und freiwillig einräumen können, wie den Thron, darum sterbe ich, um sie zur Erbin dieses Herzens und seiner Liebe zu machen. Sie werden eine neue Verbindung eingehn, die Gott segnen möge! Möge Emma's Loos glücklicher sein, als das Etelgivens, möge sie niemals Ethelred in Banden schmachten sehn, die seiner unwürdig sind. Erlauben Sie, Euere Majestät, daß ich als die erste Ihrer Unterthanen Sie wieder zu sich selbst rufen dürfe, mein eigenes Interesse ist bei dieser meiner Bitte nicht mehr im Spiele, ich habe nur den Ruhm meines Königs, die Liebe und Achtung seines Volkes im Auge. Ich bin eifersüchtig auf Ihren Ruhm, mein König, darum beschwöre ich Sie, jede Neigung Ihres

Herzens, welche Ihrer unwürdig ist, Ihrem Ruhme zu opfern, und der bewunderungswürdigen Prinzessin unverbrüchlich treu zu bleiben, die das hohe Glück haben wird, an Ihrer Seite zu leben! Meine Kräfte schwinden, nicht aber meine Liebe; mein letzter Trost ist, daß sich Ethelred manchmal erinnern wird an seine ewig getreue Etelgive!

Dieser Brief heilte den König für immer von seiner Verblendung.

Trotz der mannigfaltigen Kriege, lebte Ethelred glücklich mit Emma, — auf dem Throne folgte ihm des Volkes Abgott, Edmund, Etelgivens Sohn.

2.

Picus von Mirandola.

Eine historische Novelle.

(Nach dem Französischen.)

Unweit von Modena, in einem alten, stark befestigten Schlosse, lebte mit seiner Familie Franz von Mirandola, Graf von Concordia. Er war, wie seine Ahnen, tapfer und kriegerisch gesinnt, und gefürchtet von seinen Nachbarn. Das Geschlecht der Bonacassi, eine uralt adelige Familie, welcher Mantua und die umliegenden Gauen als Erbbesitz gehörten, hatte dem tapfern Grafen unversöhnlichen Haß und ewige Feindschaft geschworen.

Gerade in jener Zeit, in welcher unsere Erzählung beginnt, war dieser erbliche Haß in helllodernde

Flammen ausgebrochen, die blutigen Fehden nahmen kein Ende und die auf Mirondolas Ruhm und Tapferkeit eifersüchtigen Bonacassi's, hatten sich mit mehreren gleichgesinnten Rittern und Edlen verbunden, um die Grafschaft von Concordia beständig mit Krieg zu überziehen, und wo möglich, sie ihrem Herrn zu entreißen. Graf Francesco hatte drei Söhne, die zwei älteren waren kriegerisch gesinnt, wie ihr Vater, und liebten das edle Waffenhandwerk über Alles, der jüngste hingegen, Graf Johannes Picus von Mirandola, ein Knabe von zehn Jahren, war sanft und milde, und floh das stürmische Waffengeräusch; an der Seite seiner edlen Mutter zu sitzen und sich den ernsten Wissenschaften zu widmen, deren Studium sonst nur den gereiften Geist der Männer fesselt, war seine höchste Wonne. Sein Vater mißbilligte den milden Charakter des Knaben und seine glühende Vorliebe für die Wissenschaften, ja er machte ihm bittere Vorwürfe darüber, daß er, als ein Mirandola, das kriegerische Geschlecht entehre, dem er entsprossen sei, und das gerade in der Waffenehre den Glanz und Ruhm seines Namens begründet habe; der Knabe antwortete nur mit Thränen, aber in seinem reifen Geist schlug die Liebe zu den Wissenschaften mächtige Wurzeln, denn eine untrügliche Stimme hatte in seinem Herzen gesprochen, er fühlte in sich den Beruf, ein großer Gelehrter zu werden, und die Kraft, diesem herrlichen Ziele, selbst auf dornenbesäter Bahn entgegenzugehen.

Die weise Mutter bestärkte ihn in seinem heroi-

schen Entschlusse; denn vor ihren Augen entwickelte sich in wunderbarer Entfaltung der Geist des Knaben, der jetzt schon einem Mann zur Ehre gereicht haben würde.

So unglaublich es erscheinen mag, so ist es doch buchstäblich wahr und historisch begründet, daß Picus von Mirandola bereits in seinem zehnten Jahre die gesammte alte classische Literatur genau kannte, und daß die Gedichte, die er in diesem zarten Alter versetzte, selbst die gelehrtesten Männer und begabtesten Dichter zur Bewunderung hinrissen. Die glückliche Mutter war entzückt, ihres Sohnes liebliche Verse aus seinem eigenen Munde zu hören, und sie rief oft mit mütterlichem Stolze in prophetischem Tone: Johannes ist ein Kind der Vorsehung, bestimmt zu großen Dingen!

Sie vermochte freilich nicht, ihren kriegerisch gesinnten Gemahl zu gleicher Ueberzeugung zu stimmen, aber so viel gelang ihr doch, den alten Grafen zu vermögen, daß er der seltenen Entwicklung des Geistes seines Sohnes kein Hinderniß mehr in den Weg legte.

Unterdessen war zwischen den Bonacassis und den Mirandolas der tief eingewurzelte Haß wieder zur blutigen Fehde entflammt, beide Familien griffen zu den Waffen und schwuren den grauenvollen Eid, sie nicht wieder aus der Faust zu legen, wenn nicht das ganze Geschlecht des Gegners völlig vernichtet wäre, die Wuth und die Tapferkeit waren auf beiden Seiten, aber Graf Francesco, der nie vor der Menge

seiner Feinde bebte, unterlag endlich der Ueberzahl; er war seines unbeugsamen Stolzes und seiner sprüchwörtlichen Tapferkeit wegen überall gefürchtet und gehaßt, darum verbanden sich viele Ritter wider ihn, und jubelten bei seinem Sturze, als hätten sie ihren wohlfeilen Triumph nicht der bei weitem größeren Ueberzahl ihrer Söldlinge, sondern der Kraft ihres Armes zu verdanken.

Tiefgebeugt stand der alte Held, wie ein Adler mit gebrochenen Schwingen und gefesselten Krallen, im Kreise seiner jammernden Familie, zwischen seinen zwei heldenmüthigen Söhnen, die verzweifelnd mit den Zähnen knirschten, und sich vergeblich bemühten, die schweren Ketten zu sprengen. Das Haupt der Bonacassis wollte den blutigen Schwur erfüllen, und den Namen und das Geschlecht der Mirandolas vom Erdball vertilgen, da legte sich die Regierung von Modena in's Mittel und änderte den schaudervollen Urtheilsspruch dahin ab, daß sämmtliche Güter der gräflichen Familie der Mirandolas confiszirt, allen Gliedern derselben wohl das Leben geschenkt, aber ihnen die Rückkehr in das modenesische Gebiet unter Todesstrafe verboten werden sollte.

Es war ein trauriger Tag für den Grafen Francesco, als er aus dem Stammschloß seiner Ahnen, der Wiege seiner Jugend, dem Sitz seines Ruhmes und seiner Macht, hinausgetrieben ward, verflucht und geächtet von den Siegern, als man sein Heldenschwert und sein Wappenschild vor seinen Augen schmählich zerbrach, als er hinaus gejagt ward,

um in unbekannter Fremde das Brod der Gastfreundschaft zu betteln. Zorneswüthend trat er noch einmal in die Thorhalle des mächtigen Schlosses zurück, und rief den übermüthigen Siegern einen ohnmächtigen Fluch mit brüllender Donnerstimme entgegen, seine zwei älteren Söhne heulten wie gefesselte junge Löwen, aber nur giftiger Hohn ward ihnen von den Siegern zur Antwort, die aus den goldenen Familienpokalen der Mirandolas deren köstliche Weine tranken und den neuen Besitzer der Feste, Bonacassi hoch leben ließen.

Die Gräfin folgte mit gebrochenem Herzen, sie hatte nicht den Trost der Thränen, — sie führte mit zitternder Hand den kleinen Johannes, der der einzige war, der in dieser Schreckensstunde seinen Muth und seine Entschlossenheit bewahrte. „Tröstet Euch Mutter!" rief er, „ober uns lebt ein gerechter Gott, der das Unrecht sieht, das uns geschieht! Wir werden einst noch triumphirend zurückkehren in das Stammschloß unserer Ahnen, Gott wird es nicht zulassen, daß wir in der Verbannung sterben."

Die Gräfin hatte einen Bruder, der sich in früher Jugend Gott geweiht, er war jetzt Prior eines großen Conventes in der Nähe von Bologna. Sie vermochte es über ihren Gemahl, daß er sich entschloß, zu diesem seinem Schwager seine Zuflucht zu nehmen und ihn um Gastfreundschaft zu bitten. Bruder Rinaldo, so hieß der Prior, empfing seine Anverwandten mit aller Zärtlichkeit, auf welche das Unglück bei jedem frommen Christen Anspruch machen

kann. — Mit Einwilligung seiner guten Ordensbrüder übergab er den Verbannten ein kleines Landhaus in der Nähe des Klosters zur Benützung. Hier hätten sie Alle ein ruhiges, zurückgezogenes, friedliches Leben führen können, — aber der Graf und seine beiden älteren Söhne waren zu sehr an den Luxus und die Herrschaft gewöhnt, als daß sie sich an ein Leben der verhältnißmäßigen Entbehrung, der Ruhe und Zurückgezogenheit hätten gewöhnen können. Sie brachten ihre Zeit mit einer Beschäftigung zu, die dem Kriege nahe verwandt ist, mit der Jagd, und lernten auf derselben mehrere edle Ritter kennen, deren Freundschaft und Theilnahme sie in so hohem Grade gewannen, daß Alle versprachen, ihnen mit den Waffen behülflich zu sein, daß sie wieder zum Besitz ihrer Familiengrafschaft gelangten.

Picus nahm an diesen lärmenden Lustbarkeiten niemals einen Antheil, er fühlte sich unaussprechlich glücklich an der Seite der edlen Mutter und des eben so frommen als gelehrten Onkels, welcher mit inniger Theilnahme den Geistesreichthum seines Neffen bewunderte. — Unter einem solchen Meister entfaltete sich immer mehr des Knaben vielbegabter Geist, und bereits war er ein Gegenstand der Bewunderung für alle Mönche des Klosters, die er an Wissenschaft bei weitem übertraf. — Stunden lange war er mit seinem Onkel in der Klosterbibliothek eingeschlossen, und mit eisernem Fleiß hatte er in erstaunlich kurzer Zeit fünf Sprachen, die lateinische, griechische, chaldäische, hebräische und arabische erlernt, und die manig-

faltigsten Werke studirt, die in diesen Sprachen geschrieben waren. Welche Freude und Wonne für den kleinen Picus von Mirandola, als er die literarischen Reichthümer dieser alten Nationen, wie Goldschachten vor seinem begierigen Auge geöffnet sah!

Mit dem Geiste zugleich hatte Bruder Rinaldo auch das Herz seines Neffen ausgebildet, ihn eingeweiht in die Tiefen der schönsten und edelsten aller Wissenschaften, der Theologie, der untrüglichsten und befriedigendsten Wissenschaft, da ihre unumstößlichen Wahrheiten, Offenbarungen Gottes sind. — Mit heiliger Gier, aber auch mit Zittern nahte sich Picus den Abgründen der göttlichen Weisheit, und die edelste aller Philosophien, die einzig wahre Philosophie, lernte er in den Schriften der Heiligen. In früheren Zeiten, den Zeiten des regen, lebendigen Glaubens betrachtete man die Theologie im wahren Lichte der Andacht und Erkenntniß, als das, was sie wirklich ist, als Krone aller Wissenschaften, an allen Universitäten beschäftigten sich mit ihr die größten Männer ihrer Zeit, und jährlich wurden öffentliche Disputationen gehalten, bei welchen die gelehrtesten und sprachgewandtesten Jünglinge, die mit Glück und Geschick alle spitzfindigen Einwürfe ihrer Gegner zu lösen verstanden, im Beisein unzähliger Zeugen mit dem Lorbeer gekrönt, und auf jegliche Weise ausgezeichnet wurden.

Johannes liebte die Wissenschaften unaussprechlich, aber sein Herz blieb keineswegs empfindungslos bei dem Grame der tiefgebeugten Eltern; freilich stand er den wilden Neigungen seines Vaters ferne,

und war erhaben über dessen stürmisch tobenden Leidenschaften, aber mit kindlicher Theilnahme betrachtete er den tiefgebeugten Ritter, der unter den harten Schlägen des Schicksals fast erlag, und den der Gram verzehrte, indem er sah, wie die Erfüllung seiner Hoffnungen immer in weitere Ferne gerückt ward. Eines Abends kam der alte Mirandola mehr als je erzürnt und niedergeschlagen, in Begleitung seiner beiden älteren Söhne, von einem Besuche in einem benachbarten Schlosse zurück. Der mächtige Burgherr, der ihm zu wiederholten Malen seinen Beistand versprochen hatte, gab jetzt ausweichende Antworten, und endlich, als der Verbannte in ihn drang, sich deutlich und offen zu erklären, einen ganz abschlägigen Bescheid. In seiner bescheidenen Behausung angekommen, goß der alte Mirandola die ganze Bitterkeit seines Herzens aus, er wünschte sich den Tod, um von der Schmach und den Qualen ungestillten Rachedurstes befreit zu werden, er sprach sogar vom Selbstmord. Seine beiden älteren Söhne, gleich wilde Charaktere, wie er selbst, sprachen ihren Entschluß aus, Kriegsdienste zu nehmen, um auf dem Schlachtfelde den Tod zu suchen, weil ihnen das Leben der Unthätigkeit und Ruhmlosigkeit bitterer war, als der Tod.

Die edle Mutter hörte mit zerfleischtem Herzen diese Ausbrüche unchristlichen Schmerzes an, und heiße Zähren rollten über ihre blassen Wangen, während sich der junge Johannes vergeblich bemühte, den verzweifelnden Schmerz seiner Brüder und die

Tobsucht seines Vaters zu sänftigen. Bitterer Spott, beißender Hohn und verletzende Ironie waren die Antwort auf seine Friedensworte; der Knabe schwieg, aber der jugendliche Geist beschäftigte sich mit kühnen Plänen, wie er seiner Familie den Frieden wieder erlangen und ihre Lage verbessern könnte. In diesem Augenblicke trat der ehrwürdige Bruder Rinaldo, der gelehrte Prior in das Gemach und sprach:

„Ich verkünde Euch eine Botschaft, die mit Ausnahme meines Zöglings, für den sie vom höchsten Interesse sein wird, ziemlich gleichgültig sein dürfte."

„Und welche Nachricht sollte das sein?" fragte lebhaft und mit gespannter Aufmerksamkeit der junge Picus.

„Es ist die Ankunft des weltberühmten Gelehrten Lullus, welcher mit den Zöglingen der Universität von Modena öffentliche Disputation über Thesen aus der Theologie veranstalten wird."

„O!" rief Picus mit Enthusiasmus, „wie brenne ich vor Begierde, diesen berühmten Mann zu sehen, Lullus! den größten Gelehrten Europas!

Was für ein Riesengeist muß dieser Lullus sein, dessen Ruf die ganze Welt erfüllt, vor dessen Namen sich die gelehrtesten Männer wie Schulknaben beugen." Der Vater und die Brüder lachten unbändig über des Knaben Begeisterung, er aber schwieg, und in seinem Herzen reifte ein Riesenentschluß. Als der Prior das Zimmer verließ, folgte ihm Picus, um ohne Zeugen mit ihm zu sprechen.

„Ehrwürdiger Onkel!" sprach er, ich fühle einen

mächtigen Drang in mir, ich muß nach Modena geh'n, ich muß den berühmten Lullus seh'n, auch ich will mit disputiren, auch ich will eine Thesis vertheidigen und dem Namen meines Vaters Ehre machen. Glaubt Ihr, ehrwürdiger Vater, daß ich mit Ehren bestehe, als Sieger hervorgeh'n werde aus dem Kampfe, oder daß mich nur der Stolz verblende?

„Kind!" entgegnete der Prior, „dein Entschluß ist schön und edel, zwar bist Du noch sehr jung, aber Gott hat Deinen emsigen Fleiß gesegnet, und Dein Wissen setzt Dich in den Stand, selbst in Gegenwart des berühmten Lullus eine Thesis siegreich zu vertheidigen, aber wie willst Du nach Modena geh'n? Deine Familie ist geächtet, das Henkerbeil ist über jedes ihrer Häupter gezückt, das es wagt, sich in Modena blicken zu lassen. Auch Du mein Sohn, bist trotz Deines zarten Alters, verbannt, auch Du bist mit inbegriffen in dem grausen Bluturtheil, es wäre Wahnsinn, wenn Du es wagen wolltest, Dein Leben offenbar auf's Spiel zu setzen, um blos Deine Wißbegierde und Deinem Ruhmesdurst zu ersättigen."

„Ach Vater!" sprach weinend der Knabe, „nicht sträfliche Eitelkeit hat diesen Entschluß in meiner Brust geboren, nein! ein erhabener Gedanke, ein herrliches Ziel schwebt vor meinem Auge!"

Der Knabe vertraute dem Priester die Gründe an, die ihn entflammten, mit Gefahr des Lebens dem edlen Streit der Wissenschaft beizuwohnen, der Prior erstaunte über des Knaben Weisheit und glühende Beredsamkeit, hier sah er deutlich den Finger Got-

tes, und darum versprach er den Knaben in seinem Entschlusse zu unterstützen. Es ward beschlossen, daß sein Plan für die ganze Familie ein Geheimniß bleiben, daß er am Montage unter dem Vorwand, daß er ein benachbartes Kloster besuchen wollte, von einem Laienbruder begleitet, nach Modena abreisen sollte. Seinen Namen mußte er natürlicher Weise verschweigen, und vor dem berühmten Gelehrten nur unter dem Namen: Der Schüler Johannes erscheinen, den ihm Rinaldo, der Klosterprior, des Lullus ehemaliger Mitschüler dringend empfehle.

Picus sank auf seine Kniee, und dankte seinem Onkel für die gütige Erlaubniß zur Reise, und gestärkt durch des würdigen Priesters Segen, erhob er sich mit männlichem Muthe. Natürlich brachte der Knabe die Nacht schlaflos zu, in seinem Geiste drängten sich alle die erhabenen Kenntnisse, die er sich angeeignet, wie mächtige Wasserwogen, Furcht und Hoffnung kämpften um die Ueberhand und Feuer strömte durch seine Adern. Am frühen Morgen suchte er den frommen Onkel auf, und trat in dessen Begleitung vor die Mutter hin. Nur mit Mühe erhielt Picus die Erlaubniß seiner Mutter zur Reise, sie war nie von ihm getrennt gewesen, und fürchtete mit Recht, daß sie ihn jeden Augenblick vermissen werde; da aber Rinaldo ihr zuredete und ihr vorstellte, daß die Reise von großem Nutzen für ihren Sohn sein werde, verweigerte sie nicht länger mehr ihre Einwilligung.

Bruder Nicolo, der Klostergärtner, welcher den

kleinen Mirandola besonders zärtlich liebte, war sein Begleiter; ihm vertraute der Prior das wunderbare Kind an, mit seiner Liebe und seiner Erfahrung sollte er ihn schützen vor jeder Gefahr. Der Knabe bestieg einen weißen Maulesel, welchen die Brüder bei ihren Almosensammlungen als Lastträger benützten.

Picus nahm Abschied von seinen Eltern, und eilte Modena zu.

Er hatte auf seiner Brust den Brief wohl verwahrt, den ihm Rinaldo an Lullus mitgegeben, eben so jene Theses, die er zu vertheidigen sich vorgenommen; sein beständiges Nachdenken überzeugte ihn, daß er im Stande wäre, die schwierigsten Einwürfe mit Leichtigkeit zu widerlegen. Dieses Bewußtsein gab ihm Kraft und Muth, und freudig setzte er seine Reise fort, ohne seine kindische Neugier zu befriedigen, denn — was in der That besonders bemerkenswerth ist — hatte Picus trotz all seiner Gelehrsamkeit alle Neigungen der Kindheit, — und war so zugleich Mann und Knabe, weßhalb man ihn seiner Zeit um so mehr noch liebte, achtete und bewunderte. — Picus hatte von Gott ein Talent empfangen, das mit Leichtigkeit in die tiefsten Abgründe der Wissenschaft drang, und seine Knabengestalt war dabei keineswegs gealtert.

Kaum in Modena angekommen, begab sich Picus sofort in Nicolos Begleitung zu dem weltberühmten Gelehrten. — Lullus, allzusehr überladen mit Geschäften, hatte Bruder Rinaldos Brief geöffnet, ohne den Ueberbringer auch nur anzusehn; der Inhalt des Schreibens stimmte ihn sofort zu Gunsten des ihm

so dringend Anempfohlenen, als er aber sein Auge erhob, und den Blondkopf des dreizehnjährigen Knaben sah, da glaubte er fast, der Prior hätte sich einen unzeitigen Spaß erlaubt, da er von dem kleinen Picus, wie von einem der ersten Gelehrten Italiens sprach; der Brief war jedoch so deutlich und klar geschrieben, die Ausdrücke so leicht verständlich und so deutlich; der Schreiber war dem Lullus als ein so rechtlicher und wahrheitsliebender Mann bekannt, daß Lullus sich nicht enthalten konnte, den Knaben auf die Probe zu stellen und ihm einige Fragen vorzulegen. — Picus beantwortete sie mit einer solchen Klarheit, Sicherheit und Tiefe, daß der Doctor darüber staunte, es kaum über sich vermochte, seine Bewunderung nicht auszudrücken, und sofort dem Knaben die Bewilligung gab, die öffentliche Prüfung mitzumachen, welche dießmal dem berühmten Lullus zu Ehren mit ungewöhnlicher Feierlichkeit vorgenommen werden sollte, denn die Candidaten sollten vor allen Magistratsbeamten der Stadt und in Gegenwart aller Gelehrten Italiens disputiren.

Der heißersehnte Tag kam, und in dem Augenblick, wo er in den Kreis der Gelehrten trat, die einander den Preis der Wissenschaft streitig machen sollten, fühlte er eine übernatürliche Kraft in sich. Gott schien seinen Verstand mehr als je geschärft, seine Energie mehr als je gestählt zu haben, um seiner eigenen Weisheit und Allmacht einen Triumph zu bereiten.

Der Podesta von Modena saß auf einem er-

höhten Thronsessel, und war von allen Fürsten umgeben, die mit Modena ein Freundschaftsbündniß geschlossen; alle Beamten des Staates bildeten einen Kreis um den Thronsitz, von welchem man bequem den ganzen Saal übersehn konnte. Unter den Großen und Mächtigen, die in glänzenden Gewändern stolz dastanden, erkannte Johannes sogleich den finstern Bonacassi, den Todfeind seiner Familie, die Ursache ihres Verderbens. Dieser Anblick und Bonacassis Gegenwart stärkte die Sehnen seines Geistes zur Riesenkraft, er fühlte in seinem Herzen den Muth, die Energie, den Namen seiner Familie, den Bonacassi in den Staub getreten, mit größerem Glanz zu verherrlichen, als jener gewesen, um den der herzlose Räuber ihn bestohlen. — Der Saal war vollgedrängt, die Tribünen, die für das Publikum bereitet waren, beugten sich unter der Last der Neugierigen, — Lullus in langem schwarzen Gewand, das mit Hermelin verbrämt war, ließ sich auf der Lehrkanzel nieder, und die ganze Versammlung betrachtete mit Bewunderung den Mann, von dessen Ruhm nicht Italien allein, sondern ganz Europa ertönte.

Da traten die sechs Candidaten herein, die den Muth gehabt, vor einer so glänzenden Versammlung, vor Lullus selbst den edlen Kampf um den Lorbeer der Wissenschaft und Ehre zu kämpfen, auch sie trugen die schwarze Robe der Gelehrten, aber ohne Hermelinschmuck. — Der kleine Mirandola war es jetzt, auf den aller Augen gerichtet waren, seine Gestalt, seine Jugend waren der Gegenstand ungewöhnlichen

Erstaunens; fürwahr ein seltenes Schauspiel! Ein Kind mit langem blondem Lockenhaar, mit den klugen klaren Augen, in denen sowohl das Feuer des Muthes glühete, wie die sanfte Flamme der Unschuld aus denselben leuchtete, im langen schwarzen Doctorsgewand, entschlossen, vor Europas größtem Gelehrten stehen sehn, bereit, die größten Spitzfindigkeiten der Schule zu lösen und die schwierigsten Fragen zu beantworten, — das war ein Anblick, dessen man seit Menschengedenken keinen gehabt.

Der Knabe war Anfangs durch die allgemeine Bewunderung, die er erregte, durch den lauten Ruf des Staunens, dessen Gegenstand er war, ein wenig eingeschüchtert und hörte mit gesenktem Haupt, etwas verwirrt, die Antworten der andern Candidaten, die, wie er wohl einsah, weder genügend in Betreff der Gründlichkeit noch der Tiefe waren. — Ihre Schwäche, die er leicht durchschaute, festigten sein Selbstbewußtsein, er blickte mit kühnem Vertrauen auf Lullus, da jetzt an ihn die Reihe kam, Proben seines wunderbaren Talentes zu geben, aber in dem Momente, als er sein Auge erhob, erblickte er auf der Tribüne in Mitten der Zuhörer seine gute Mutter. Sie hatte den ganzen Zusammenhang und die Absicht seiner Reise geahnt, sie war ihm nach Modena nachgeeilt um mit ihm zu sterben, wenn ihn Bonacassi erkannte!

Ein Ausruf des Schreckens und des Staunens verrieth allein die Aufregung des jungen Gelehrten; bald hatte er sich gefaßt, — plötzlich stand vor Lullus

kein Kind mehr, sondern der gereifte Mann, — dem Geiste nach, er sprach mit einer Begeisterung, die nur Gott geben kann, mit einer Klarheit und erschöpfenden Bündigkeit, die nur Gelehrten ersten Ranges eigen ist, und mit einer Beredsamkeit, die man bei den meisten Gelehrten vermißt. Die Ueberlegenheit des kleinen Mirandola über alle übrigen Candidaten war selbst jedem Laien in der Wissenschaft einleuchtend. Lullus ward durch diesen ungeheueren Geistesreichthum gereizt, den Knaben auf die schwersten Proben zu stellen; er sprach kein Wort des Beifalls, sondern erschöpfte sich selbst in allen Spitzfindigkeiten der scholastischen Schule, um wenigstens eine schwache Seite in den Kenntnissen des jugendlichen Gelehrten zu finden. Picus spielte gleichsam mit den Schwierigkeiten, die den gelehrtesten Professor der Universität in Verlegenheit gebracht hätten, er löste sie mit solcher Leichtigkeit, daß man fast an der Tiefe der Fragen hätte zweifeln mögen, aber Lullus kam selbst in Eifer und bemühte sich ernstlich, den Knaben nicht früher zu entlassen, bevor er nicht das Aeußerste mit ihm versucht. Endlich ermüdete wohl Lullus, aber nicht Picus, Lullus erklärte sich für überwunden durch ein solches Genie, er sprach seine Verwunderung aus, stimmte ein in den stürmischen Jubel der Versammlung, und erklärte: Der kleine Schüler Johannes sei der fähigste unter den Candidaten, ihm gebühre der Lorbeer und der Lohn, den die Stadt Modena dem glücklichen Sieger verheißen. Hierauf führte der Doktor selbst den kleinen Johannes zum

Thronsessel des Podesta, welcher sich, wie alle Fürsten und Edlen erhob, um ihn zu beglückwünschen.

Voll Freude, aber ohne Stolz ruhte sein Auge auf der Mutter, die im Uebermaß des Glückes heiße Zähren vergoß. Auf einmal erhob sich eine starke barsche Stimme, es war die Bonacassis:

„Fraget nach dem Namen des Candidaten, edler Podesta! den Namen, den Namen!" donnerte er, denn Picus Aehnlichkeit mit seinem Vater hatte in dem unerbittlichen Ritter die ganze Wuth entflammt, und der Gedanke, daß Einer von Mirandolas verhaßtem Geschlecht seiner Gewalt preisgegeben sei, war eine Wonne für den rachgierigen Feind. In dem Augenblick brach sich die zu Tod geängstigte Mutter Bahn durch die Volksmenge, stürmte auf ihren Sohn zu, und schloß ihn in ihre Arme. So schützet die zärtliche Henne mit ihrem eigenen Leib die Küchlein vor den grausamen Krallen des Geiers.

Der muthige Knabe jedoch riß sich aus der zärtlichen Mutterumarmung, stellte sich kühn vor des Podestas Thronsitz und sprach mit fester männlicher Stimme:

„Ich nenne mich Johannes Picus von Mirandola, Graf von Concordia, ich bin stolz darauf, einem so edlen und berühmten Geschlecht anzugehören, obgleich es verbannt und geächtet ist, und keiner von uns es wagen soll, unter Todesstrafe in den Umkreis euerer Stadt zu treten. Hier, Ritter Bonacassi, hier ist mein Kopf, er ist Eurer unversöhnlichen Rache verfallen, Bonacassi, ich bin ein Mirandola, ich weiß

stolz zu sterben, und lege mein Haupt muthig auf den Henkerblock, damit Euer Rachedurst gesättigt sei und Euere unchristliche Wuth triumphire. Jetzt aber wende ich mich an Euch, edler Podesta, und appellire an Euere Gerechtigkeit. Dem Sieger im edlen Wettkampf der Wissenschaft habt Ihr einen Lohn als Siegespreis versprochen, der Sieger bin ich, den Triumph verdanke ich dem allmächtigen Gott. Ihr wisset es, edler Podesta, daß mir die Wahl der Belohnung frei steht. Euer hohes und heiliges Ehrenwort hat es so besiegelt, und das könnt und werdet Ihr nie brechen. Gut! so wende ich mich vertrauensvoll an Euere allgerühmte Rechtlichkeit und verlange Gnade, Gnade, nicht für mich, sondern für meine Familie! Gebet meiner Familie ihr väterliches Erbe, ihre Ehre, ihr Vaterland zurück. Tödtet mich, wenn Ihr es für gerecht erkennt, ich werde als Mirandola sterben, glücklich, daß ich vor dem frühzeitigen Tode den Lorbeerzweig des Ruhmes der Wissenschaft errungen, glücklich in dem Gedanken, daß ich in meinem Vaterlande sterben kann."

Tausende von Stimmen jubelten dem kühnen Knaben Beifall zu, alle Herzen schlugen laut im Mitgefühl für eine so edle Seele, kein Auge, außer das Bonacassis, der selbst tief bewegt war, blieb trocken, der Podesta selbst konnte nicht umhin, das edle Kind, dessen Herz und Geist gleich groß war, zu umarmen, er drückte den kleinen Johannes väterlich an seine Brust, und war stolz auf diese Umarmung, dann verkündete er mit lauter Stimme Gnade für das

ganze Geschlecht der Mirandolas. Bonacassi mußte der Familie ihr Stammschloß und alle Güter ungeschmälert zurückgeben; siegreicher als die Eisenwaffen, waren die Geisteswaffen, welche die verlorene Erbschaft zurückeroberten. Picus war der größte Gelehrte seiner Zeit, er bereiste ganz Europa, die Hörsäle aller Universitäten erschollen von seinem Ruhm und seiner Beredsamkeit. In Paris ward er mit den ausgesuchtesten Ehren überhäuft. Das war der große Johannes Picus von Mirandola, von welchem die gelehrtesten Männer seiner Zeit sagten: Es war ein Mann von Gott gesandt, sein Name war Johannes; derselbe Mirandola, dessen Freundschaft sich so mächtige Könige rühmten, wie Karl VIII. König von Frankreich. Er war ein Meteor der unbegränzten Wissenschaft, und heute noch kann man sagen, was seiner Zeit Sprüchwort war: Die Welt hat nur Einen solchen Mann zu bewundern, wie Picus von Mirandola, und es ist zu bezweifeln, ob je ein zweiter aufstehen wird, der es wagen dürfte, ihm diesen Ruhm in der Geschichte streitig zu machen.

3.

Ein Räuberhauptmann.

(Aus dem Ungarischen.)

Es war unseres wackern Obersten Namenstag, wie gewöhnlich waren wir ältere Offiziere an diesem

Tage alle bei dem alten Haudegen auf ein Glas Punsch geladen; das mußte man dem grauen Schnurrbart nachsagen, er verstand es prächtig, einen festen Husarenpunsch zu bereiten. Viel Zucker, viel Limonie, sehr viel Arrak und sehr wenig Wasser, gerade so rechte Magentropfen, daß man nach einigen Gesundheiten glaubt, den leibhaftigen T— im Magen zu haben. Unser alter Regimentscommandant war jeden Zoll ein Husar, bis auf einen Punkt. Er litt kein Hazardspiel, und weh jedem jungen Offizier, von dem er erfuhr, daß er Lansquenet! Immer nur ehrlich! Makao oder Halb zwölf gespielt. Der kam sicherlich zum Großpapa Profosen und beim nächsten Avancement ward er so sicherlich präterirt, daß er darauf wetten konnte. Die Antipathie gegen das Spiel hatte der Oberst übrigens schon viele Jahre; er hatte einmal im Tampus seine ganze Baarschaft und ein Reitpferd verspielt, das er von blutigen Gagenersparnissen gekauft, und sein bester Kamerad verspielte in derselben Nacht Schwadronsgelder und kam auf die Festung. Das war für den jungen Oberlieutenant eine derbe Lection, und wie er damals die Karten verschworen, so hat er's als Oberst noch gehalten und der Mann, der gemüthlich seine Pfeife anzündete, seinen Ofener oder Slickowitz und Speck im dichtesten Kugelregen verzehrte, kam außer sich, wenn er Jemand Hazard spielen sah.

Es war aber auch deßhalb eine Musterordnung im Regiment, keine Schulden, keine Feindschaften, keine Quittirungen, und wenn ja eine Balgerei

vorkam, so war es wegen einer Liebschaft. Beim Alten ward darum zwar sehr tapfer getrunken, aber statt des Spieles kamen immer Erzählungen aufs Tapett. Die alten Schlachtlügen und Tapferkeitswunder, durch die ein Jeder zum Siege wesentlich beigetragen, aber dann doch keinen Theresienorden bekommen, wurden abermals abgehaspelt, endlich kam die Reihe des Erzählens auch auf unseren Auditor, der ein höchst wackerer Mann war, und den jeder Offizier als wahren Kameraden liebte.

„Meine Herren Kameraden! ich gehöre zur Federarmee und kann mich keiner Heldenthaten rühmen," sagte er.

„Ah bah!" entgegnete der etwas stark ung'risch barsche älteste Major, „haben auch mit der Feder Leute genug todt geschlagen, zur Friedenszeit, können auch etwas erzählen, z. B. von Galgenvögeln, Räubern und Deserteuren, vom jus gladii, Piff! Paff! Puff und vom Strick!"

„Gut, meine Herren Kameraden, mit Erlaubniß, mein Herr Oberst!

„Nur zu, lieber Auditor, früher ausgetrunken, neu eingeschenkt, und dann angefangen," sagte der gutmüthige Hausherr und Gastgeber. „Ich studirte in Wien die Rechte," begann der Auditor, „und hatte mit einem äußerst liebenswürdigen und talentvollen Ungarn, — ich darf seinen Familiennamen nicht nennen — er soll Ferenz heißen, die innigste Freundschaft geschlossen. Der junge Ungar war, wie seine meisten jungen gebildeten Landsleute, äußerst lebhaft, gemüthlich und

gefällig, und ich bedauerte es sehr, daß ich von ihm so bald Abschied nehmen mußte. Der Tod meines Vaters rief mich in meine Vaterstadt, in welcher ich meine juridischen Studien fortsetzte. Ich hatte seit jeher eine unüberwindliche Lust, zum Militär zu gehn, diese meine Vorliebe erwachte neu, als ich bereits absolvirter Jurist und neugebackener Doktor war, ich entschloß mich zum Auditoriat."

„Bravo Kamerad," unterbrach der Major, „man kann nichts besseres sein als ein Soldat, und wär man auch nur ein halber!"

„Ich diente mehrere Jahre bei einem polnischen Regimente, und ward, als ich avancirte, zu einem andern nach Ungarn übersetzt. Ich war nie in Ungarn gewesen, und hatte weder eine Ahnung davon, wie einer Seits dieses Land eines der herrlichsten, schönsten und fruchtbarsten, andern Theils wieder so gar entsetzlich langweilig und öde sein könnte."

„Was langweilig! langweilig!" unterbrach der Major, „warum langweilig? Ist Speck und Wein langweilig, und Czardas und schwarzäugige Mädle in Miskolz, Arad und Szegedin?"

„Ich meine die Pußten, Herr Obristwachtmeister, an die ich nicht gewöhnt war, und die einen Gebirgsländler, wie ich einer bin, immer langweilig und ängstlich stimmen. Nichts als ein Meer von Sand, kein Baum, kein Haus, nur hie und da sieht man einen Csikos auf flüchtigem, kleinen zottigen Pußtapferde dahinsausen und in einer Staubwolke verschwinden. Eile war mir streng commandirt, darum machte ich

täglich mehrere Stationen. Es war schon ziemlich Abend geworden, da kam ich in einen kleinen Ort und verlangte sofort Vorspannpferde zum Weiterreisen; man zeigte mir die Wohnung des jegyzö und biró (Notars), der ziemlich höflich mein Begehren vernahm, aber ziemlich kurzen Bescheid gab. „Es sei," sagte er, „ein Ungewitter im Anzug, ich thäte besser, in — varos zu übernachten, der verläßlichste Bursche könne mich nicht mit Sicherheit in der Nacht über die Pußta führen, und übrigens hätte man von Räubern und armen Burschen so viel gehört, daß ich besser daran thäte, jede Gefahr zu vermeiden, mit ihnen Bekanntschaft machen zu müssen. Er wies darauf hin, daß ich allein und schlecht bewaffnet sei; ich reiste wirklich ohne Privatdiener und sollte diesen erst bei meinem neuen Regimente bekommen, ich hatte aber ein Paar famoser Pistolen, die ich mit gewisser großthuerischer Miene zeigte, und bestand darauf, daß ich fortfahren wollte, denn der Zweifel an meinem Muthe hatte mir erst Courage gemacht."

„Bravo! Schade um den Auditor, daß er nicht mit der Klinge dient," bemerkte der Major mit Bedauern.

Der biró zuckte die Achseln, in seinen Mundwinkeln spielte ein Zug, fast wie Spott; ich beharrte aber fest auf meinem Entschluße, obgleich schon einige schwere Regentropfen herabfielen aus dem finsteren, gewitterschwangeren Gewölk. Ein junger, sehr hübscher Bursche, husarenmäßig gekleidet, die schwere Schafpelzbunda um die Schultern, sein rundes Hütchen keck

auf das eine Ohr gesetzt, kam mit einem kleinen hölzernen Wägelchen, vor welches drei feurige ungarische Renner gespannt waren, und lud mit größter Bereitwilligkeit meine Koffer und anderes Gepäck über und pfiff dabei den wesentlich nothwendigen Czardas. Dieser Tanz stimmt mich immer höchst wehmüthig, es ist auch ein seltsames Gemisch aus Todtenmusik und Bachantentanz, Anfangs so herzergreifend und schmerzlich, Alles lauter Moll- und Klagetöne, dann das andere Extrem wilder, zügelloser Freude, ich kenne die Ungarn zu wenig, um über sie als Nation ein Urtheil fällen zu können, wenn es aber wahr ist, daß der Nationaltanz der Ausdruck des Nationalcharakters sei, dann müßten sich beim Ungarn tiefe Traurigkeit, schmerzliche Melancholie und ausgelassene Lust die Hand bieten. Der Bursche pfiff bald, bald unterredete er sich mit seinen Pferden, leider konnte ich mich nicht mit ihm unterhalten, denn mein ganzer Wortreichthum in der ungarischen Sprache bestand in einigen Kernflüchen, einigen Liebeserklärungsphrasen und einem Speiszettel.

Der Bursch war kein saumseliger Kutscher, die Pritschka flog wie auf Flügeln des Windes getragen, durch das schwarze Ungewitter. — Ich wunderte mich, wie mein Bursche oder seine Pferde den Weg finden konnten in der pechfinstern Gewitternacht, aber ich kannte die Natur der Pußta zu wenig, sonst hätte ich vorerst gewußt, daß man keine Straße oder eigentliche Bahn kennt, daß Zwei von einem Orte nach derselben Station fahren und doch eine Stunde weit von

einander entfernt sein können, daß auch selbst eingefahrene Pferde in Betreff der Wegspur nicht verläßlich sind im Pußtanebel und in der Finsterniß. Mein Mantel war schon ganz durchnäßt, ich ärgerte mich selbst über meinen Eigensinn, daß ich darauf bestand, im Ungewitter und in der Nacht weiter zu fahren; auf einmal bekömmt der Wagen einen Rucker, ich weiß heute noch nicht, auf was für einen Gegenstand wir aufgefahren, aber das unterlag keinem Zweifel mehr, daß das Rad beim T— war. Unser vereintes Fluchen machte das Rad nicht ganz, — was war in der Wüste zu beginnen. Der Bursche machte mir einen Vorschlag, ich weiß nicht, ob ich ihn recht verstand, aber ich glaube, er proponirte, daß er schnell entweder zurück oder vorwärts reiten wollte, um Hilfe zu schaffen; das war unter solchen Umständen das Vernünftigste, denn ich wußte keine Klafter der Richtung, von welcher wir kamen, und keine Elle von jener, nach welcher wir fuhren, auch hätte ich um keinen Preis meine Bagage der Ehrlichkeit eines Unbekannten anvertraut. Mein János machte sich daher auf, und ich vernahm noch ziemlich lange sein Pferdegetrapp. Da saß ich nun in der Brühe, meine Betrachtungen waren keineswegs erquicklich, und ich hatte noch mit den zwei wilden Pferden meine Plage, denn die wollten durchaus ihrem Kameraden und ihrem Lenker nachgalloppiren, und so sehr ich auch alle Kräfte anwendete, um sie zu bändigen, mußte ich doch fast eine Viertel Meile weit spazieren fahren, denn soweit schleppten die Rosse das Wäglein, und

mir war sehr bange um meine Bagage, denn schon vermißte ich meinen Mantelsack. Auf einmal sehe ich auf flüchtigem Roß eine Gestalt heransprengen, geradezu auf mich. Meine Pistolen waren im besten Stand, ich fürchtete den Einzelnen nicht. Gegen mein Vermuthen war unser Begegnen keineswegs feindselig, der Fremde bot mir freundlich einen guten Abend, und als er merkte, daß ich der ungarischen Sprache nicht mächtig sei, conversirte er fließend mit mir in Ungrisch-latein. Ich klagte ihm meine Verlegenheit, zu meinem Erstaunen reichte er mir den verlorenen Mantelsack, nahm aber begierig die neun Zwanziger, die ich ihm zur Belohnung reichte. Er diskurirte fort, stopfte sich eine Pfeife, und reichte mir seine Tschutra, in welcher eine anständige Quantität guten Magyararter Schillerweins vorfindlich war. Er tröstete mich über mein Mißgeschick und versprach mir Hilfe und Herberge, wenn mein Kutscher käme. Nach einer halben Stunde kam dieser gesprengt, ihn begleiteten zwei wilde ungarische Bursche, die meinen bisherigen Gefährten gut zu kennen schienen. Es entspann sich eine sehr lebhafte, leise geführte Conversation, in welcher ich mir die wenigen Worte des Lateiners: Végére jártam (ich habe es ausgekundschaftet), und die Worte kapitany (Hauptmann) und rendör (Polizei) verstand, was mich auf die Vermuthung brachte, daß die Leute wußten, daß ich Auditor sei. Die Conversation dauerte mir etwas zu lange, aber ich hielt es für klüger, sie nicht zu unterbrechen. Mein Bursche schien nicht mit dem Plane einverstanden, den die

Andern zu haben schienen; sein oft wiederholtes: Párt át fogom (Ich nehme mich seiner an) machte mich mißtrauisch. — Man sollte nicht glauben, was der Mensch in so kritischen Augenblicken für ein scharfes Gehör habe, und wie er sich plötzlich eines jeden Wortes aus der Grammatik genau erinnere. Ich redete mit dem Lateiner, welcher mir sehr höflich bedeutete, daß es sich nur darum handle, daß ich eine gute Nachtherberge bekäme, und Morgens bei Tagesanbruch meine Reise fortsetzen könnte. Ich traute ihm aber so wenig, wie den andern verdächtigen Gesellen, aber was hatte ich für einen Ausweg? Ich schnallte meinen guten Säbel um, überzeugte mich, daß ich mich auf vier ernstlich gemeinte Pistolenkernschüsse verlassen könnte, und gab endlich meine Zustimmung dazu, daß man mich in's nächste Haus brachte. Wie das gebrochene Rad ersetzt wurde, weiß ich noch heute nicht, nur bemerkte ich, daß man von der Diagonalrichtung, in welcher ich gefahren war, gänzlich abging, und rechts seitwärts einlenkte. Ich blieb auf meinem Koffer sitzen. — Nach einer sehr flüchtig dahingestrichenen starken halben Stunde langten wir vor einem kleinen Pußtahaus an, in welchem ein Licht brannte. Ich sah auf die Uhr, es war zehn Uhr vorüber. Mein Bursche trug, ohne meinen Auftrag abzuwarten, mein Gepäck in's Zimmer. Ein noch junges rüstiges Ungarweib reichte mir die Hand zum Willkomm, hängte meinen Mantel an den Ofen und brachte in unglaublich schneller Zeit eine dampfende Hühnersuppe, ein delikates Paprika-Guljas

und eine Holzflasche voll guten weißen Weines nebst Vorseker Sauerbrunn, den ich sehr liebe. — Meine unwillkommenen Gefährten verzehrten ihren Speck und eine Schüssel voll Specknudeln mit wahrem Heißhunger und hatten ein kleines Fäßchen voll Wein vor sich auf dem Tisch, dessen Inhalt sie weidlich zusprachen. — Ein alter Zigeuner, der hinter dem Ofen gekauert war, und den ich erst jetzt bemerkte, kroch hervor, und entlockte seinem miserablen Instrumente gar nicht unangenehme Töne. Meine zwei Begleiter tanzten geschickt ihren Csardas; während ich ihnen mit dem Wohlgefallen, den ich an diesem Tanze habe, zusah, schlich sich mein Lateiner unvermerkt hinter den Ofen, und zwar bei der Thüre, so, daß ich ihn erst bemerkte, als er fast hinter mir stand und sich an meinem Reisekoffer in ziemlich verdächtiger Weise zu schaffen machte. Ich sah ihm seitwärts mit scharfem Blicke zu, und endlich, als er selbst nach meinem Säbel langte, welcher daneben lag, sprang ich auf, und stand mit der Pistole in einer Weise vor ihm, die nur die einzige Deutung zuließ, daß ich gar keinen Scherz verstehe, und nöthigen Falles blutigen Ernst zu machen entschlossen sei. — Isthvan, so nannten ihn die Anderen, war wie niedergedonnert, als er seinen Betrug und Verrath entdeckt sah, und stammelte einige Entschuldigungsworte, während ich mit einer Löwenstimme rief: Räuber und Hunde! glaubt Ihr, ich sei unbewaffnet? — Wer es wagt, auch nur einen Schritt näher zu treten, den schicke ich ohne Erbarmen dem T— zu.

Ich hatte auch meinen Säbel dem Räuber aus der Hand gerissen, so, daß er nur die Scheide behielt, schwang mit der Rechten meine scharfe Klinge, und hielt das Doppelpistol drohend in der Hand. Ich hatte den großen Fehler begangen, mich nicht gehörig in Vertheidigungspositur mit dem Rücken an die Wand zu stellen, die zwei andern Gaudiebe und den Zigeuner hatte ich aus den Augen gelassen. Im Moment fühlte ich mich beim Rücken gefaßt, während Einer mir die Füße zu unterschlagen suchte. Ich hielt mich nur mit Mühe auf den Füßen, Isthvan stürmte auf mich ein, und kam mit einem Sprung so nahe an mich, daß der Säbelhieb, den ich ihm versetzte, nur geringe Wirkung that, obgleich sein Blut den Boden röthete. Er faßte mich mit Riesenkraft beim Halse, ich riß mich mit der Kraft der Verzweiflung aus seinen Klauen, und feuerte im günstigsten Momente meine Pistole ab; die Kugel drang durch seine Schulter, der zweite Schuß versagte, die andere Pistole ward mir von einem Zweiten entrissen. In diesem Augenblick gab ich mich rettungslos verloren, mein Hilferuf nach dem Kutscher Janos blieb unbeantwortet, die Wirthin war davongelaufen, eben so wie der Zigeuner, welcher wahrscheinlich vor der Csarda Wache hielt.

„Ezért meglakolsz! Dafür wirst du büßen!" rief der blutende Räuber und zog ein scharfes Messer aus seinem breiten Ledergurt. Ich befahl Gott meine Seele! — in dem Augenblick hörte man Pferdegetrapp, Alle stutzten, plötzlich ward die Thüre aufge-

rissen, eine Mannesgestalt stürzte herein, der Fremde fällte mit einem Faustschlag den verwundeten Räuber, und schrie, daß Alles bebte: „Ruhe! Wer wagt es, Hand anzulegen, wenn ich es nicht befehle. Fort! Ruhe!"

„Sie folgen mir in diese Kammer, Herr!" sprach er dann in deutscher Sprache zu mir. — „Sie haben nichts zu fürchten, so lange Sie nichts gegen meine Sicherheit unternehmen." — Meine Waffen behielten die Räuber in Verwahrung, die Wirthin brachte ein Licht und einen Korb mit Weinflaschen, ein junger, rabiataussehender, verwilderter Bursche, welchen ich noch nicht gesehn, und der offenbar erst mit dem Hauptmann gekommen war, machte sich geschäftig, mein Gepäck in die Kammer zu tragen. Ich konnte mich des Staunens über die plötzliche Ruhe nicht erwehren, und bemerkte nur, daß der Zigeuner den Räuber verband.

Ich saß mit seltsamen Gefühlen bei dem Tische in der Räuberherberge, und ich gestehe, daß, obgleich der Wein, den der Hauptmann mir einschenkte, recht delikat schien, es mir nicht im entferntesten einfiel, ihn zu verkosten. Der Hauptmann, ich nenne ihn so, denn er war's wirklich, warf seinen Mantel ab, ich sah eine eben nicht gar zu hohe, aber imposante, muskulöse Gestalt vor mir, das vom Wetter gebräunte Gesicht war von einem rabenschwarzen Bart eingerahmt, seine funkelnden Adleraugen waren mit stechender Schärfe auf mich gerichtet; er sprach mit Ruhe folgende scharf markirte Worte:

„Herr! Unsere Sicherheit erfordert es, daß ich einige Fragen an Sie richte, um deren genaue Beantwortung ich Sie dringend, bei der Sicherheit Ihres Lebens, bitten muß. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie mir reine Wahrheit sagen werden."

„Ich bin ein Mann in der wahren Bedeutung des Wortes," antwortete ich, „da bedarf es der vielen Versicherungen nicht!"

Jetzt begann mein Verhör, es wird den Herrn äußerst komisch vorkommen, wie ein Auditor von einem Räuber verhört wird; für mich hatte jedoch die Scene ihr komisches Element gänzlich verloren, ich hatte in diesem Augenblick keineswegs meinen alten Muth. Der Räuber stand aufrecht vor mir, und fragte mit scharf gemessenem Tone:

„Wer sind Sie?"

„K. k. Hauptmannauditor!"

„Auditor, Jurist?"

„Ja!"

„Woher kommen Sie?"

„Von Kiß —"

„Wohin reisen Sie?"

„Nach Nagy —"

„In was für Angelegenheiten?"

„Im allerhöchsten Dienst."

„Wußten Sie, daß Sie mit uns hier zusammentreffen werden?"

„Keineswegs, sonst wäre ich am Tage, und nicht allein gereiset."

„Richtig. Spinnen Sie keinen Verrath? Haben

Sie nicht vielleicht Mannschaft in der Nähe verborgen?"

„Nein, nur ein Unfall hat mich an der Fortsetzung meiner Reise gehindert, und ich wäre herzlich gerne bereit, sogleich meine Reise wieder anzutreten. Wenn Ihnen meine Brieftasche, meine Uhr und meine Ringe als Lösegeld genügen, liefere ich Ihnen dieselben hiemit aus."

„Davon ist nicht die Rede, wenn mein Verlangen nach Ihren Effekten ginge, würde ich Ihrer Willfährigkeit nicht bedürfen. Es handelt sich nur darum, ob wir, ich oder meine Leute etwas von Ihnen zu befürchten haben. — Ihre Marschroute, mein Herr!"

Ich reichte sie ihm mechanisch, er nahm sie, in demselben Augenblick wankte er taumelnd zurück, bedeckte seine Augen und ein mir unerklärbarer Schmerz schien ihn zu überwältigen. Er blickte mich einige Sekunden scharf an, Thränen stürzten aus seinen Augen, mit dem Ausruf: „Mein Adolph!" sank er mir um den Hals! — Ich erkannte meinen ehemaligen Freund Ferenz in demselben Augenblick. Sprachlos standen wir einander eine Weile gegenüber, Ferenz faßte sich, er riegelte die Thüre des Zimmers hinter sich zu und trat zitternd zum Tische.

„So müssen wir uns wiedersehn, Adolph," sprach er bewegt, „was haben diese wenigen Jahre der Trennung aus uns Beiden gemacht? Du bist k. k. Hauptmannauditor und ich bin ein Pußtaräuber geworden!" Ich stand da wie vom Donner gerührt, der geniale,

schöne und geistreiche Ferenz war ein Räuberhauptmann und ich sein Gefangener!"

„Keine Vorwürfe! Adolph!" sagte er, „ich habe mich immer darnach gesehnt, Dich noch einmal im Leben zu sehn; mein Wunsch ist erhört, ich konnte Dir sogar das Leben retten, und kann Dir einen großen Dienst noch ferner erweisen. Keine Vorwürfe, Adolph! mein Gewissen macht mir sie täglich, ich habe keinen ruhigen Augenblick im Leben mehr. Die Minuten sind kostbar, die Häscher sind mir beständig auf den Fersen, ich führe ein Leben, wie Kain, den Galgen, dem ich nicht entgehn werde, sehe ich beständig vor Augen, meine Lebensfrist ist vielleicht sehr kurz gemessen, denn die tapfere und wackere Gendarmerie zieht immer ein engeres Netz um mich. Sei unbesorgt, Adolph! ich schwöre es Dir, daß Dir kein Haar gekrümmt wird. Da, dem Manne ziemen die Waffen; hier hast Du Deinen Säbel, und nun laß mich Deine Pistolen laden!" Er that es mit aller ruhigen Fassung, die er wieder erlangt, zwang mich zum Trinken, und begann, während ich mich von meinem Erstaunen nicht erholen konnte:

„Nicht wahr, es muß ein seltsames Geschick gewesen sein, das den eleganten Ferenz zu einem Wegelagerer und Buschklepper gemacht? Du sollst die reine Wahrheit hören, doch muß ich noch einige Worte vorher mit meinen Leuten reden, um sie Deinetwegen zu beruhigen und für meine persönliche Sicherheit zu sorgen!" Er öffnete die Thüre, rief den jungen Burschen, der uns vorher bedient

hatte, bedeutete ihm mit kurzen Worten, daß ich sein Jugendfreund sei, und gab einige Befehle, die ich nicht verstand. Draußen schwirrte wieder die Zigeunergeige und der Fußboden zitterte unter dem Gestampfe des Tanzes, an welchem, wie ich sah, auch der Verwundete Theil nahm; der Kerl mußte ein Leben und eine Körperconstitution gehabt haben, wie eine Katze. Auf des Hauptmanns Befehl trat er militärisch vor mich hin, reichte mir die Hand, sagte zu mir: barátom (Freund)! und ging sogleich fort. Der Räuber fuhr fort:

„Manigfaltige Schicksale haben mich seit unserm Zusammensein in Wien getroffen. Vorerst der Banquerott und der Tod meines Vaters, der mich zum Bettler machte.

Du weißt, ich war an ein bequemes Leben, an Eleganz, an einen gewissen Grad von Luxus gewöhnt, man sah mich gerne in Gesellschaften, ich hatte Schliff, und da ich keinen Begriff von der Lage hatte, in welcher sich das Geschäft meines Vaters befand, hielt ich mich als einziger Sohn für reich, wenigstens für so wohlhabend, daß ich das Studium nur als Nebensache betrachtete, und keineswegs als künftige Erwerbsquelle.

Ich hatte unter manchen üblen Gewohnheiten der Jugend auch die der Verschwendung und des Schuldenmachens, aber ich war, wie Du weißt, stets ein ehrlicher Kerl. Der Fasching hatte mich wieder viel Geld gekostet, ich hatte an 500 fl. CM. Wucherschulden, deren Bezahlung dringend war. Wie ge-

wöhnlich schrieb ich an meinen Vater und erwartete mit umgehender Post die Remission des Geldes. Ich bekam statt dessen einen schwarz gesiegelten Brief, den der Buchhalter meines seligen Vaters geschrieben, da stand es mit wenigen eiskalten und glatten Worten: Ich war ein Bettler. Mein Loos war ein entsetzliches, das ärgste war: Ich hatte keinen Lebensplan, wußte keinen Ausweg, kein Mittel mir Geld zu verschaffen. Ziemlich gleichgültig sah ich zu, wie sich meine Gläubiger in meine Effekten theilten und hatte nicht einmal so viel Selbstvertrauen, sogleich an eine Beschäftigung zu denken, die mich ernährt hätte. Meine Zimmerfrau kündigte mir sofort auf, weil die gerichtliche Pfändung ihr zur Unehre gereichte, indem man ihr Vorwürfe darüber machen könnte, daß sie so leichtsinnige junge Herrn im Quartiere hätte; ihr zartes Gewissen war jedoch genau erst in der Stunde erwacht, in welcher sie sich von dem trostlosen Zustand meiner Geldbörse überzeugt hatte. Meine Gläubiger waren Juden, Du kannst Dir somit leicht vorstellen, daß sie meine Wohnung sauber aufräumten, und mit aufrichtigem Schmerze meinen ganz neuen Anzug betrachteten, in welchen ich mich Vorsicht halber, geworfen. Kaum hatten sie mich ausgepfändet, so wiesen sie mir noch obendrein ein freies Logie im Schuldthurm an. Da blieb ich jedoch nicht lange, ich fraß so lange mit einem Wolfshunger, bis ich einen Arzt brauchte; meine Herrn Quartiergeber sahen es ein, daß ich sie in stoischer Ruhe arm zu essen im Stande wäre und ließen mich laufen. Da stand

ich in dem großen mächtigen Wien blank wie eine Kirchenmaus, ohne einen Kreuzer Geld, ohne Quartier, ohne Aussicht!

Welche Ironie des Schicksals! In meinem Taschenbuche fand ich einen Haufen Liebesbriefe, einige Abonnementskarten für's Theater, Concerte, Dampfbäder und Friseur. Wäre ich nicht verzweifelt ehrlich zu jener Zeit gewesen, mein eleganter Oberrock, mein Frack nach der neuesten Mode, meine Anwesenheit in Theatern und Conzerten hätten mir Credit genug verschafft, aber ich wollte ihn nicht ausbeuten, die Leute nicht täuschen, blos 20 fl. CM. borgte ich von Schönberg, unserm ehemaligen Collegen aus, welcher in dem gräflich X.schen Hause hofmeisterte, in welchem Adelsstolz und Aufgeblasenheit in viel reichlicherem Maße zu finden war, als Geld. Der gute Kerl gab mir Alles, was er hatte, der Arme ist immer mitleidiger, als der Reiche, weil er weiß, was für ein bitteres Loos die Armuth sei. Die kokette ältere Gräfin, der ich par plaisir den Hof gemacht, erfuhr durch einige wohlmeinende Seelen meine Lage; ich wäre zu stolz gewesen, ihre Hilfe anzusprechen oder anzunehmen, aber ich war im höchsten Grade entrüstet, als ich aus Schönbergs Munde vernahm, daß sich die Gräfin im höchsten Grade bitter über mich geäußert, und ihm bei Strafe ihrer Ungnade den Umgang mit dem ausschweifenden lüderlichen Subjekte untersagt. Er theilte mir höchst verlegen diese Nachricht mit, ich schüttelte seine Hand, bedauerte ihn, schickte ihm bald sein Geld, und sah ihn

nimmer wieder. Du weißt, wie man mich in Gesellschaft immer den schönen, geistreichen und liebenswürdigen Ungarn genannt, jetzt wo ich kein Geld mehr hatte, mußte ich wohl alle diese Eigenschaften verloren haben, denn ich ward überall mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung behandelt. — Ich knirschte mit den Zähnen, ich fluchte der Macht des Geldes, welches selbst um des Schurken Haupt den Nimbus des Ansehens, des Talentes, der Rechtschaffenheit ausstrahlt; der redlichste, talentvollste Mensch ohne Geld wird wie ein Auswurf behandelt, man hat höchstens das Achselzucken des Mitleids für ihn, ja unsere Civilisation betrachtet die Armuth als Verbrechen. Du weißt, ich habe aus Scherz oft für befreundete Redakteure Artikel geschrieben, die, wie wir uns in Kaffeehäusern oft überzeugten, allgemeinen Beifall fanden; ich versuchte mich in diesem Genre wieder, aber ich überzeugte mich, daß der Geist in seinem Schwung durch die Last der Sorgen gehemmt wird; der vermögende Dichter hat es um hundert Procente leichter, als der arme Teufel, der für ein Stück Brod Frohndienst mit seiner Feder und seinem Kopfe leisten muß. Endlich beliebte es den allmächtigen Herrn Redakteuren, mich nur für einen Ackergaul zu halten, der sich für's elende Futter halb todt arbeiten soll; die Arbeit war mir keine Last; die Geringschätzung jedoch war mir unerträglich, ich sagte meinen ehemaligen Freunden einige sehr bittere Wahrheiten, nahm nicht einmal den Rest des Honorars, den ich mit saurem Schweiß verdient und ging. Ein hungriger Neuigkeitskrämer

und Feuilletonschmierer ging mit mir aus dem Bureau, und lud mich auf ein Glas Bier ein. Ich folgte der Einladung, meine Zunge ward gelöst, ich ließ ihr in Sarkasmen und Ironien auf mich selbst freien Lauf. Der Schmierer hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und schnappte jedes Wort aus meinem Munde; ich hielt diese Aufmerksamkeit für Theilnahme, am nächsten Samstag las ich zu meinem höchsten Erstaunen einen Feuilletonaufsatz: Der Ruiné, welcher mich und meine Lage so treffend, aber auch so herzlos schilderte, daß mich Jedermann als diesen Helden erkannte. Natürlich prügelte ich den Dichter furchtbar durch, ich that's, als er Abends aus dem Theater in seine Vorstadtwohnung ging. Bei dieser Operation ward ich von der Patrouille erwischt und saß acht Tage lang. Der Dichter versagte sich die wohlfeile Satisfaction nicht, mich abermals und zwar mit den Namensinitialen zu brandmarken, ich gab meine drei letzten Zwanziger her und besoldete zwei Kappelbuben, welche mit mehr Energie und Glück sein Pergament bearbeiteten. — Fast schämte ich mich auf der Straße zu gehen, Bekannte wichen mir aus, oder zischelten ihren Begleitern Worte in die Ohren, die ich mir selbst deutete, ich litt Höllenqualen, mein Ehrgeiz, das Bewußtsein tadelloser Rechtlichkeit trieben mich fast zur Verzweiflung, — gern hätte ich gearbeitet, selbst um Tagelohn, als Handwerker oder Diurnist, ich fand keine Beschäftigung als die bei einem Vorstadtschneider, der des Schreibens unkundig war, Contos und Mahnbriefe zu schreiben; da hatte ich we-

nigstens keinen Hunger, den ich jetzt schon öfters gelitten, ja ich war in kalten Wintertagen sogar obdachlos gewesen. Du wirst nicht glauben, daß in der Reichshauptstadt Wien so etwas möglich sei, ich sage Dir, große Städte bergen namenloses Elend, von welchem sich Philanthropen nichts träumen lassen. Ich fühlte es, meines Bleibens war nicht in Wien, ich sehnte mich nach Ungarn, dort hoffte ich als Lehrer, oder sonst wie Beschäftigung zu finden, mir fehlte nur das Reisegeld; ich schrieb an ein Mädchen, das ich heiß geliebt, einen Abschiedsbrief und bat um Antwort. Ihr Vater schrieb sie, und bemerkte, daß ich wahrscheinlich nur darum es gewagt, seiner Tochter zu schreiben, weil sie sich so weit vergessen, von einem leichtsinnigen Verschwender einen werthvollen Ring anzunehmen, der Ring folge mit, und er ersuche mich, die Ehre seiner Familie zu schonen und nicht mehr zu schreiben." So sehr mich auch dieser Brief im Innersten meiner Seele verletzte, war mir doch der Ring lieb, weil ich ihn verkaufen und mit dem Erlöse meine Reisekosten bestreiten konnte. — Noch hatte ich mein Herz mit keinem Verbrechen belastet, aber die Armuth, die Verachtung, die ich litt, der Mangel an Aussicht drückten mich zu Boden, wie ein Verbrechen, ich machte mich mit der Idee des Selbstmordes vertraut, — sie auszuführen fehlte es mir an Muth, auch hatte ich damals noch zu viel Glauben und Lebenslust.

Ungarns vaterländische Luft wehte mich erfrischend an, der Anblick von Pesth war für mich wie

eine Seelenauferstehung, überall fand ich Theilnahme, wenn gleich keine Hilfe, und endlich glaubte ich am erwünschten Ziele zu steh'n, als ich bei einem Advokaten als Concipist angestellt ward. Das Honorar war gering aber anständig. Wieder bewegte ich mich in anständiger Gesellschaft, wieder war ich beliebt, wieder begann ich eine Bekanntschaft, aber dießmal leitete mich gränzenloser Leichtsinn, ich buhlte um die Gunst einer Tänzerin, deren kostspielige Launen manchen Cavalier im Auslande ruinirt hatten. Sie gab mir, dem ersten unter ihren Anbetern den Vorzug, ich sann auf Mittel, ihre Habgier zu befriedigen. Mit der ziemlich sorgenlosen Stellung war mein ganzer Leichtsinn erwacht, — ich stand im Vorsatze schon auf der ersten Stufe des Lasters, er ward bald zur That. Eines Tages, als ich, wie es oft geschah, Gelder für den Advokaten einkassirte, unterschlug ich die Summe von 500 fl. CM., und kaufte meiner Leontine einen Schmuck. An die Möglichkeit einer Entdeckung des Diebstahls dachte ich nicht, weil ich selbst die Rechnungen des Advokaten führte, einer meiner Nebenbuhler benachrichtete ihn jedoch heimlich von meinem splendiden Cadeau an die Tänzerin, in der Nacht ward ich von der Polizei aus meinem Bette geholt, — der Prozeß war kurz — ich ward zu einem Jahr Criminalarrest verurtheilt. Die Erniedrigung, Schande und Schmach, die mich in der Gesellschaft von Auswürflingen bedeckte, die rachgierigen Pläne des Menschenhasses, die ich nährte, will ich Dir nicht beschreiben. Ich kam als junger Greis aus dem Gefäng-

nisse, Niemand hatte mehr Mitleid mit dem Verbrecher, wenn er auch sein Verschulden durch die strenge Strafe gesühnt hatte, ich war überall geächtet. Die Physiognomie, die ich hatte, muß die eines Sträflings gewesen sein, denn ich wüßte sonst die Scheu, die selbst Fremde vor mir hatten, nicht zu erklären. Ich knirschte oft mit den Zähnen über die Herzlosigkeit der Gesellschaft, welche dem Gefallenen nicht die Hand reicht, wenn er auch gerne aufstehen und sich bessern wollte. Zu meinem Glück brach die ungarische Revolution aus, in welcher der Mannsarm etwas galt, und man sich um Biographien wenig kümmerte. Ich ließ mich als Honved assentiren, und ward bald Offizier. Die Elemente, aus denen meine Compagnie zusammengesetzt war, waren die seltsamsten, die Du Dir denken kannst, wir hielten uns wacker. Du kennst den ganzen Verlauf des Insurrektionskrieges, Du weißt, wie es uns erging. Unter jenen, die bei Vilagos die Waffen streckten, war unser Bataillon nicht — wir wurden verfolgt, versprengt, die meisten meiner Leute flüchteten sich in die Wälder, ihr Plan war mir kein Geheimniß, sie wollten Räuber sein, da viele von ihnen schon vor der Revolution Räuber gewesen waren; ich war früher ihr Hauptmann gewesen, ich sollte es bleiben, jetzt gehorchen sie mir besser, als zuvor. Ja Adolph, den berüchtigten Räuberhauptmann N. hast Du vor Dir, ich bin kein Karl Moor, ich bin ein gemeiner Räuber, weil ich die Menschen hasse. Ich habe wenigstens bis jetzt die Satisfaktion, daß ich sowohl die Tänzerin Leon-

tine, als den Mann berauben konnte, der meinen Vater in's Unglück gestürzt. Stets wollte ich das Blutvergießen hindern, aber es gelang mir nur, wenn ich, wie heute, persönlich gegenwärtig war. Da hast Du meine Geschichte, sie ist weniger romantisch, als Du vielleicht erwartet hast, aber sie ist buchstäblich wahr. Jetzt, Adolph, trinken wir, denn schwerlich werden wir uns im Leben wieder seh'n, Dir würde ein solches Zusammentreffen, wie heute, nicht angenehm sein, mir wäre es auch in anderer Weise nicht besonders erwünscht, denn Du bist Auditor und müßtest mich an den Galgen bringen! Hahaha!"

Ich merkte, daß Ferenz sehr unmäßig trank, und bereits berauscht war, er muß es sich angewöhnt haben. Ich machte ihm ernste Vorstellungen, aber vergeblich, sein Humor und seine Satyre ruhten nicht, erst als ich ihm mit Wehmuth das schreckliche Loos vor Augen hielt, dem er blind entgegenstürmte, da ward er für einen Augenblick nachdenkend, und sagte mit Wehmuth:

„Adolph! das Laster übt eine entsetzliche Sclaverei über jene, die seine Knechte sind, ich habe oft an Besserung gedacht, wollte dieses Schandleben verlassen, das mit Blut und Fluch bedeckt ist, ich wollte nach Amerika entflieh'n, und dort ein ehrlicher Mensch werden, ich hatte es mehr als einmal fest beschlossen, aber da erwachte immer der Satan in meiner Brust. Ich dachte, es ist zu spät! Ich habe mit meinen Kameraden gelebt, will auch mit ihnen sterben. Ich

gehe dem Galgen entgegen, ich weiß es, aber besser der Galgen, als eine lange Krankheit!"

Noch eine kurze Zeit saßen wir so da, ich gestehe, daß ich fast vergaß, daß ich in einer Räuberhöhle, einem Räuberhauptmann gegenüber saß. Plötzlich hörten wir draußen ein Geräusch, ein fremder Bauer trat eilends herein, und lispelte dem Hauptmann einige Worte in's Ohr: Dieser richtete sich wild auf, stand knapp vor mir und sprach heftig:

„Dein Verrath ist gelungen! Herr Auditor, das Militär ist in der Nähe!"

Ich entgegnete ihm, daß ich ihn nicht verstände, er fuhr fort:

„Haben Sie sich den Preis verdienen wollen, der auf meinen Kopf gesetzt ist? Hier haben Sie Pistolen und Säbel."

Ich betheuerte, daß ich nichts wüßte, er erklärte mir mit wenigen Worten, daß ein Streifposten in der Nähe sei, und er sich eilends flüchten müßte. Er umarmte und küßte mich und verschwand durch einen Kasten, der an der Wand stand, sogleich hörte ich Pferdegetrappel, dann war's ruhig.

Nach etwa zwanzig Minuten war das Pußtawirthshaus von einer Streifpatrouille umzingelt, der Gendarmerielieutenant H— trat herein, er fand aber nur mich, die Wirthin und den Zigeuner, auch mein Kutscher war verschwunden. Ich erzählte ihm das Nothwendige und Wesentliche, in Eile traf er sogleich Anstalten zur Verfolgung der Räuber. Ueber den

Erfolg erfuhr ich nichts, denn sobald mir eine Fuhre verschafft war, eilte ich von dem Schreckensort.

Acht Monate hierauf ward ich zu dem Stadtgericht in Sz— kommandirt, — das erste Halsgericht, das ich vornehmen mußte, betraf eine Räuberbande, welche von der energischen und umsichtigen Gendarmerie arretirt worden war. Ihr Anführer war — Ferenz. Er fuhr zusammen, als er mich erblickte, aber kein Wort und kein Zucken verrieth, daß er mich je gekannt oder gesehen, er läugnete nichts, sondern legte das umfassendste Geständniß ab. Natürlich lautete das Urtheil: Tod durch den Strang. Als es ihm publizirt wurde, verzog er seine Miene nicht, er bereitete sich christlich zum Tode. Als ich ihm und vier seiner Spießgesellen noch einmal das Todesurtheil unter dem Galgen vorlas, blickte er mich wehmüthig an, und starb als Mann. Ich hatte während der Exekution meinen Blick abgewendet, aber ich habe ihn noch viele Wochen lang, im Traume geseh'n!"

„Bah!" rief der alte Major, „dem Kerl geschah schon recht, ich hätt' ihn auch gleich niedergeschossen an des Auditors Stelle; aber Auditor wollte ich doch keiner sein. Ich hätte dazu kein kaltes Blut. Eingeschenkt, meine Herrn, und lieber etwas von Schlachten und vom Todtschlagen im Gefecht erzählt, die Henkerhistorien habe ich nicht gerne, ob ich auch Räubergeschichten, schon als Bub, für mein Leben gerne gehört habe.

4.

Der blinde Maler und seine Tochter.

Warst Du schon in Brügge, freundlicher Leser? in der trauten, biedern, gut katholischen Stadt, in der ehrwürdigen Kirche des heiligen Jakobus? Hast Du das unbeschreiblich liebliche Bild gesehn, das unseren göttlichen Heiland vorstellt, auf dem Kreuzesgalgen ausgespannt, wie er sich willig dem himmlischen Vater aufopfert als das unschuldige Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt? Zu den Füßen des bluttriefenden Kreuzes stehn die lieblichen Gestalten der drei Marien, jede der Heiligen prägt in ihrem thränenfeuchten Angesicht den seelenzerreißenden Schmerz in verschiedenartiger Weise aus, und wenn Du mit reinem christlichem Herzen hinaufschauest zu dem Bilde, dann fühlst Du so recht deutlich, was für ein entsetzlicher Gräuel jede Sünde sei, vor Scham und Reue möchtest Du in den Boden sinken, weil Du selbst auch mit Deinen Sünden den gütigen Heiland wie die jüdischen Schergen und Henkersknechte gekreuzigt. Ach so groß wie Deine Schuld war die ihrige nicht, denn sie haben Jesum Christum als den Gottessohn nicht gekannt, wie Du.

Es ist ein gar herzergreifender Anblick um ein so schönes, fromm gemaltes Kreuzesbild, und wenn Du so allein in einer Kirche bist, und es fängt an,

zu dunkeln, und wenn Alles schweigt um Dich herum, und wenn auch alle weltlichen Sorgen und irdischen Gedanken in Dir schweigen, und nur des Gewissens unpartheiische Stimme deutlich spricht, und wenn Du in dieser Herzensstimmung ein Bild des Gekreuzigten betrachtest, und Dir so recht kindlich vorstellst, als redete der zu Tod gemarterte und gekreuzigte, der sterbende Heiland noch einige Abschiedsworte zu Dir und wenn Du dann auch Dein eigenes Herz reden lassest, — mein lieber Leser, dann hörst Du eine tief ergreifende Predigt, wie Du sie von keiner Kanzel noch gehört!

So ist es bei dem Kreuzesbild in Brügge, aber Schade nur, daß der Küster in seinem Sakristaner Schlendrian Deine fromme Stimmung unterbricht, und Dir eine lange Erzählung vorleiert, die er auswendig kann, wie ein Papagei; er denkt nur eben wie viele schmutzige Sakristanerseelen an Deinen Geldbeutel und an die Discretion, und nicht an das Kreuzesbild, wenn er Dir erzählt, wie der Meister hieß, der es gemalt, und was ihn für ein Geschick betroffen. Da weiset er auch hin auf ein anderes Bild, das hängt daneben, und stellt des Heilandes Triumph und glorreiche Auferstehung vor. Hat das Kreuzesbild tiefe Wunden geschlagen in Deinem Herzen, das Auferstehungsbild träufelt lindernden Balsam darauf, die zwei herrlichen Bilder sind die schönste Kreuzespredigt, da siehst Du, wie man nur durch's Kreuz und Leiden zum Triumph gelange, wie nur derjenige glorreich mit Jesus Christus auferstehen werde, der mit ihm

gelitten hat. Im Geiste stelle Dir diese zwei Bilder vor, und ich will Dir jetzt ihre Geschichte erzählen.

Das Crucifixbild hat Ludwig Deyster gemalt, das Auferstehungsbild Anna, seine Tochter.

Ludwig Deyster war reicher Eltern Kind, und Brügger Bürger. Ludwig war siebzehn Jahre alt, als er seinen Vater verlor und ein sehr beträchtliches Vermögen erbte. — Der ruhige, stille Jüngling hatte eine besondere Vorliebe für die edle Malerkunst, aber machte sie keineswegs zu einer Erwerbsquelle. Die kleinen Bildchen, die er anfertigte, hatten in seinen Augen keinen Werth, er löschte sie immer wieder gleichgiltig hinweg und malte andere Bilder auf derselben Leinwand. Nach drei Jahren heirathete er; die Liebe zu seiner edlen Frau, die Familienfreuden, denn das zärtliche Weib hatte ihn mit einem lieblichen Töchterchen beschenkt, welches in der heiligen Taufe den Namen Anna erhielt, hatte alle Lust zur Kunst in ihm getödtet, — aber dieß stille Familienglück sollte nicht lange ungestört bleiben, denn das Glück ist noch unbeständiger als das Unglück. Fünf Jahre hatte Deyster glücklich mit seiner Frau gelebte und gerade in dem Augenblicke ward sie ihm entrissen, in welchem sie ihn mit einem neuen Pfand der Liebe beschenken sollte.

Deyster war untröstlich, er wollte wo möglich Alles entfernen, was ihn an seinen herben Verlust erinnern konnte. Er verkaufte sein väterliches Haus mit fast allem Geräthe, und beschloß, in ländlicher Einsamkeit nur seinem Schmerz und der Erziehung Anna's zu leben. Er ließ die noch übrigen Einricht-

ungsstücke auf einige große Wägen packen, und ging gesenkten Hauptes nebenher. Als die Wägen im Stadtthore anlangten, fiel ein kleines Bild herab, das Deyster einmal gemalt. Der Fuhrmann wollte es aufheben, aber Deyster, der überhaupt sehr wenig Werth auf seine kleinen Kunstschöpfungen legte, bedeutete ihm, daß diese Kleinigkeit des Aufhebens gar nicht werth sei. So blieb das Bildchen im Strassenkothe liegen, bis einige Knaben, welche auf der Strasse spielten, es fanden, und sich tüchtig rauften, um nur dem Stärksten den Fund zu überlassen.

Damals hatte Brügge einen Bürgermeister, der, wie wir von den holländischen und flämischen Bürgermeistern und Rathsherren häufig lesen, ein großer Kunstkenner und Beschützer der Künstler und Künste war; er selbst besaß eine auserlesene Sammlung der schönsten Gemälde, deren Betrachtung er Jedermann willig gestattete. Er hieß Hans Roeloff. Dieser Mann kam gerade hinzu, als die Gassenbuben am hitzigsten fochten. Er wußte nicht, was für eine Ursache die Fehde veranlaßte, hielt es aber für seine Pflicht, die Ruhestörer zum Frieden zu verweisen, da ein solcher Strassenlärm die Ehre der guten Stadt Brügge und den Eifer ihres Bürgermeisters in argen Mißcredit bringen konnten. — Die Buben zogen ihre Kappen ab, und reichten ihm den Zankapfel, Deysters Bild. — Der Bürgermeister reinigte es mit einem Tuche, und groß war sein Erstaunen, ein Bild zu sehn, das er als Kenner für ein Meisterstück ersten Ranges halten mußte. Welch eine Innigkeit und

Zartheit der Idee und der Durchführung sprach nicht aus dem reizenden Bildchen, dessen sich ein van Eyck, ja sogar ein Rubens nicht hätte zu schämen brauchen, denn in dem Bilde zeigte sich weit mehr noch, was der Maler zu leisten fähig wäre, als was er bis jetzt vielleicht geleistet, und doch schien es noch keineswegs vor zu langer Zeit gemalt, als daß es seine Entstehung einem der berühmteren älteren Meister zu verdanken gehabt haben könnte. Die Buben staunten über die Bewunderung des ehrenwerthen Bürgermeisters und seine ungeheure Freigebigkeit, denn er gab jedem ein Silberstück. Kopfschüttelnd trug Roeloff seinen Schatz, zu dem er auf so seltsame Weise gekommen, mit vieler Vorsicht nach Hause, und zerbrach sich schier den Kopf über den geheimnißvollen Meister und über den Leichtsinn, mit welchem der Eigenthümer ein solch werthvolles Bild hatte transportiren lassen. Die Niederlande haben seit Jahrhunderten Ungeheures für Kunst und Künstler gethan und man findet oft bei Privaten, z. B. bei Kaufleuten, Bildergallerien von unglaublichem Werthe. Eine solche Sammlung besaß auch der ehrsame Bürgermeister, aber das so geheimnißvoll erlangte Bildchen betrachtete er als die Krone seiner Gallerie, und zeigte es seinen Freunden und allen Kunstverständigen mit besonderer Vorliebe; aber der Besitz, auf den er so stolz war, blieb doch seiner richtigen Ansicht nach kein gerechter, er hielt es für seine Pflicht, den Eigenthümer auszuforschen, um ihm das Eigenthumsrecht auf dieses Meisterstück abzukaufen, und wo möglich den Namen des Meisters,

der es geschaffen, kennen zu lernen, um ihn mit all' seinem Einfluß so berühmt machen zu helfen, als er es zu sein verdiente. Thätige Nachforschungen leiteten ihn auf Ludwig Deysters Spur, denn dieser war an demselben Tage, in derselben Stunde, als das Bild gefunden ward, mit seinen Fahrnissen zur Stadt hinausgewandert, und hatte sich in einem kleinen Landhäuschen, unweit Brügge wohnlich gemacht. Von Neugierde, Ehrgeiz und Ehrlichkeit getrieben, eilte Roeloff dahin, und trat gerade in dem Augenblicke in die Stube, als sich der schwermüthige Meister anschickte, eine Anzahl von Studien zu verbrennen. Für ihn hatten sie keinen Werth, auch war des Häuschens Raum zu beschränkt, um sie alle aufzustellen.

„Haltet ein, um Gotteswillen!“ rief der Bürgermeister voll Entsetzen, „was beginnt Ihr da? Ihr vernichtet Kunstwerke von bedeutendem Werth, welche nach Jahrhunderten noch bewundert werden müssen.“

Hierauf erzählte Roeloff dem staunenden Maler, wie er zum Besitz des Bildchens gelangte, das Deyster gleichgültig auf der Strasse liegen gelassen, und wie sich alle Kunstkenner in Brügge in dem Urtheile geeinigt, daß es die Schöpfung eines der größten Talente der Gegenwart sei. Ungläubig und mit finsterer Miene hörte Deyster sein Lob aus des bekannten Kunstverständigen Munde, da ward der Bürgermeister begeistert und rief:

„Deyster! Ein schweres Unglück hat Euch getroffen, aber die Einsamkeit kann nur dazu dienen, die Erinnerung daran stets in Eurem Herzen aufzu-

frischen und die Wunden Eures Herzens, welche ein schweres Geschick geschlagen, neu aufzureißen. Ihr seid nicht für die Einsamkeit geboren, die große weite Welt steht Euch offen, Euch winken Reichthum, Ehre, Ruhm, Unsterblichkeit im Angedenken der Menschheit. — Ich sehe zwei Töchterchen hier, Deyster, es hängt von Euch ab, ihnen eine fürstliche Mitgift mit Eurem Pinsel zu sichern. Ihr seid ein Meister ersten Ranges, das kleine Bildchen hat Euch als solchen verrathen. Mein höchstes Verlangen ist, diese kleine Skizze im großen Maßstabe ausgeführt zu sehen. Zehntausend Gulden sollen mir kein zu hoher Preis dafür sein, und mein Haus steht Euch offen, damit Ihr ohne alle Sorge an die Arbeit gehen mögt. Folget mir, Deyster, ich führe Euch einem glücklichen Loose entgegen, Euere Mitbürger werden jubeln, einen so großen Mann wieder in ihrer Mitte zu sehen. —

Deyster glaubte zu träumen, aber sein Triumph, den er in Brügge feierte, überzeugte ihn von der Wirklichkeit seines Glückes. Wie stolz schlug sein Herz, als ihm der Bürgermeister zu seinem Atelier jenen berühmten Pavillon im Parke anwies, welches Rubens hatte bauen lassen, als er für dieselbe Stadt Brügge das Bild malte, welches den blutigen Martyrtod des heiligen Symphorianus vorstellte. — Ein ganzes Jahr malte Deyster an seinem berühmten Crucifixbilde und den drei Marien, Niemand sah es, als der Bürgermeister allein, welcher den Tag nicht erwarten konnte, an welchem er das Bild und den Meister allen Kunstkennern Brügge's vorstellen sollte.

Der ersehnte Tag brach endlich heran, der wackere Bürgermeister hatte die vornehmsten Einwohner Brügges zu einem Feste zu sich geladen. Wir wollen ihr Staunen über Bild und Meister nicht näher beschreiben, genug sei's, wenn wir sagen, ganz Brügge war stolz darauf, beide innerhalb seiner Mauern zu wissen und sie Brügge's Eigenthum nennen zu können; das war Deysters schönster Tag im Leben! — Fünfzehn Jahre waren verflossen, wie hatte sich da Alles geändert, — Deyster war ein ganz anderer geworden, das Glück hatte ihn verblendet, er war eitel, prunksüchtig, verschwenderisch, der Weihrauch, den man ihm überall streute, hatte ihn verblendet und betäubt, täglich sprengte er auf stolzem Rosse, mit verschwenderischer Pracht gekleidet, und von einigen eitlen, geputzten Jünglingen umgeben, die, weil er sie frei hielt, stets sein Gefolge bildeten. — In einem solchen Aufzuge begegnete ihm einst der wackere Bürgermeister. Der Reiter sah wohl ein, daß er diesem Manne sehr viel verdanke, darum stieg er vom Pferde und drückte ihm die Hand. Roeloff betrachtete mit Wehmuth den Maler, der so viel zu leisten im Stande war, und von der Eitelkeit und dem Leichtsinn so sehr bestrickt war, daß er die Kunst fast gar nicht übte, sondern das Erworbene verpraßte, ohne an neuen Erwerb zu denken.

„Machet kein so finsteres Gesicht, ehrenfester Bürgermeister, und zürnet mir nicht ob meines prunkenden Aufzugs. Ihr habt mir den Stein der Weisen in die Hand gegeben, die Wünschelruthe, mit der man

Gold findet. Das ist mein Pinsel, Roeloff, der macht mich zum wahren Mann!"

„Wollte Gott! Ihr sprächet die Wahrheit, aber dem ist nicht so, wie Ihr sagt, Deyster! Ihr habt das Erbgut Euerer Tochter durch unsinnige Pracht verschwendet, und Ihr arbeitet so wenig und so flüchtig, daß der Ertrag Eurer Arbeiten zu Euren Auslagen nicht genügt."

„Nun! von Euch muß ich schon willig verdiente Vorwürfe anhören, denn Ihr habt es stets gut mit mir gemeint, und in mir das Bewußtsein des Mannes geweckt, so will ich Euch denn auch meinen Lebensplan mittheilen. — Noch fühle ich die volle Manneskraft in mir, und darum will ich noch zwei oder drei Jahre zubringen im lustigen Leben, dann will ich an mein Alter und die Zukunft meiner Tochter denken. Jede meiner Töchter bekömmt eine Mitgift von 100,000 Gulden. — Wenn ich acht Gemälde fleißig male, habe ich in zwei Jahren das ganze Geld beisammen. Meine Anna ist erst siebzehn, ihre Schwester ist erst fünfzehn Jahre alt, bis zu ihrer Verheirathung haben beide Geld genug."

„Freund! Ihr redet von der Zukunft, als hättet Ihr sie ganz gewiß in Euern Händen, Gott allein gehört die Zukunft, möge Gott es verhüten, daß Ihr nicht vermessentlich auf Euer Alter rechnet, viele haben es so gethan wie Ihr und haben in bitterer Armuth des Alters den Leichtsinn ihrer Jugend beweint, in der sie unbesorgt um die Zukunft ihr Vermögen verschwendet!"

„Guter Herr! Ihr gefallet Euch heute einmal in Rabenprophezeihungen! Ihr war't es ja selbst, der mir die Pforten des Ruhmes geöffnet hat, Ihr habt mich zum Maler gemacht, so macht es mir jetzt nicht zum Vorwurf, daß ich ein ganzer Maler bin. Genie's haben gewöhnlich eine etwas stürmische Vergangenheit. Ihr wisset wohl, was die Alten gesungen, Dichtern und Malern ist Manches erlaubt, und ein flottes Leben allein sagt dem Künstler zu."

Der Maler drückte dem ehrlichen Greise die Hand, nahm Abschied von ihm, und schwang sich auf sein Roß, aber in demselben Augenblicke fuhr rasselnd ein Wagen daher, das Roß ward scheu, bäumte sich, und warf den Reiter, der noch nicht fest im Sattel und im Bügel saß, kopfüber auf das Steinpflaster, so daß er eine schwere, weitklaffende Kopfwunde erhielt, und sein Haupt im Blute gebadet war.

Alles eilte helfend herbei, der Bürgermeister ließ den schwer Verwundeten sanft in seine eigene Wohnung tragen, und sogleich die geschicktesten Aerzte holen. Oehster war besinnungslos, der entsetzliche Schmerz hatte seinen Verstand verwirrt, er kannte Niemanden. Seine Töchter, welche der Bürgermeister mit zarter Schonung auf den schweren Unglücksfall vorbereitet, knieten händeringend bei seinem Bette. — Der Maler phantasirte fort, die Zeit der Buße hatte begonnen, als Gottes strafende Hand ihn so schwer getroffen, er verfluchte seinen Leichtsinn, er bat Gott um Verzeihung für seine vielen schweren Sünden. Ach es ist ein qualvoll drückendes Bewußtsein, ein Talent

von Gott empfangen zu haben, durch dessen Benützung man so viel zur Ehre des Herrn hätte beitragen können, und das man im Leichtsinn entweder nicht gehörig benützt oder gar mißbraucht hat zur Beleidigung des unendlichen gütigen Schöpfers. Deyster schwebte vier Wochen lang zwischen Leben und Tod, endlich triumphirte der Aerzte-Kunst und der Töchter zärtliche Pflege, das Leben des Malers war gerettet, aber ach um welchen Preis! Fast würde man versucht sein, zu sagen, es wäre besser gewesen, wenn er gestorben wäre, wenn man nicht befürchten müßte, daß man mit solch' einem vermessenen Wort Gottes weise Rathschlüsse mißdeuten und seine Weisheit verkennen würde. Schrecklich lautete der Aerzte Urtheilsspruch! Deysters Leben war gerettet, aber für immer war das Licht seiner Augen erloschen, Ludwig war blind, und seine Blindheit konnte niemals mehr geheilt werden! — Das Unglück ließ sich durch alle Vorsicht nicht verheimlichen, die Augenbinde, die ihm Anna niemals abgenommen, um ihn in der Täuschung zu erhalten, riß er einst selbst herab, und nun war für ihn kein Zweifel mehr an seinem furchtbaren Loose! Ach die Blindheit ist ein schauriges Uebel! Immer von der Finsterniß der Nacht umgeben sein, — ach! das ist kein halbes Leben, das ist steter langsamer Tod selbst für den Reichen! Wie denn erst für Deyster, den blinden Maler!

In dem Augenblicke, als er die schreckliche Gewißheit erhielt, daß er blind, unrettbar blind sei, in diesem Augenblicke erkannte er seine schreckliche Lage

in jeder andern Beziehung. Er war ein Bettler, er, der an ein üppiges Leben gewöhnt war! Er, der viele Tausende von Gulden leichtsinnig verschwendet, war jetzt an die Barmherzigkeit seiner Mitbürger angewiesen. Auch sein fernerer Ruhm war mit seinem Auge erloschen und gestorben; was hätte Deyster nicht zu leisten vermocht, wenn er ein bescheidener, gottbegeisterter Maler geblieben wäre! Im ersten Augenblicke war das Mitleiden allgemein, aber Alles nützt sich ab in der Welt, auch das Mitleiden. — Deyster bewohnte ein kleines Häuschen und schickte sich an, sein kostbares Hausgeräthe und seine Studien zu verkaufen und wieder Brügge zu verlassen.

Der wackere Bürgermeister trat aber wieder als rettender Engel in demselben Augenblicke herein und rief:

„Mein lieber armer Deyster, glaubt Ihr denn, daß der Bürgermeister gestorben sei, oder Euer vergessen habe? Warum wollt Ihr die gute Stadt Brügge verlassen; warum sucht Ihr nicht beim alten Roeloff Euere Zuflucht? Gott hat Euch heimgesucht und darum habt Ihr doppeltes Anrecht auf das Mitleid der Menschen. Meister Rubens Pavillon steht Euch auch heute noch offen und hätte ich selbst nicht so viele Kinder, gerne würde ich mehr für Euch thun, aber die Zeiten und Verhältnisse sind nicht mehr wie vor fünfzehn Jahren.

Deyster bezog den Pavillon freilich ganz in einer andern Stimmung, als das erstemal!

Das Künstlerleben und das Künstlerloos haben

zwei ganz verschiedene Seiten, — Lorbeerzweig und Bettelstab, das haben die meisten großen Künstler und Geister erfahren, im Augenblick des Triumphes wird der Künstler zu hoch erhoben, im Augenblick der Schwäche oder Unvermögenheit zu tief gestürzt, er wird vergessen. Ludwig Deyster, dessen Cruzifix und drei Marien ihn zum Helden des Tages, zum Stolz Brügges gemacht, war jetzt in den Augen seiner Mitbürger nur der blinde arme Mann, der zärtliche Töchter hatte, und von der Wohlthätigkeit Roeloffs lebte, dem man seine gütige Milde fast nur zum Vorwurf machte. Der Bürgermeister, sagten die Leute, sollte nicht vergessen, daß er selbst sehr viele Kinder hat, Deyster könnte reicher sein, als er, wenn er kein Verschwender gewesen wäre, und fleißig gemalt hätte, wozu brauchte er als Maler, wie ein Graf auf den schönsten Rossen einherzustolzieren? Sein Unglück hatte er selbst verschuldet.

So vergingen fast fünf Jahre, Deyster lebte fast in Vergessenheit, sein Ruhm lebte allein noch in dem herrlichen Kreuzesbild. Da überraschte der greise Bürgermeister eines Morgens die angesehensten Bürger und Kunstkenner mit der Botschaft, daß er in den Besitz eines kostbaren Gemäldes gekommen sei, und mit der Einladung, es zu besichtigen. Sogleich eilten sie alle in seinen Palast, und standen erwartungsvoll vor dem grünen Vorhang, der ihren gierigen Blicken das werthvolle Kunstwerk verbarg. Noch Einer fehlte, ein alter Kunstkenner und Kunstliebhaber, dessen gereiftes Urtheil allgemeine Geltung hatte.

Auch er kam und alle erinnerten sich, daß vor zwanzig Jahren, genau an derselben Stelle ihnen Roeloff Deysters allgemein bewundertes Gemälde gezeigt. Allgemein war die Spannung, da zog der Bürgermeister, aus dessen Auge Stolz und Freude strahlte, die Vorhänge auseinander und der laute Ruf der Bewunderung, der aus Aller Mund ertönte, war das schönste Urtheil.

Gottlob! rief der zuletzt angekommene bewährte Kunstverständige, so hat also Ludwig Deyster sein Augenlicht wieder, denn so malen, wie er, kann Niemand mehr, das ist sein Pinsel, aber gereifter ist sein Geist, geläutert durch das Unglück und die Erfahrung. Wie erhaben, wie groß! Welche Tiefe der Idee, welche Schönheit und Nettigkeit in der Durchführung! Das Colorit ist unvergleichlich lebendig, warm und kräftig, ein Geistesschwung ist in diesem Gottesangesicht, welcher selbst bei einem Ludwig Deyster von Fortschritt zeugt. Ah! welch eine Kühnheit und Sicherheit, das Bild kann nur von Ludwig Deyster sein, nicht wahr, Bürgermeister?

Der alte Roeloff antwortete nicht, sondern berührte mit dem Finger eines der gemalten Gewänder, welches noch nicht ganz trocken war, zeigte den matten Flecken, den er verursacht, und seinen nassen Finger der Versammlung.

„Was soll das?" entgegnete der alte Bürger, „es beweist nur, daß das Bild erst vor sehr kurzer Zeit fertig geworden, und daß Deyster sein Augenlicht

wieder erlangt habe, denn so wie er, kann kein lebender Maler malen?"

„So gut hat er nie gemalt, bevor er sein Auge verloren," sprach ein Zweiter, „da ist mehr Tiefe der Empfindung, ein bei weitem mehr geläuterter und gereinigter Geist, mehr Weihe der Andacht, erhabenere Höhe des Gedankens!"

„Ihr denket also, der Preis von zehn tausend Gulden wäre nicht zu hoch für dieses Bild.

„Ich bin glücklich, Bürgermeister, daß ich Euch die Summe von 10,000 Gulden baar, sogleich dafür anbieten kann!" rief hastig der ehrwürdige Pfarrherr von Sanct Jakobus. Eines meiner Pfarrkinder hat mir diese ansehnliche Summe im Testamente hinterlassen, um Kunstgegenstände anzuschaffen, welche die Kapelle seines Erbbegräbnisses zieren sollen. Köstlicheres kann ich nicht kaufen, besser kann ich das Geld nicht verwenden. Bürgermeister, überlasset mir das Bild! es bleibt dann doch in Brügge und wird die Ehre unserer Stadt noch erhöhen!"

Der Bürgermeister war tief gerührt, er trat hastig in das anstoßende Zimmer hinein, und führte den Versammelten den blinden Deyster und seine liebliche Tochter Anna vor.

„Hochansehnliche Bürger der guten Stadt Brügge," begann er, „Gott hat unserm Meister Ludwig Deyster zwar nicht das Augenlicht, aber einen großen Trost in seinem furchtbaren Unglück gegeben. Seht diese Jungfrau, sittig und bescheiden bei seltener Schönheit des Leibes. — Die Schönheit ihrer

Seele ist bei weitem noch größer. Seht, wie die holde Schaam die Wangen des schüchternen Mädchens noch mehr röthet; und doch ist sie eine Künstlerin ersten Ranges und steht ebenbürtig ihrem Vater zur Seite. Ja das Bild, das Ihr Alle bewundert, das ohne Widerspruch um 10,000 fl. losgeschlagen ward, und vielleicht noch mehr werth ist, hat dieses zarte Mädchen — Anna Deyster — gemalt. Mit englischer Geduld hat sich das Mädchen in das traurige Schicksal gefügt, das ihren Vater und sie selbst getroffen, denn statt des üppigen Wohllebens, an das sie sonst gewöhnt gewesen war, mußte sie sich an Entbehrungen gewöhnen. Sie ist des armen blinden Vaters Hand und Auge geworden, sein tief forschender Geist hat gleichsam Mittel gefunden, um mit den Augen der Tochter zu sehen, mit ihrer zarten Hand zu malen, und ihr alle Geheimnisse seiner Kunst zu erschließen. Wie gut sie seinen Unterricht sich zu Nutzen gemacht, das seht ihr in dem Meisterwerk vor Euern Augen. Dieses schöne Mädchen, dessen Augen vor Freude strahlen über den wohlverdienten Triumph, ist der Rettungsengel ihres Vaters und ernährt auch ihre Schwester, der sie eine reiche Ausstattung erwerben wird. Ehre Dir Anna Deyster! Deine Tugend, Dein Talent sind eine Zierde unserer Stadt!"

Der Herr Pfarrer von Sct. Jakobus und die angesehensten Bürger der Stadt beglückwünschten das gute Mädchen, der blinde Vater hob die Hände zum Himmel empor und rief in wehmüthig freudiger Stimmung:

„O mein Gott segne! segne sie, mache sie glücklich hier und jenseits, denn Niemand verdient das Glück so sehr wie sie!“

Des blinden Vaters heißes Flehen ward erhört, Anna war bald allgemein berühmt und bewundert, die reichsten Bürgersöhne wetteiferten um die Gunst der schönsten, tugendreichsten und berühmtesten Jungfrau von Flandern und Brabant, aber sie hatte unwandelbare Treue — ihrem Vater geschworen, bei ihm wollte sie verharren bis zu seinem Tode, denn der arme Blinde bedurfte ihrer ungetheilten Aufmerksamkeit. — Der feine Tastsinn des Blinden, den er durch Uebung so sehr ausgebildet, daß er nicht nur die Farben, sondern auch die einzelnen Nüancen des Schattens erkannte, sein richtiges Urtheil, seine erhabenen Ideen, welche durch äußere Anschauungen nicht getrübt wurden, erklären die hohe Vollendung der Meisterwerke der berühmten Malerin Anna Deyster.

Der blinde Meister starb im hohen Alter, in den Armen seiner zärtlichen Tochter.

Dieß ist der Meister, der das herrliche Bild: Christus am Kreuze und die drei Marien —, dieß ist die Meisterin, die das noch heute so bewunderte Gemälde: Christi glorreiche Auferstehung gemalt, und heute noch ist Brügge stolz auf Ludwig Deyster, den man nur den blinden Maler nennt und auf seine noch berühmtere Tochter Anna!

Jedes Jahr einen neuen Hut.

Auch eine Rente!

(Aus dem Französischen.)

Eines Tages trat ein Bauer in einen Kaufladen, legte seinen vom Alter ziemlich mißhandelten Hut, der fast keine Farbe mehr hatte, auf den Tisch, und bat den Kaufmann, er möchte ihm auf dieses Pfand sechs Francs borgen, die er nothwendig brauchte.

Der Kaufmann lachte über des Bäuerleins Einfalt und rief: „Haltet ihr mich für einen Narren, guter Mann, daß Ihr glaubet, ich könnte Euch auf einen so alten Filz sechs Franken leihen? Ihr müßt nicht bei Troste sein, denn der Fetzen ist keine zwei Sous werth."

„Kommt darauf an!" entgegnete der Bauer, der keineswegs so einfältig zu sein schien, wie der Kaufmann glaubte, „so wie der alte Hut hier ist, würde ich euch ihn nicht für zwanzig Dukaten verkaufen, denn für mich hat er einen höhern Werth, — aber das Geld, um das ich Euch bitte, brauche ich höchst nothwendig. Vor acht Tagen habe ich Wolle hier verkauft, und heute sollte ich mein Geld bekommen, und habe mit Bestimmtheit darauf gerechnet, um meine Steuer zu bezahlen, denn bei uns wird sie sehr streng eingefordert. Morgen muß ich zahlen, sonst sieht es sehr schlecht mit mir aus. Aber den armen

Menschen, der mich heute bezahlen sollte, hat unterdessen ein schweres Unglück getroffen, sein Sohn ist ihm gestorben und wird morgen begraben, das macht viel Auslagen; übrigens ist obendrein sein Weib krank, und erst in acht Tagen wird er mich bezahlen können, er ist ein redlicher Mann, auf dessen Wort ich mich verlassen kann. Da ich nun Alles, was ich von Spezereiwaaren für mein Haus brauche, in Eurem Laden kaufe, und Ihr mich als einen redlichen Menschen und richtigen Zahler kennt, so hoffe ich, werdet Ihr auch keine Schwierigkeiten machen, mir auf so lange die sechs Franken zu leihen, die ich so nothwendig brauche. Uebrigens habt Ihr ja für alle Fälle meinen Hut, und glaubt es mir, der bietet Euch als Pfand die größte Sicherheit. Glaubt es mir, daß ich meinen Hut nicht im Stiche lasse." — Der Kaufmann lachte unbändig, zuckte die Achseln, und wandte dem bestürzten Bäuerlein den Rücken.

Der Graf N., welcher in den Laden getreten war, um Einkäufe zu machen, hörte mit Aufmerksamkeit des Bauers schlichte Erzählung, und war entzückt über seine Aufrichtigkeit, Einfalt und Redlichkeit. Er zog seine Börse, näherte sich langsam dem Bauer, drückte sanft sechs Francs in seine Hand, und sprach, indem er einen finstern Blick des Unwillens auf den Kaufmann warf:

„Hier mein Freund, ist das Geld, dessen Ihr so nothwendig bedürfet; weil Ihr hier so hartherzige Menschen findet, freut es mich recht sehr, Euch diese kleine Gefälligkeit erweisen zu können." Der Graf

verschwand, und war in seiner Equipage längst davongefahren, ehe sich der Bauer von seinem Erstaunen, der Kaufmann von seinem Verdruße erholt hatte. Der Bauer sah pfiffig den Kaufmann an, und entfernte sich mit den Worten: „Da hab' ich das Geld, und obendrein meinen Hut, ich werde Euch sicherlich mit meiner Gegenwart nicht mehr belästigen."

Vier Wochen hierauf fuhr der Graf in seiner Equipage schnell über den Pont royal, und hörte eine Stimme, welche sich vergeblich bemühte, den Kutscher zum Anhalten zu vermögen.

Der Graf sah zurück, und erblickte einen Menschen, der trotz seiner großen Eile sich vergeblich bemühte, den Wagen einzuholen. Da befahl er dem Kutscher zu halten. Außer Athem kam der Mann gelaufen, hielt sich fest an den Wagenschlag, und rief:

„Verzeihen Sie, edler Herr, daß ich Sie aufhalte, aber ich lief, was ich nur laufen kann, um Sie einzuholen. Nicht wahr, edler Herr, Sie waren es, der mir vor vier Wochen so großmüthig, ohne mich zu kennen, sechs Francs geliehen?"

„Ja, mein Freund, jetzt erinnere ich mich auch an Eure aufrichtige und redliche Physiognomie."

„Gut, mein lieber Herr und Wohlthäter, hier ist das Geld. Sie haben mir ja nicht einmal Zeit gelassen, Ihnen zu danken, so sehr war ich von Ihrer Güte verblüfft; ja ich habe trotz aller Mühe weder Ihren Namen, noch Ihren Stand erfragen können. Ich habe mich täglich vor den Kaufladen gestellt, um Sie wo möglich wieder zu sehen, denn die Schuld

drückte mich sehr. Gott sei Dank, meine Bemühung war nicht vergeblich. Hier ist das Geld, Gott lohne es Ihnen und vergelte es Ihnen an Ihren Kindern."

„Mich freut es sehr, einem so redlichen Mann, wie Ihr es seid, eine kleine Gefälligkeit erwiesen zu haben", sprach der Graf, „aber ich versichere Euch, mein Freund, daß ich niemals daran dachte, das Geld jemals wieder zurückzunehmen, es war meine Absicht, Euch damit ein kleines Geschenk zu machen."

„Davon wußte ich nichts, Herr! und es ist mir niemals beigefallen, es zu behalten, denn ich habe von meinen Eltern gelernt, niemals Geld anzunehmen, oder zu behalten, was ich nicht verdiene. Ich habe Ihnen, mein Herr! niemals einen Dienst erwiesen, der mich berechtigte, von Ihnen die große Gefälligkeit zu erwarten, die Sie mir erwiesen haben, darum bitte ich Sie, nehmen Sie das Geld, sonst könnte ich nicht ruhig sein."

„Nein, mein Freund, das Geld ist und bleib Euer Eigenthum; macht mir die Freude, und kaufet Euern Kindern einige kleine Geschenke dafür; sagt ihnen, daß ein Fremder ihnen Glück dazu wünscht, daß sie einen so braven und so redlichen Vater haben!"

„Gott lohne es Ihnen, Herr, es hieße Sie beleidigen, wenn ich Ihr Geschenk zurückweisen wollte; ich nehme es an, und werde meinen Kindern erzählen, was es für edle Menschen in Paris gebe, und wie Gott niemals die Redlichen verläßt!"

„Schön, mein Freund, aber jetzt habe ich noch

eine Bitte an Euch, klärt mich doch auf über eine Sache, welche meine Neugierde durch die ganze Zeit auf den höchsten Grad gespannt hat. Sagt mir aufrichtig, woher Ihr den großen Muth nahmet, auf einen Hut, der so wenig werth scheint, sechs Franken borgen zu wollen. Obgleich die Hartherzigkeit des Kaufmanns, der Euch die kleine Gefälligkeit abschlug, um so abscheulicher ist, weil Er Euch kennt, so muß ich doch gestehen, daß das Pfand kaum den sechsten Theil der Summe werth zu sein scheint, die Ihr darauf ausborgen wolltet."

„Herr! dieser Hut ist ein großer Schatz für mich, und ich will Ihnen die Geschichte von ihm erzählen. Es geschah vor mehreren Jahren, da belustigte sich der einzige Sohn unsers Gutsherrn auf dem gefrorenen Teiche vor dem Schlosse. Ich arbeitete nicht weit davon, da hörte ich einen Hilferuf; der junge Herr war an einer Stelle, wo das Eis nicht stark genug war, in's Wasser gefallen. Ich lief herbei und stürzte mich, unbekümmert um die Gefahr, dem Knaben nach, angekleidet wie ich war. Ich hatte das Glück, den Knaben zu retten, und lebend zu seinem Vater zu bringen. Der gütige Herr überhäufte mich dafür mit Wohlthaten, er schenkte mir einige Acker Landes und Geld genug, um dafür eine Hütte auf meinem Grund und Boden zu bauen. Dieses großmüthige Geschenk setzte mich in Stand, mich verehelichen, das Mädchen heiraten zu können, das ich schon lange liebte. — Wie ich vom Herrn des Gutes nach Hause gehen wollte, bemerkte er, daß ich keinen Hut hätte,

denn ich hatte den meinigen im Wasser verloren. Er meinte, ich könnte mich verkühlen, und gab mir einen von seinen eigenen Hüten, der noch ganz neu war. Ich wollte, sagte er, daß ich eine Krone auf dein Haupt setzen könnte. Jetzt seh'n Sie, Herr, ob ich nicht alle Ursache habe, auf diesen Hut große Stücke zu halten? Ich trage niemals den Hut auf dem Lande, dort erinnert mich Alles an meinen gütigen Herrn, obgleich er todt ist; meine Hütte, mein Weib, meine Kinder, meine Felder, mein Gärtchen, Alles spricht zu meinem Herzen von dem edlen Wohlthäter; aber wenn ich in die Stadt gehe, dann setze ich voll Stolz den Hut auf meinen Kopf, um stets ein Andenken an den guten Herrn zu haben; mich kränkt es nur, daß der Hut anfängt, sehr alt zu werden, und ich unmöglich lange ihn werde tragen können, trotz aller Schonung, mit welcher ich ihn behandle. Seh'n Sie, edler Herr! mit dem Hute hat's bald ein Ende, aber so lange auch nur ein Streifen von ihm übrig bleiben wird, hat er den höchsten Werth für mich!" Der Graf war gerührt, er nahm eine Visitenkarte aus seinem Portefeuille, schrieb die Straße und Nummer seines Palastes darauf und sagte:

„Guter Mann, ich habe leider jetzt zu wenig Zeit, um mich länger mit Euch zu unterhalten, aber hier habt Ihr meine Adresse, es wird mich sehr freuen, Euch Sonntag Morgens bei mir zu sehen. Ich erwarte Euch mit Gewißheit." Der Bauer versprach zu kommen und hielt Wort. Kaum hatte ihn des Grafen Kammerdiener angemeldet, kam er selbst,

nahm ihn bei der Hand und führte ihn in eines der innern Gemächer.

„Kennt Ihr mich nicht mehr, Pierre?“ sprach er gerührt. Haben Sorgen und Kummer einiger Jahre mein Angesicht so sehr verändert, daß mich die edelste und dankbarste Seele nicht mehr erkennt? Ich bin der Bruder Eures seligen Herrn, den Ihr oft auf dem Schlosse gesehen. Ihr habt das Leben meines Neffen errettet, Ihr habt mir wieder Zutrauen zu den Menschen eingeflößt, welches ich schon viele Jahre verloren hatte. Ja, es gibt noch Menschenherzen voll Redlichkeit, Rechtlichkeit und Dankbarkeit; ein solches traget Ihr im Busen, das adelt Euch mehr, als Euch eine Grafenkrone adeln würde. Der Hut, den Ihr traget, ist ein edler, schöner Schmuck, aber er wird alt; bewahret ihn zum Andenken für Euere Kinder: Hier nehmet diesen neuen Hut zum Ersatz, und jedes Jahr am nämlichen Tage könnet Ihr als Rente in diesem Palast einen neuen Hut abholen!“

Freilich war diese Rente nur ein geschickter Vorwand für eine andere, denn der Graf beschenkte jedesmal den Bauer sehr reichlich, und hatte nur den Hut zum Prätext gewählt, um den gerechten Stolz des Bauers nicht zu beleidigen. Der redliche Bauer hatte seinen spätern großen Wohlstand ganz dem Grafen zu verdanken.

6.

Der wilde Indianer und der civilisirte Europäer.

(Aus den Indianermissionen.)

Ein armer Wilder, welcher von der Jagd zurückkehrte, ward vom Abend überrascht, seine Müdigkeit und Erschöpfung war obendrein noch so groß, daß es ihm unmöglich war, weiter zu gehen, obgleich ihn der Gedanke an sein Weib und seine drei Kinder sehr ängstigte, welche gewiß mit der größten Besorgniß auf ihn warteten. Zum Glücke, wie er glaubte, sah er in der Nähe die Villa eines reichen virginischen Ansiedlers, der als Abentheurer nach Amerika gekommen, und sein Besitzthum der Gewalt zu verdanken hatte, denn er hatte geholfen, die rechtmäßigen Eigenthümer des Landes aus ihrem Besitzthume zu verjagen, und hatte die Colonie an sich gerissen, was zu einer Zeit in jenem Lande sehr leicht war, wo heut zu Tage oft noch das heiligste Recht der rohen Gewalt unterliegt.

Der Indianer starb fast vor Hunger, Durst und Müdigkeit, und rief entzückt beim Anblick der Villa: „O großer Geist, ich danke dir, denn du hast die arme rothe Haut an die Schwelle der Wohnung eines Menschen geführt, daß sie nicht verschmachte. Freilich ist es eine blaße Haut, ein weißes Gesicht, dem dieses Haus gehört, es ist einer jener Räuber,

der über das große Wasser gekommen ist, um uns zu berauben und auszurotten wie die wilden Thiere, aber er wird gewiß nicht so hartherzig sein, mir ein wenig Korn abzuschlagen, um meinen Hunger zu stillen, und einen Winkel, um von dem langen Wege auszuruhen und mich durch einen kurzen Schlaf zu erquicken. Großer Geist, du wirst ihn segnen für seine Menschlichkeit!"

Der Indianer, der todtmüde war, schleppte sich mit größter Anstrengung bis zu der Villa, bei dem Thore sank er fast besinnungslos vor den Füssen des reichen Ansiedlers zusammen, der gerade im Thore stand.

Mit größter Anstrengung konnte er nur die wenigen Worte stammeln: „Bruder! ich beschwöre Dich um ein wenig Korn, um einen Trunk Wasser, denn ich verschmachte —"

Der stolze Europäer blickte ihn gar nicht an, und würdigte ihn keiner Antwort.

„Hörst Du nicht meine Klage?" jammerte der Indianer. — „Ich habe ein Weib zu Hause und drei kleine Kinder, ich bin ihr einziger Ernährer. — Ach! mir klebt die Zunge am Gaumen, so heiß ist mein Durst, ach! nur einen Trunk Wassers, denn ich vermag mich nicht mehr zur Wasserquelle zu schleppen!"

„Packe Dich, indianischer Hund!" rief der weiße Unmensch, stieß den Armen mit dem Fuß und warf hinter sich die Thüre zu.

Wimmernd lag der Arme noch einige Augenblicke vor der Thüre des Hartherzigen: „Mein armes

Weib! meine armen Kinder!“ Das war Alles, was er zu sagen vermochte.

Zwei Monate hierauf ging der Europäer auf die Jagd, mit wilder, leidenschaftlicher Hast verfolgte er das Wild und trennte sich von seinen Gefährten. Bereits war der Pflanzer fast eine ganze Tagreise gegangen, und der Tag begann sich zu neigen.

Furchtbar plagte ihn der Hunger und Durst, seine Müdigkeit war sehr groß. Da erblickte er zu seinem Troste unfern die Hütte eines Wilden, er trat ein und versprach dem Indianer eine reichliche Belohnung, wenn er ihn in das Haus des Europäers führen würde.

„Es ist zu spät,“ sprach der Indianer, „ich kann Dich unmöglich in Deine Behausung führen, denn sie ist weit entfernt und der Weg im Walde zur Nachtzeit ist doppelt schlecht. Bleib bei mir über Nacht, und Morgen bei Tagesanbruch werde ich Dir den Dienst erweisen, den Du verlangtest. Unbekümmert und ohne Furcht kannst Du unter meinem Dache weilen, hier rauche den Calumet (die Friedenspfeife) mit mir, das ist das sicherste Bündniß!“

Dann brachte er ihm ein Stück Wildprett und andere Speisen, legte einige Biberhäute auf den Boden, bereitete ihm ein Lager und versprach ihn zeitlich früh zu wecken.

Der Europäer war allein, und sprach zu sich, während er ganz gemächlich auf den Fellen sich ausstreckte: Das ist doch sonderbar, diese Wilden haben menschliche Gefühle fast wie wir! Wie freundlich und

leutselig mich diese Rothhaut aufgenommen hat. Bei einem europäischen Landsmann hätte ich schwerlich eine solche Aufnahme gefunden.

Es war noch zeitlich früh, die Morgendämmerung brach erst an, da stand der Indianer, seinem Wort getreu, bei seines Gastes Lager, weckte ihn auf, gab ihm Speise und führte ihn bis zu einem Orte, von welchem er seine Villa vor sich sah. — Bevor sie von einander schieden, sprach der Wilde:

„Blicke mich an, weißes Gesicht, kennst Du mich noch?"

Der Europäer zitterte am ganzen Leibe, als er den Wilden betrachtete, er stieß einen Schreckensschrei aus, und sank vor Entsetzen zusammen. Er hatte den Wilden erkannt, den er vor kurzer Zeit mit solcher Barbarei behandelt hatte.

„Ach edler Mensch, wirst Du mir meine Härte verzeihen," rief er, „wirst Du Dich nicht rächen? Deine Güte beschämt mich, ich —"

Der Indianer ließ ihn nicht ausreden, sondern sprach mit Ernst:

„In dem Augenblick, als Du in meine Hütte tratest, habe ich Dich erkannt, ich aber habe mich Dir nicht zu erkennen gegeben, damit Du keine Furcht hättest, und ruhig schliefest in der Nacht!" Dann setzte er noch mit ruhiger Kälte hinzu:

„Mensch! der Du Dich rühmst, einen bessern Glauben zu haben als ich, wenn Du wieder einen armen Indianer siehst, der fast stirbt vor Hunger, Durst und Müdigkeit, sage nicht zu ihm: Indiani-

scher Hund! und stoße ihn nicht mit dem Fuße. Auch der Indianer ist ein Mensch. Der große Geist geleite Dich, und mache aus Dir einen Menschen!"

7.

Der Abenaki.

In den letzten Kriegen der Engländer mit dem nordamerikanischen Stamme der Abenakis, überfiel eine Horde dieser Wilden ein englisches Detachement. Die besiegten Engländer begaben sich auf die Flucht, wurden aber von ihren flüchtigen, an Gewandtheit überlegenen Gegnern eingeholt, und mit der größten Grausamkeit niedergemetzelt. Ein junger, sehr schöner englischer Offizier wehrte sich tapfer gegen zwei Wilde, die mit erhobenen schweren Streitäxten vor ihm standen. Heftiger Blutverlust erschöpfte seine Kraft, er sah sich unrettbar verloren, war aber fest entschlossen, nur um den höchsten Preis sein Leben zu verkaufen. In demselben Augenblicke sprang ein alter Abenaki aus dem Gebüsch hervor, und zielte mit Pfeil und Bogen auf des Engländers Herz, aber für diesen dauerte die Todesangst kaum eine halbe Minute, der Greis stürzte sich zwischen den Offizier und seine beiden Gegner, welche ehrerbietig zurückwichen. Durch zärtliche Umarmungen und Liebkosungen suchte der Greis dem jungen Helden seine Freundschaft zu beweisen und Vertrauen einzuflößen. Er führte ihn

in seine Hütte, verband seine Wunden, und reichte ihm Speise und Trank. Der junge Engländer befand sich bei dem Wilden, dessen Freund und keineswegs Gefangener er war, sehr gut, erlernte sehr bald die Sprache der Abenakis, und zeichnete sich in Führung ihrer Waffen aus. Nur ein Umstand machte den jungen Mann um sein Leben besorgt, — so oft ihn der Greis längere Zeit betrachtete, rollten schwere Thränen aus seinen Augen über die gefurchten Wangen herab. — War er vielleicht als Opfer zu einem besonderen Feste bestimmt?

Es kam das Frühjahr, wieder begannen die Abenakis ihren Guerillakrieg. Viele Meilen weit waren die Wilden durch die dichten Urwälder gezogen, da erblickten sie plötzlich in der Ebene ein englisches Lager.

Der Greis wies mit dem Finger nach den Zelten der Soldaten und beobachtete scharf den Gesichtsausdruck seines Gefangenen.

„Siehe hier Deine Brüder,“ sprach er, „siehe sie erwarten uns hier mit ihren Feuerwaffen, um die Abenakis zu tödten. Höre mich an Jüngling: Ich habe Dir das Leben gerettet, habe Dich gelehrt Canoe, Pfeil und Bogen zu machen, und mit ihnen umzugehen, ich habe Dich alle List der Jagd gelehrt, wie auch die Kunst den Feind zu scalpiren. Wer warst Du, als ich Dich in meine Cabane führte? Deine Hände waren die eines Kindes, Du konntest Dir mit diesen zarten Händen nicht Dein Brod verdienen, Dein Geist war schwach, Du verstandest nichts

von List und Schlauheit, konntest nicht lange durch Gebüsche laufen und unter dem Wasser schwimmen. — Jetzt erst bist Du ein Mann! Könntest Du jemals so undankbar sein, Schwert oder Lanze gegen einen Abenaki zu erheben, da unser Stamm Dich so freundlich behandelte, als wärest Du unser eigenes Blut?

Der Offizier leistete den feierlichen Eid, daß er lieber tausendmal den Tod erleiden, als nur einmal das Blut eines Abenaki vergießen wollte, da senkte der Greis das Haupt, heftete nachdenkend die thränenfeuchten Augen auf den Boden, und sprach mit Zärtlichkeit und schmerzlicher Wehmuth:

„Hast Du noch einen Vater?"

„Er lebte noch, als ich England verließ!"

„Ach! wie glücklich und unglücklich ist er zugleich!" rief der Wilde. „Weißt Du, daß auch ich Vater war? — Ich bin's nicht mehr! Er war in Deinem Alter, ich habe ihn im Kampfe fallen gesehen, er starb als Mann, sein Körper war mit Wunden bedeckt! Deine Brüder waren seine Mörder, ich habe schreckliche Rache genommen für das Blut meines Sohnes, eines wahren Abenaki! Furchtbar, ja furchtbar war meine Rache!"

Der junge Engländer zitterte bei dem heftigen Ausbruch des Schmerzes und des Zornes des Alten; dieser bemühte sich seine Aufregung zu verbergen, seine Seufzer zu ersticken. Endlich war er ruhig und gefaßt, er erhob sich mit edlem Stolze, wies nach der herrlich aufgehenden Sonne und fragte:

„Jüngling! siehst Du, wie das mächtige Gestirn

den Himmel so herrlich röthet und Alles mit wonniger Freude erfüllt, hast Du wohl auch Deine Freude daran, diesen herrlichen Himmel, diese glänzende Sonne zu betrachten?"

„O gewiß, dieser Anblick erfüllt mein Herz mit Freuden!"

„Das meinige nicht," sprach der Wilde, und wieder stürzte ein Thränenstrom aus seinen Augen. Einen Augenblick darauf, als er sich wieder gesammelt hatte, zeigte er auf einen wilden Rosen- und einen Rhododendronbaum, die in üppiger Blüthe standen und fragte wie vorher:

„Siehst Du diesen herrlichen Baum mit seinen wundervollen Blüthen, deren Duft Balsam ist? freust Du Dich an Blüthe und Duft?"

„O gewiß, denn immer habe ich mit Wonne mich an diesem Anblick und an diesem Duft ergötzt!"

„Ich auch, aber es ist schon lange her! Seit mein Sohn unter der Eiche ruht, ergötzt sich mein Herz an Blüthen und Duft nicht mehr. — Geh' Jüngling! sei frei! eile nach Hause, geh' zu Deinem Vater, damit er sich erfreue an der aufgehenden Sonne, damit er sich ergötze an den Blumen des Frühlings. Ich bin nur ein Indianer, ein Mensch, den Ihr einen Wilden nennt, den Deine Brüder verfolgen und tödten, wie das Wild des Waldes. — Ich bin nur ein Wilder, aber ich hab' ein fühlendes Herz, das warm in meinem Busen schlägt. Ich weiß es, was für ein Glück es sei, mein Sohn, einen würdigen, tapferen Sohn, eine Stütze im Alter zu besi-

tzen, was für ein Unglück es sei, ihn zu verlieren. Dein Vater kann stolz auf Dich sein, er weiß, was für ein Glück es sei, einen solchen Sohn zu besitzen; eile nach Hause, in seine Arme, damit er nicht die traurige Erfahrung mache, was für ein Unglück und Herzleid es sei, einen solchen Sohn beweinen zu müssen."

8.

Eine derbe Lektion.

Unter den vielen Secten, welche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, oft wie Pilze, über Nacht auftauchen, nimmt die aberwitzige Secte der Methodisten, sowohl durch die große Zahl ihrer Anhänger, als durch die Lächerlichkeit ihrer Religionsübung und ihrer Prediger einen hervorragenden Platz ein. Wie alle protestantischen Secten aus Eifersucht auf die katholische Kirche, ihre sogenannten Missionäre, mit Geld und Bibelexemplaren wohl ausgerüstet, in alle Weltgegenden ausschicken, um aus redlichen Heiden oft nur sehr miserable Halbchristen oder unglückliche Leute zu machen, wie in den Südseeinseln, so thun es denn die Methodisten eben auch. Sie sammeln ungeheuere Geldsummen, und besolden mit denselben Männer und Weiber, als Sendboten zu den Heiden, welche zumeist viel bessere Leute sind, als diejenigen, welche darauf ausgehen, sie zu bekeh-

ren. — Die meisten sogenannten Methodistenlandläufer, die sich Missionäre nennen, pflegen, weil das Geschäft der Heidenbekehrung sehr schlecht geht, eine Menge anderer Geschäfte mit demselben zu verbinden, wie z. B. in Oregon. Sie errichten Kaufläden und Werkstätten und hausiren zugleich mit Bibeln und Branntwein, mit heuchlerischen Traktätlein und Schießpulver. Diese edlen Seelen gehen mitunter geradezu darauf aus, die leichtgläubigen, einfältigen Indianer zu betrügen, was beim Pelzhandel, der ein Hauptzweig der frommen Missionsthätigkeit der Methodistenprediger ist, am leichtesten geschieht. Die Indianer erlegen das zahlreiche Wild sehr leicht, und vertauschen dann das Pelzwerk gegen einige Schnüre Glaskorallen, für einige Pfund Pulver und Blei, oder eine Flasche Branntwein. Jene Indianer aber, zu denen die europäische Civilisation gedrungen, und welche schon die Allmacht des Geldes kennen, lassen sich lieber mit baarem Gelde bezahlen, und kaufen dann mit weit größerem Profit die genannten Artikel selbst ein. Ein methodistischer Faullenzer fühlte plötzlich den Beruf in sich, die Missionsgelder zu verzehren, und nebenbei Geschäfte zu machen. Er ging daher in den äußersten Norden der Vereinigten Staaten und da es ihm mit der Heidenbekehrung sehr schlecht ging, verlegte er sich auf das Geschäft des Pelzhandels, das er bei weitem besser verstand. Unter denjenigen Indianern, mit denen der Missionär Geschäfte machte, war auch Einer, der bereits von dem katholischen Missionär getauft war. Wie es denn

schon manchmal im Leben geschieht, ereignete es sich natürlicher Weise nur durch Zufall, daß der geistliche Herr den Wilden prellte. Dieser jedoch merkte den Betrug und stahl ihm, um sich schadlos zu halten, einen blanken Dukaten. Der Missionär merkte nichts, und sie schieden, beide mit einander sichtlich zufrieden.

Dem Indianer gab es aber doch nicht Ruhe, sein Gewissen ward rege, und er eilte deßhalb zu dem Missionär, der ihn getauft hatte, um seinen Gewissensfall vorzutragen. Der katholische Missionär belehrte natürlich den Indianer über die Sündhaftigkeit seiner Handlungsweise und versagte ihm so lange die Lossprechung, bis er das gestohlene Gut zurückgegeben haben würde. Der Indianer ward bestürzt, und versprach den Methodisten überall suchen und ihm das Goldstück zurückstellen zu wollen. Er hielt Wort, lief ohne Rast, bis er ihn fand, und rief:

„Hier hast Du Dein Goldstück, das ich Dir gestohlen, weil Du mich betrogen hast. Wenn Dein Glaube Dir erlaubt zu stehlen und die Rothhäute zu betrügen, so erlaubt es der meinige nicht!"

Der Methodist war höchlich erfreut über des Wilden Redlichkeit und lobte sehr dessen Glauben.

„Gut!" sprach der Indianer, „Du lobest meinen Glauben, und er ist auch besser als der Deinige; denn unser Vater Schwarzrock macht mich nicht frei von meinen Sünden, wenn ich Dir Dein gestohlenes Geld nicht zurückgebe, denn das Evangelium sagt, Diebe kommen nicht in's Himmelreich, Du mußt ein

ganz anderes Evangelium haben, wenn Du als Prediger selbst ein Dieb und Betrüger bist!"

Der Methodist ward verlegen und versuchte den Indianer nach seiner Weise zu belehren; dieser wollte jedoch von seinem Glauben nichts wissen, sondern verlangte trocken eine Bestätigung, daß er das Goldstück zurückgegeben habe.

„Wozu eine Quittung?" fragte der Methodist staunend, „Dein Priester, der Schwarzrock wird Dir auch ohne Quittung glauben!"

„Das wohl," entgegnete der Indianer, „denn wir römisch-katholische Rothhäute lügen nicht, wie Du und die weißen Häute Deines Glaubens, meinem Vater brauche ich blos zu sagen: Vater Schwarzrock, ich habe gethan, was Du mir befohlen hast, ich bin durch den Wald gelaufen, wie ein Reh, und habe so lange die Spur des falschen Predigers gesucht, bis ich ihn gefunden habe, dann habe ich ihm sein Gold wieder gegeben. Mein Vater Schwarzrock wird mir sogleich glauben, und mir sagen: Sohn! Du hast recht gethan, jetzt sage noch einmal Deine Sünden, bereue sie, und ich will Dich von ihnen frei machen. Das ist richtig, aber anders ist's, wenn ich einmal sterbe, da werde ich zur Himmelsthüre kommen und bitten, daß er mich hineinlasse, er aber wird mich fragen:

„Rothhaut! wo hast Du eine Quittung, daß Du das Geld zurückgegeben hast, welches Du jenem Betrüger gestohlen hast, der sich einen Prediger des Evangeliums nannte? Soll ich dann erst zu Dir

in die tiefste Hölle hinabsteigen, um die Quittung zu holen?"

Der Methodist hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihm sogleich die gefoderte Quittung zu geben.

9.

Die Todesstunde.

(Aus den Erzählungen eines Arztes.)

„Nun muß ich Euch, meine Herren, doch ersuchen, Euerem Gespötte über meine Gesinnungen und Grundsätze ein Ende zu machen," sprach etwas gereizt der junge Doktor Friedberg, als mehrere seiner jungen Freunde und ehemaligen Universitätsgenossen, besonders der leichtsinnige Referendar Glaser, sich über seine religiösen Ansichten in nicht gerade ziemlicher Weise lustig machten. Friedberg war einer jener seltenen Aerzte, die in ihrer Praxis und durch ihre Studien sich nicht dem katholischen Glauben und seiner praktischen Ausübung entfremden lassen. Man sah ihn täglich früh, bevor er seine Patienten besuchte, in der Kirche der heiligen Messe beiwohnen, er versäumte auch in den dringendsten Berufspflichten seine Christenpflicht nicht, und wenn er Sonntags in die Predigt und in's Amt ging, so schrieb er stets auf die schwarze Tafel an seiner Zimmerthüre: „Zu finden von zehn bis zwölf Uhr hinter dem letzten Pfeiler der St. Hedwigskirche." — Seine Ansichten und

seine Handlungsweise machten ihn, wie sonst sehr häufig, zur Zielscheibe des Spottes, und besonders war es der leichtsinnige Referendär, den seine Freunde nur den leichtbeflügelten Aktenwurm nannten, der sich hierin am meisten auszuzeichnen suchte. Friedberg's energischer Protest und seine Drohung, die Gesellschaft zu verlassen, machte Glaser verstummen und sich mit dem feurigen „Leisten" befreunden. Beleidigen wollte Niemand den jungen Arzt, denn er war äußerst wissenschaftlich gebildet, höchst human, hatte eine ausgedehnte Praxis, daher auch viel indirekten Einfluß, und er besaß den Talisman, der in unseren Tagen gewiß allgemeine Achtung hervorzaubert — er hatte Geld; seine Praxis trug ihm viel ein, obgleich er, ohne Armenarzt zu sein, gratis in den frühen Morgenstunden den Armen ordinirte, und übrigens hatte eine reiche Parthie ihm eine sehr sorgenlose Existenz gesichert; dabei war er keineswegs ein Kopfhänger und seine Freunde tranken an gewissen Commerztagen, die sie als Burschen gehalten und als Männer fortsetzten, am liebsten den letzten Wein, den Friedberg zahlte. So ein Commerztag, der Erinnerungstag an den Studienabschied, war heute.

Zwar schwieg der schale Bramarbas Glaser, aber die Anderen konnten doch nicht umhin, wenn auch bescheidener, doch auf dasselbe Thema wieder zurückzukommen.

Der lustige Gardelieutenant Helmbusch, der ein sehr schlechter Student gewesen, jetzt aber als Gardelieutenant ganz passabel war, begann wieder:

„Verzeih', Doktor, aber ich muß mit meiner Herzensangelegenheit heraus, und Du mußt meine Neugierde befriedigen. Beim Mars! Es ist mir noch immer unbegreiflich, wie Du auf einmal dazu gekommen bist, Etwas zu glauben und gar obendrein noch Katholik zu werden. Ich möchte mit meinem Onkel, der im Cultusministerium sitzt, ausrufen: der Gedanke ist zum Katholisch werden. Ich gestehe es Dir wie meinem Beichtvater, daß ich an gar Nichts glaube, nicht einmal an's Avancement; denn wenn jeder Trommelschlag einem Capitän in der Armee, in unserem herrlichen Kriegsheer das Leben kosten würde, ich bekomme auch dann noch keine Compagnie. Ich sage Dir, auf Ehrenwort und Cavaliersparole, ich glaube absolut gar Nichts mehr!"

„Dann bist Du sehr zu bedauern, Helmbusch," entgegnete ruhig der Arzt; „für den denkenden Mann, selbst für den Ungläubigen, ist der Glaube an etwas Höheres, Ueberirdisches Bedürfniß. Der Mann soll sich von seiner Existenz und von seiner Bestimmung Rechenschaft zu geben wissen. Nichts zu glauben ist kein Triumph der Vernunft; denn zum Nichtsglauben, zum Läugnen bedarf man der Vernunft und Studien nicht, da genügt der Vorsatz, die absichtliche Blindheit, die oberflächliche Lectüre von Rousseau, Voltaire, Hegel und Consorten, und eine Dosis absprechender Suada, der einige banale Phrasen des Unglaubens geläufig sind. — Zum Glauben, besonders wenn man ihn als höchstes Gut erst erringen will, gehört ernstliches, tiefes Forschen und ein Mannescharakter, der

Ausdauer und Redlichkeit genug besitzt, um errungene Resultate festzuhalten und von ihnen geleitet zu weiteren Consequenzen zu gelangen. Die höchste Consequenz der Wissenschaft ist der Glaube!"

„Doktor! Doktor!" sprach der Referendär, der in der Tiefe des grünen Glases eifrige Forschungen angestellt, sich ein wenig aufrichtend: „Du verstehst es meisterhaft, Dir selbst Lobreden zu halten; Du bist aber in einem abscheulichen Zirkelschluß befangen, wenn Du sagst: Der Glaube ist das non plus ultra der Philosophie, weil ich, der ich ein Philosoph cum eminentia bin, ihn bekenne, und secundo: Weil ich Katholik, sogenannter Convertit bin, muß der katholische Glaube wirklich philosophisch höchst richtig und tadellos sein. Du kennst doch die Anekdote, wie einst zwei Buben auf dem Heuboden waren und die Mutter rief: Hans, was machst du? Antwort: Nichts! Steffen, was machst du? Antwort: Ich helfe Hansen! So ergeht es mit dem Lieutenant und mir. Helmbusch, was glaubst Du? Antwort: Nichts! Glaser, was glaubst Du? Antwort: Ich helfe dem Lieutenant glauben. Doktorchen, ich bin heute scheußlich gemüthlich und empfänglich aufgelegt, mache an mir einen Proselyten, über den sich die Engel im Himmel erfreuen!"

„Ich habe Euch schon einmal gesagt, Freunde, daß ich Eures Spottes müde bin," entgegnete der Doktor. „Dinge von solcher Heiligkeit und Wichtigkeit gehören nicht zum Weintisch; aber die Wahrheit kann man überall besprechen, wenn es ziemend ge-

schieht. Der Glaube ist eine Gnade, die man nie erzwingen kann; glücklich derjenige, der sie erlangt hat. Denn das Leben hat für ihn einen ganz anderen Werth; seine Lebensanschauungen, seine Lebensphilosophie, seine Beziehungen zur ganzen Menschheit und zu Gott sind unendlich edler und erhabener als die des Ungläubigen, der eben nur ein thierisches Leben führt, und gerade um seine Seele sich nicht kümmert, die ihn doch allein vom Vieh unterscheidet, welches eben auch Nichts glaubt — aber nur, weil es nicht glauben kann."

„Der Doktor hat Recht," bemerkte Gumbrecht, ein hektischer Privatdozent der Philosophie, bei welchem, wie seine Freunde scherzend zu sagen pflegten, der viele Geist das wenige Fleisch absorbirt hatte; „der Mensch, der denkende Vernunftmensch erkennt am Ende die Nothwendigkeit des Glaubens, sowie der Autorität, die ihn verbürgt, in jeder Wissenschaft, vita brevis, ars longa, der Mensch fängt erst an zur Erkenntniß, zum Genuße der Frucht der Wissenschaft zu gelangen, wenn das Leben ein Ende hat."

„Besonders wenn er die Auszehrung hat," lispelte boshaft der Referendär dem Lieutenant zu. Der Dozent fuhr fort:

„Etwas glauben muß der Mensch, sonst gäb' es keine Metaphysik." Ein homerisches Gelächter Aller war die Antwort auf des Dozenten logische Schlußfolge, er aber fuhr ruhig fort:

„Das Glauben, ja selbst der Autoritätsglaube erscheint mir durchaus nicht als Lächerlichkeit, aber

paradox erscheint es mir, wenn ein Arzt christlich gläubig ist."

„Und warum, wenn ich fragen darf?" entgegnete der Doktor. „Es ist wahr, wir Mediziner beschäftigen uns mit der Materie; der Naturalismus, die Materienvergötterung steht uns immer nahe, viele Aerzte werden Sensualisten, Materialisten und Nihilisten, aber nicht darum, weil sie consequent sind, sondern weil der Unglaube das leichteste theoretische und praktische Glaubensbekenntniß ist. Die Wissenschaft kann dem Glauben nicht entgegengesetzt sein, nur schale Wissenschaftlichkeit ist es, und das ist der Fluch der Einseitigkeit; wahre Gelehrsamkeit und Skepticismus sind rein unverträglich, können nie zu einem Grundsatz amalgamirt werden."

„Freundchen!" sagte der Lieutenant gähnend, „das ist für uns Laien und Lebemänner Alles entsetzlich schauderös hoch gesprochen, das versteh'n wir nicht; aber ich meine, wenn ich mir durch das katholische Glaubensbekenntniß ein so schönes und reiches Weibchen erwerben könnte, wie Du, hol' mich der T—, ich möchte mir auch keinen Skrupel daraus machen, dem flotten Vater Luther untreu zu werden."

„Helmbusch!" versetzte der Doktor verdrießlich, „Du bist und bleibst bis in Dein spätestes Alter ein leichtsinniger Junge, sonst würde ich mit mehr Ernst mit Dir reden müssen; Du weißt wahrscheinlich nicht, daß ich früher Katholik ward, bevor ich Clotilden kennen lernte; daß sie damals selbst noch Protestantin war und mich erst zu Ende des ersten Jahres

unserer Ehe mit dem festen Vorsatze überraschte, den Glauben der Kirche bekennen zu wollen. Mich hätte nie eine irdische Rücksicht zum Glauben veranlaßt."

„Der Prozeß Deiner Bekehrung muß wahrlich psychologisch sehr merkwürdig sein," bemerkte der Dozent, „und ich ersuche Dich freundschaftlich, unsere Neugierde zu befriedigen und uns einige nähere Daten und Aufschlüsse darüber zu geben."

„Herzlich gerne," sagte der Doktor, „wenn Ihr mir williges Gehör leihen und unmännlichen Spott bei Seite lassen wollt."

„Wie Ihr Alle, war auch ich ein leichtsinniger Junge als Student, der Glaube machte mir wenig Kummer und Sorge. Was der Schulknabe geglaubt, war dem Universitätsburschen lächerlich geworden; unsere glaubensarmen, glaubensbaren Professoren trugen durch Wort und Beispiel wesentlich dazu bei, uns die Geringschätzung des Glaubens zu lehren. So trat ich in die medizinischen Studien. Beim Secirtisch erschien mir der Mensch mehr als je als bloße Maschine; der Arzt erschien mir als der allmächtige Uhrmacher, der durch Kenntniß des innersten Triebwerkes, der Hebelkräfte, der ganzen Dynamik der Biologie, zu allen Reparaturen berufen ist. Die andern Hilfswissenschaften der Physiologie wurden, wenigstens in unserer Studentenzeit, als wahre Bollwerke und Contreminen gegen den Glauben, gegen die christliche Offenbarung betrieben; jetzt ist es freilich was ganz Anderes, denn der je höhere Grad tieferen Eindringens in die Naturwissenschaften führt die forschenden Den-

ker, z. B. die Geologen, immer auch desto näher zum christlichen Offenbarungsglauben. Der Realismus, das Pflegen des Nutzwissens verdrängte in mir jede Spur von Glauben, und es kümmerte mich mein Unglaube nicht im entferntesten und genirte auch mein Gewissen nicht. Die Jahre verflogen, ich war Mann und Arzt geworden. Ich gestehe jedoch, daß mich die pathologischen Studien des Todes und der letzten Lebensmomente des Menschen manchmal sehr ernst stimmten. Im Spitale, in welchem ich praktische Medizin studirte, hatte ich Gelegenheit genug, den Tod in seinen mannigfachsten Formen, von den verschiedenartigsten psychologischen Eindrücken begleitet, zu beobachten.

„Ich gestehe, der Todesmoment eines Sterbenden war für mich immer ein sehr ernster; die handwerksmäßige Gleichgiltigkeit, mit welcher meine Collegen dem Todesringen ihres Nebenmenschen zusah'n, empörte mich. Es war ihnen das Sterben eines Mitmenschen gerade so gleichgiltig, wie das Auslöschen einer Kerze; und doch hat im Tode der unsterbliche Geist seine irdische Geschichte, sein Leben und Weben geschlossen, und so mannigfach wie Tugend und Laster, die der vom Leib befreite Geist mit sich genommen, sind auch die Consequenzen, welche der christliche Logiker und Metaphysiker zu ziehen sich berechtiget glaubt. Ich stand damals freilich auf diesem Standpunkte noch nicht, aber ich war ihm nicht so ferne, als ich glaubte; denn ich stellte für mich höchst interessante Vergleichungen über die Todesstunde der Unschuld, des Verbrechens, der Reue, der Verzweiflung und

Gottergebenheit an, und daß ich in einem Criminalspital mit assistirte, ist mir heute noch von sehr grossem Nutzen. Eine Bemerkung besonders konnte ich niemals unterdrücken; es war die, daß gläubige Katholiken am leichtesten und gottergebensten starben; der Zuspruch des Priesters, die heilige Beicht und Oelung haben vor meinen Augen oft erstaunliche Wirkungen, sogar fast wunderbare Heilungen hervorgebracht; trocken und phrasenreich, wie der protestantische Zuspruch ist, kann er solche Wirkungen nie erzielen. Da fehlt die innere Weihe der Andacht. Ich habe mir selbst zur Zeit meines blinden gedankenlosen Unglaubens sehr leicht die Wirkungen der Beichte auf die Seele vorstellen können. Wenn schon das Herz des Menschen sich immer nach Mittheilung sehnt, um wie viel mehr, wenn der Glaube diese Mittheilung zugleich mit Sühnung und Vergebung verknüpft, wenn der Büßer die Pforten der Ewigkeit vor sich erschlossen sieht und ihm der Glaube nur im Schuldbekenntniß die Möglichkeit der Seligkeit zeigt. Ich sehe es an Euren Gesichtern, daß Euch meine Ansichten sehr phantastisch vorkommen mögen; sie sind es aber keineswegs; ich kann Euch versichern, daß Erfahrung und Wissenschaft sie vollkommen bestätigen. — Ihr habt doch Alle den Doktor Maller gekannt?“

„Freilich, war ja unser Collega,“ entgegnete der Dozent, „und ich glaube, daß er sogar mit Dir zugleich promovirt ward, Friedberg! Der ist auch frühzeitig gestorben.“

„Derselbe ist es, von dem ich rede; freilich heißt

es: de mortuis et absentibus nihil nisi bene. Von den Todten und Abwesenden soll man nur Gutes reden, weil sie sich nicht vertheidigen können; aber jeder hat den Maller als einen herzlosen Wüstling gekannt. Schon die Art und Weise, wie er seine Studien zu beendigen und die Promotionskosten zu bestreiten im Stande war, hefteten einen unauslöschlichen Schandfleck auf seinen Charakter. Als Gymnasiast unterrichtete er in Kaufmann Erdberg's Hause, erhielt die ganze Verpflegung, und es war eine ausgemachte Sache, daß er Erdmann's Friederike heirathen sollte, wenn er am Ziel seiner Studien stünde. Für Maller war Friederike eine ausgezeichnete Parthie, sie war jünger als er, hübsch, wirthschaftlich, häuslich und bekam eine passable Mitgift; ihm war viel mehr zu gratuliren, als ihr. Seine Verpflichtung, ihr die Hand zum Ehebund zu reichen, war aber eine um so heiligere, als er als Mann von Charakter gebunden war, ihr die Ehre wieder zu geben, die er ihr herzlos geraubt, — das Verhältniß war nicht ohne beschämende, für Beide compromittirende Folgen geblieben. Maller war ein Ungläubiger, er hatte keinen Glauben, folglich kein wahres Gewissen, keine wahre Ehre; die Befriedigung seiner schamlosen Lüste war so ziemlich das Hauptziel seines Lebens. — Die zarte Frauenehre, die ein einziger Pesthauch besudelt, ist im Umgange mit dem Unglauben in steter Gefahr. Maller war ein charakterloser Mensch, er hatte allseitig sein Ziel erreicht, er hatte eine Lilie geknickt, er hatte seine Studien beendigt, er war diplomisirter

Arzt, hatte wenigstens präsumtives, hypothetisches Brod; jetzt erwachte sein Eigennutz. Er machte der reichen, aber alternden, keifenden, gewesenen Krämerswittwe Rümpler den Hof, und allgemein war die Rede von einer Verbindung dieser ebenbürtigen Seelen. Da kam unsere Abschiedsfête, denn mehrere der neugebackenen Doktoren wollten das Licht ihrer Wissenschaft in kleinen Provinzstädten leuchten lassen, wo es nicht, wie in der Residenz, mehr Doktoren als Patienten gab. Maller war ausgelassen lustig; schonungslos geißelte er sich und seine sehr majorenne Braut durch allerhand Sarkasmen, und sprach sich so cynisch und trivial über die Ehe aus, daß es mich empörte. Mit Maller war, wie Ihr Alle wißt, nicht zu streiten; er hatte statt der Vernunftgründe stets nur massive Grobheiten als Gegengründe in Bereitschaft; ich konnte mich aber dennoch nicht enthalten, einige scharfe Bemerkungen über die Gemeinheit seiner Denk- und Handlungsweise und über Gottes Gerechtigkeit und strenge Strafgerichte einfließen zu lassen. Maller antwortete höhnisch: Der praktische Nutzen (der Realismus) sei sein Glaubensbekenntniß; um dürre, fade Ideen und Theorien hätte er im Leben sich nie bekümmert, jeder Glaube sei ihm lächerlich, sein Ballast im Lebensschiff, den er längst hinausgeworfen, und er fühle sich bei seinem Unglauben, ja bei seinem Atheismus, vollkommen glücklich. Ich schwieg, denn mit einem solchen Menschen disputiren ist die fruchtloseste Mühe. Die schalste Unterhaltung kam in Gang; auf einmal meldete der

Aufwärter, daß ein junges Mädchen nach Doktor Maller frage. Er ging hinaus; allerhand spitzige, witzig sein sollende Bemerkungen geleiteten ihn. — Ziemlich gleichgiltig kam er zurück und theilte uns lachend mit, daß er Papa geworden und mit einem Kronprinzen beschenkt worden sei. Mein Majoratsherr befindet sich wohl, sagte er, aber die Mama hat Lust zum Abkratzen, was mir unter den bestehenden Umständen recht willkommen wäre, da hört wenigstens das Gewinsel auf und stört meine Hochzeitsfeierlichkeiten nicht, zu denen ich Euch Alle freundschaftlich einlade; meine Alte hat Geld genug, und Ihr wisset, ich bin der Mann, der es versteht, Geld flüssig zu machen. — Ich war über diese empörende Rohheit entrüstet und entschlossen, mich möglichst bald von der Gesellschaft zu entfernen. Nach einer halben Stunde kam das Mädchen wieder und bat sehr dringend, der Herr Doktor Maller möchte sogleich zu Erdberg's kommen, denn Fräulein Friederike sei im Sterben und wolle ihn noch einmal sehen. Mit einem Indifferentismus, der bereits im höchsten Grade fluchwürdig war, sprach er einige Worte, die selbst die Gefühllosesten von uns verletzten; was ich sagte, weiß ich nicht, aber ich nahm meinen Hut und stürmte wie ein Rasender zu Erdberg's. Es war eine Schreckensscene, deren Zeuge ich ward; die junge Wöchnerin lag im Delirium, die höchste Gefühlsaufregung, die Verzweiflung spannte alle ihre Adern auf den höchsten Grad der Intensität; die Rückwirkung auf den geschwächten Körper mußte tödtlich sein; sie fluchte ihrem

Verführer, sie verfluchte sich selbst, sie verlangte ihr Kind, um es zu tödten. Der greise Vater raufte sich verzweifelnd die grauen Haare aus, die Mutter lag ohnmächtig im Lehnstuhl. Ich that redlich meine Pflicht als Arzt, obgleich hier alle Kunst vergeblich war. Es gelang mir endlich doch, Friederike zur Besinnung zu bringen; sie war aber so schwach, daß ich mit der Prognose keine Schwierigkeit hatte. Das war das letzte Aufflackern ihres Lebenslichtes gewesen; sie sprach mit gebrochener Stimme: Herr Doktor, Gott lohne ihre Menschlichkeit! Mir können sie nicht mehr helfen, retten sie nur meine Mutter! Sie werden meinen Verführer wieder sehen, sagen Sie ihm, daß ich ihn verfluche; daß ich den Augenblick verfluche, in welchem ich ihn zum ersten Male gesehen; daß ich bei Gott bitten werde, daß er mir gestatte, in seiner Todesstunde vor ihm zu stehen, daß auch er verzweifle. Fluch und Verdammniß für den herzlosen Verführer! Es gibt einen Gott, es gibt eine Gerechtigkeit, eine ewige Vergeltung; er wird ihr nicht entfliehen. Mein Fluch wird ihn durch's Leben geleiten und seine Todesstunde schrecklicher machen als die meinige! Hierauf betete sie leise und verschied. Ich that als Arzt und Mensch redlich meine Pflicht, und eilte dann fast ohne Besinnung nach Hause. Auf dem Wege kam ich an der Restauration vorüber, in welcher die Zecher noch immer so laut lärmend saßen, daß man den Jubel auf der Straße hörte. Ich konnte mich in meiner Wuth nicht enthalten hineinzutreten; da stand der elende Maller und sprach gerade mit

lallender Zunge einen lustigen Toast. Ich trat ihm gegenüber und rief mit einer Donnerstimme, die alle Anwesenden zittern machte: Elender Mensch! der Du hier sorgenlos prassen kannst, während das Opfer Deiner Verführung stirbt. Ja, Schurke! rief ich außer mir, ich bringe Dir Friederikens Fluch; er soll Dich Unmenschen durch's Leben bis zur Todesstunde begleiten; da wird Friederikens Schmerzensbild vor Deinem brechenden Auge stehen und Rache flehen auf Dein Haupt vom allmächtigen Gott. Frevle zu, Elender! es gibt einen Gott, es gibt eine Gerechtigkeit, eine ewige Vergeltung und Du wirst ihr nicht entfliehen. Das ist Friederikens Testament für Dich, das sind ihre Abschiedsworte an ihren Verführer! Maller entfärbte sich, das Glas fiel aus seiner Hand, er stürzte auf den Stuhl zurück, seine freche Geistesgegenwart und Gleichgiltigkeit hatte ihn verlassen. Ich ging, mir folgten mehrere aus der Gesellschaft; ich habe später erfahren, daß der Unmensch seine Gewissensbisse im Weine ersäuft habe oder es wenigstens versuchte. Mir wich er von diesem Tage an beharrlich und sorgsam aus. Die Schreckensscene, deren Zeuge ich gewesen, machte mich noch ernster; der Gedanke an ewigen Lohn und ewige Strafe war sehr oft der Gegenstand meines Forschens und Nachdenkens, ich fand ihn philosophisch untadelhaft und consequent. Das herzlose Laster, die planmäßige Verführung, der miserable Egoismus, der im Stande ist, alle Blumen auf seinem Lebenswege zu zertreten, um sich eine Wollustminute zu bereiten, müssen einmal ihre Strafe

finden, ein solcher Fluch, wie der Friederikens, muß in Erfüllung gehen. Von diesem Gesichtspunkt betrachtete ich nun die Menschen in der Todesstunde; ich überzeugte mich, daß der roheste und verwahrloseste Mensch im letzten Moment die Gottesidee erfaßt; daß selbst Gottesläugner, die auf ihren Atheismus stolz gewesen im Leben, sich an die Gottesidee im Tode festklammern wie an das einzige Brett im Schiffbruch. Ich bin durch pathologische und psychologische Beobachtungen endlich zu dem Resultate gelangt, daß auf dem Todtenbette jeder Mensch wünsche, er wäre im Leben gläubig gewesen. Warum gerade im Tode? Seht, der Todesmoment ist der wichtige Augenblick, in welchem alle Selbsttäuschung aufhört, und Alles ernste Wahrheit wird. Ich gestehe, daß in mir sehr oft der Wunsch erwachte, als Katholik zu sterben. Ich betrachtete jetzt den Körper des Menschen nicht mehr als den selbstständigen absoluten Mikrokosmos, sondern als die kunstreiche Maschine, die der Seele als Werkzeug gereicht und somit die unsterbliche Seele als die vorwiegende Hauptsache — der Sterblichkeit des Leibes gegenüber, die mir so oft im Leben in den mannigfaltigsten Erscheinungen entgegentrat. Jetzt erst hatte ich in meinen eigenen Augen als Mensch einen viel höheren Werth, ebenso wie jeder meiner Mitmenschen, den ich nun als den Träger einer unsterblichen und darum unendlich werthvollen Seele betrachtete, weil sie einer ewigen Beseligung fähig ist. Auch der Beruf des Arztes erschien mir jetzt viel erhabener, denn ein Lebensmoment mehr

ist einer Ewigkeit gegenüber von unendlichem Werth. Die Dogmen von Buße, Reue und Vergebung hatte ich nie früher gekannt, aber weil sich mein Verstand und mein Gemüth gegen den Glauben nicht mehr sträubte, darum begriff ich sie in all' ihrer spiegelhellen, philosophischen Richtigkeit, Reinheit und Durchsichtigkeit; — für mich, der ich im Glauben Autodidakt war, waren diese Dogmen philosophische Vernunftpostulate, die ich consequent aus meinen Beobachtungen der Todesstunden des Menschen deduzirte. Daß mir darum auch das Menschenleben als Freiheitsprobe, die Todesstunde als ihr Ausgangs- und Culminationspunkt erschien, versteht sich so weit von selbst, und ich habe es für meine heilige Pflicht gehalten, Proselyten für meine Ueberzeugung bei dem Krankenbette zu machen. Ich kann es beschwören als Mann von Ehre, daß ich dabei auf eine Ausdehnung meiner Praxis nicht im entferntesten dachte, aber sie nahm ungemein zu, besonders waren es Katholiken, die mich in verzweifelten Fällen rufen ließen; ich ward sehr oft pro consilio gerufen. Man hörte sehr gerne aus des Arztes Munde ein Glaubenswort, weil man es von ihm nicht vermuthet, und es blieb selten ohne Wirkung; ich war noch immer Protestant, aber ich hielt es für meine heiligste Pflicht, jeden gefährlich kranken Katholiken freundschaftlich zu ermahnen, sich versehen zu lassen, und viele, die sonst ohne die heiligen Sakramente gestorben wären, hatten sie auf mein Zureden empfangen; ja es geschah oft, daß ich von besorgten Familien heimlich ersucht ward, einen

ihrer theuren Angehörigen zum Tode und zur Beichte vorzubereiten, selbst wenn es einem Priester nicht gelungen war. Es war mir eine angenehme Gewissenspflicht, die ich erfüllte. Dabei muß ich offen gestehen, daß ich in meinen Curen außerordentlich glücklich war; ich rühme mich nicht und prahle auch nicht damit. Ihr wisset es Alle selbst, ich habe Gott stets die Ehre gegeben, der den Arzt erleuchtet, und darum habe ich bei wichtigen Curen stets um Gottes Beistand gebetet und thue es auch heute noch. Seht, Brüder! daß Euer Spott bei meinem aufrichtigen Glaubensbekenntniß verstummt, freut mich herzlich und ich wünschte nur, Ihr Alle wäret derselben Glaubensgnade theilhaftig wie ich; der gläubige Mensch steht sittlich edler und größer da im Universum, als jeder Andere, und es ist gewiß ein sittlich sehr edles Moralprincip: Handle stets so, daß du einst ruhig sterben kannst! Aber um fortzufahren uud Euch vollkommene Rechenschaft zu geben für meine Denkweise, die Euch noch immer räthselhaft erscheint und noch vor einer Stunde lächerlich war:

„Eines Abends — spät — ging ich aus dem Criminalspital nach Hause, ich hatte einem Schauspiel beigewohnt, das mich rührte und entzückte, ich hatte einen Verbrecher, einen im Laster ergrauten Sträfling, reuig und bußfertig sterben gesehn, ich beugte mich vor der Macht einer Religion, die solche moralische Wunder zu wirken vermag. Der Sträfling starb ausgesöhnt mit Gott im heiligen Frieden, wie ein Lamm; während die Krankenwärter, selbst lauter

Sträflinge, gerührt um das Sterbebett ihres Mitgefangenen herumknieten, kniete auch ich da und dachte: „Gott bewahre mich vor einem solchen Leben, und schenke mir dereinst eine solche Todesstunde." Gerührt ging ich nach Hause; wie ich bei der Hausthür stehe und warte, bis der Hausmeister öffne, kam eilends ein kleiner Junge gelaufen und benachrichtigte mich, Dr. Maller sei schwer krank, und lasse mich dringend bitten, sogleich zu ihm zu kommen und nicht einen Augenblick zu verweilen, wenn ich ihn noch am Leben treffen wollte. — Ich staunte, ich hatte ja doch Mallern erst den Tag zuvor auf der Straße in seiner glänzenden Equipage fahren sehen, und er grüßte mich vielleicht höhnisch, weil er glauben mochte, daß ich ihn um seine Equipage beneidete. — Ich dachte an nichts Anderes, als daran, daß meine Hilfe benöthigt werde, darum eilte ich, jeglichen Groll aus dem Herzen verbannend, in das mir wohlbekannte Haus der gewesenen Krämerin, gegenwärtig der Frau Doktorin. — Ich trat eiligst in das Zimmer und fand den Collegen in sitzender Lage im Bette. Die Anwesenheit des als berühmten Chirurgen bekannten Militärarztes Festwill und mehrerer Assistenten überzeugte mich beim ersten Blick, daß es sich nun um eine Verwundung und effektive Operation handle. Ich erhielt bald genügende Aufklärung über dieß scheinbare Räthsel. Friederikens Bruder hatte endlich den lang erwünschten Urlaub bekommen, er lag in R— in Garnison als Premierlieutenant, und dürstete da noch Rache zu nehmen an dem Mörder der Ehre und des Lebens

seiner unglücklichen Schwester. Sein erster Gang war in's Cassino, wo er mit Worten und mit gewichtigen Schlägen den Doktor maltraitirte. Trotz seiner bekannten Feigheit entschloß sich Maller zum Duell, — dieß waren des Zweikampfes Folgen. Maller reichte mir die Hand, und aus seiner Stimme erkannte ich seinen sehr üblen Zustand."

„Freund! Du erlaubst mir schon, daß ich Dich so nenne", sagte er mit Mühe, „ich sehe als Arzt selbst ein, daß ich mich in einem höchst kritischen Zustande befinde, es kann mit mir unmöglich lange dauern. Du bist als ein glücklicher praktischer Arzt bekannt, Deine Diagnose wird selbst von Deinen Nebenbuhlern und Neidern bewundert, Friedberg! sei aufrichtig gegen mich, und sage mir offen Deine Meinung, wie viel Hoffnung ich noch habe."

„Meine Ansicht war entschieden, bevor ich die Brustwunde untersucht hatte, jetzt stand meine Ueberzeugung fest, daß Mallers Lebensfrist nur eine sehr kurze sein könne. Ich stand am Sterbebette eines Mannes, der wie ich mit dem Tode vertraut war, darum sprach ich offen meine Ueberzeugung gegen ihn aus, und ermahnte ihn nach meiner Gewohnheit nicht mit der Buße und Aussöhnung mit Gott zu zögern. „Ich bin als Katholik geboren," sagte er mit brechender Stimme, „aber im Indifferentismus bin ich aufgewachsen, ich habe seit meiner ersten Communion meine Christenpflicht nicht erfüllt, es würde für mich eine Unmöglichkeit sein, zu beichten, denn ich habe sehr viele Verschuldungen auf meinem Herzen, auch würde

es nichts nützen, denn mir kann Gott nicht vergeben!" Vergeblich bemühte ich mich, ihm Vertrauen einzuflößen, Alles war umsonst, sein Paroxismus nahm zu, er sprach in fieberhafter Aufregung, aber mit so schlagender Sicherheit, daß mir die Haare zu Berge standen."

„Ich war ein Atheist, aber jetzt bin ich es nicht mehr, daß er im Tode glauben muß, das ist der schrecklichste Fluch des Unglaubens, — ich weiß, daß ich sterben und vor Gottes Gericht treten muß, ich kann der Verdammniß nicht entgehen, auch das weiß ich. Ich habe schreckliche Frevel auf mein Haupt geladen, die ich nie verantworten kann. Wo ist Friederike? Sie versprach, in meiner Todesstunde zu kommen, ich fürchte mich vor ihrem Anblick, huh! wie es eiskalt meine Gebeine durchrieselt, das ist der Tod! ha! schaudervoll, wie heiß, wie heiß, ich ersticke, das ist die Höllengluth, die mich verzehrt und das Mark meines Gebeins sieden macht; rettet, rettet! helfet mir! Friedberg, Deine Hand! laß mich nicht in den Abgrund sinken, Du bist gläubig, bete für mich! — Hahaha! Beten! das Gebet nutzt nichts! Ha! was ist das? Siehst Du dieses Schreckensbild? Siehst Du diese drohende Gestalt, nein, es ist nur Täuschung, nur ein Phantom, ein Gespenst, das meine eigenen Sinne malen!"

Er hielt meine Hand krampfhaft fest und preßte sie, daß es mich schmerzte. Ich bat leise einen der jungen Assistenten, um einen Priester zu gehn, er that es mit lobenswürdiger Bereitwilligkeit, ob er

gleich Protestant war. — Nach einem Augenblick der Ruhe erhob sich Maller, sein Angesicht war mit Todesblässe überzogen, sein Mund schäumte, sein Auge aber glühte in Fieberhitze, wie feurige Kohlen, er rief mit brüllender Stimme:

„Friederike! seht! seht! sie hat Wort gehalten, da, da steht sie mit meinem Kinde auf dem Arm, sie droht, sie winkt! Ich komme, Friederike, räche Dich, ich komme! Nehmt mich hin, ihr gräßlichen Gespenster!" — Er sank auf sein Bett zurück und röchelte, ich neigte mich über ihn herab, da sprach er noch, fast mit einem Satanshumor:

„Friedberg! Du Todtenvogel! Du hast Deine Lust daran, Leute sterben zu sehn, ich bin eine neue Species für Deine Sammlung, wenn Du noch keinen Verdammten sterben gesehn hast!" — Es waren seine letzten Worte, er war todt; ich würde mich vergeblich bemühen, Euch die Stimmung der Anwesenden zu schildern, nur allein die Frau Doktorin, die nur des Titels wegen ihn geheirathet, sagte mit empörender Kälte und Gleichgültigkeit: „Es ist besser für ihn, daß er gestorben ist, er wäre doch nur sein Leben lang ein Krüppel gewesen, und hat ohnehin kein Geld verdient, aber das meinige hat er haufenweise ausgegeben." — Wir wandten uns Alle von der Megäre ab, in demselben Augenblicke trat der Priester herein. Er bedauerte sehr, so spät erst gerufen worden zu sein, und ging wieder, nachdem er einige Gebete mit Inbrunst bei der Leiche gesprochen. Damals machte ich das Gelübde, katholisch zu werden, der Gedanke an

ein solche Todesstunde, wie ich ihr soeben beigewohnt, machte mich zittern. Ich eilte nach Hause, der Fieberfrost schüttelte mich, ich lag mehrere Wochen krank darnieder, die Aufregung hatte mich so entsetzlich erschüttert. In dieser Zeit ließ ich mich täglich von einem würdigen Priester im katholischen Glauben unterrichten, die herrliche Consequenz desselben begeisterte mich, ich fand keine Schwierigkeiten mehr, denn ich wollte glauben, und hatte die Gnade dazu. Ich legte öffentlich das Glaubensbekenntniß ab, denn ich war stolz darauf, den Glauben der unfehlbaren Kirche zu bekennen, den Glauben aller Jahrhunderte. Alle Vorurtheile, die ich früher je gehegt, fielen wie Schuppen von meinen Augen. Eine Zeit lang nach meiner Bekehrung war der Kreis meiner Privatpraxis enger geworden, denn man wollte dem Abtrünnigen seinen protestantischen Zorn fühlen lassen, bald aber bewunderte man seine Consequenz und Glaubensmuth, und, — Gott ist mein Zeuge, ich hatte früher gerade das Gegentheil geglaubt, man vertraute Geheimniß und Leben lieber dem gläubigen Arzte an. So war ich bald ein gesuchter Arzt, und kam auch in des Commercienrathes Baron Steiners Haus. Die einzige Erbin des Hauses, der Eltern Augapfel, war lebensgefährlich erkrankt. Ich behandelte sie mit der sorgsamsten Aufmerksamkeit, ich war unermüdet an ihrem Krankenlager, ich unterließ es auch nicht, Glaubensworte in meine Conversation einfließen zu lassen, die auf keinen steinigen Boden fielen. Chlotilde war gerettet, daß sie es für mich war, davon hatte ich keine Ahn-

ung, obgleich die erste Liebe mit heftigem Feuer in mir entflammt war. Wie hätte ich auch so hoch mein Auge erheben können, ich hatte gar kein Vermögen, meine Praxis war, wie ich nach meiner Conversion erfahren hatte, ziemlich precär. Chotilde hatte sehr viele Freier, mit denen ich mich nicht messen durfte. — Ich liebte im Stillen und beneidete ebenso den reichen Banquier Wallheim, der der Glückliche sein und Chlotildens Hand besitzen sollte. Ich mied aus erklärlichen Ursachen das Haus des Commercienrathes. Lange schon hatte ich es nicht betreten, da überraschte mich eine höfliche und herzliche Einladung zur Tafel, die im Familienkreise zum Geburtstage Chlotildens gegeben werden sollte. — Ich erschien, Chlotildens Verlegenheit war mir höchst auffallend, aber ganz unerklärlich. Vor der Tafel bat mich der Commercienrath sehr höflich, ihn in sein Zimmer zu begleiten. Ich folgte ihm mit beklemmter Brust. Er schloß die Thüre hinter sich zu."

„Herr Doktor!" sprach er bedächtig, als wir uns niedergesetzt hatten, — „ich bedauere sehr — (ich saß auf Nadeln) — daß Sie so wenig Vertrauen zu mir haben, daß Sie Geheimnisse hinter meinem Rücken spinnen, das ist wie Verrath, Herr Doktor!"

„Ich wüßte nicht!" — sagte ich verlegen, aber mit etwas mehr Muth.

„Herr! mit einem Worte, Sie lieben meine Tochter, und das —"

„Wird hoffentlich kein Verbrechen sein, — auch

der Bettler bewundert die Sonne, — übrigens hab' ich —"

„Ja, übrigens haben Sie zur Genesungsfeierlichkeit meiner Tochter ein Ständchen arrangirt und das —"

„Wird der zärtliche Vater dem glücklichen Arzte nicht verübeln, besonders wenn diesem Gelegenheit gegeben ward, in den Momenten lebensgefährlicher Krankheit tiefe Ruhe in das edelste Herz zu senken."

„Aber warum diese Heimlichkeiten, Doktor?" fragte er lächelnd.

„Sehn Sie, verehrtester Commercienrath, ich liebe Chlotilden unaussprechlich, aber ich wagte nie, um ihre Hand zu flehn, denn ich kann der reichen Erbin nichts bieten als mein Herz —"

„Welches alles Gold aufwiegt, Doktorchen; daß Sie frei vom Eigennutz sind, weiß ich, denn sonst hätten Sie bei Ihrer Werbung auf Chlotildens Sympathien gerechnet, welche Ihnen kein Geheimniß sein können. — Sie werben also förmlich um Chlotildens Hand?"

„O mit unaussprechlichem Vergnügen," sagte ich töpelhaft.

Wir traten aus dem Zimmer, der Alte trat freudig zu seiner Tochter und sagte:

„Hier, Chlotilde, ein Angebinde zu Deinem Geburtsfest, ein gräulich verliebtes Doktorchen."

„Der Jubel war allgemein, wir feierten denselben Abend unsere Verlobung, von der so ansehnlichen Mitgift hatte ich nie eine Idee, — mich aber freute

mehr als Alles das verschämte Geständniß meiner liebenswürdigen Braut, daß meine religiösen Grundsätze ihr Herz gewonnen, daß sie mit Freuden an der Hand eines gläubigen Mannes durch's Leben gehn wolle.

Hier, Freunde, habt Ihr die aufrichtige Erzählung, wie ich ein gläubiger katholischer Christ, ein überaus glücklicher Ehemann geworden bin. Was sonst dem Menschen den größten Schrecken verursacht — die Betrachtung der Todesstunde hat mein Glück begründet. Ich bin erst seit jener Zeit wahrhaft glücklich als Mensch, seit ich meine Bestimmung vor Augen habe; erst das praktische Christenthum adelt unser Herz, adelt unsern Beruf, adelt uns als Weltbürger!"

„Dazu gehört aber Energie, Forschungsgeist und absolute Freiheit vom Vorurtheil, die wir keineswegs besitzen," sagte der Docent.

„Immerhin, meine Herren, müssen wir bewundern, was nachzuahmen wir nicht Lust haben," fügte der Referendar hinzu.

Die Unterhaltung ging ihren ferneren Gang fort, aber die ausgelassene Munterkeit war geschwunden.

10.

Eine wahre Geistergeschichte.

(Aus dem Englischen.)

In einem amerikanischen Gasthause saßen an einem Herbstabend mehrere Landleute; ein Fremder,

der erst spät hinzugekommen war, leitete endlich das Gespräch auch auf Gespenster und Geistergeschichten, und machte sich über Alle lustig, welche an derlei glauben. „Wie kann ein vernünftiger Mensch nur an solche Dummheiten glauben," sagte er, „es ist ja in der That lächerlich. Der Geist hat ja keinen Leib, den Geist kann man daher nicht sehen; oder hat vielleicht Jemand von Euch den Geist eines Menschen gesehen, der gestorben ist? Das sind Ammenmährchen, die nicht der Rede werth sind, und gehören in die Spinnstuben, um Kinder zu schrecken und alte Mütterchen zu beschäftigen; Männer aber machen sich über dergleichen Dummheiten stets nur lustig." — „Hoho, nur nicht zu viel behauptet," versetzte ein alter Ansiedler, „junge Leute haben wenig Erfahrung, und junges Blut glaubt oft nur, was es sieht. Mein Großvater war ein sehr gescheidter Mann, der war in Büchern bewandert, wie ein Professor, auch hat er keine Angst gehabt vor Tod oder T—. In der Nacht ist er im Walde herumgegangen wie in der Stube, und ihm war's gleich, Mondschein oder Sonnenschein. Viel hat er nicht geglaubt, wie so die alten Jäger schon in der Gewohnheit haben, aber gegen die Geister hätt' man ihm so was sagen sollen, da wär' er schön in die Hitze gekommen; denn er hat sehr viele Geister mit eigenen Augen gesehen, und die Großmutter, die war eine gar gottesfürchtige Frau, die hat das Alles eidlich bekräftigt und bestätigt. Wie meine selige Großmutter noch im Brautstande war —"

„Hol euch der T— sammt der Großmutter!“ sprudelte der junge Bramarbas drein, Ihr werdet uns doch nicht zumuthen wollen, daß wir Eure Großmuttermährchen anhören und glauben?“

Auf diese Worte entstand ein kleiner Tumult, und der junge Mensch wäre nicht ohne eine tüchtige Tracht Schläge davongekommen, wenn nicht die Aufmerksamkeit Aller plötzlich auf einen neuen Ankömmling geleitet worden wäre, der die Anwesenden bescheiden grüßte, und sich in einen Winkel setzte. Bald war das Gespräch wieder im vollsten Zuge.

„Junger Mann,“ sagte ein alter, vielgereister Hausierer, „wie ich jung war, habe ich über Geistergeschichten mich noch toller lustig gemacht, als Ihr, aber wenn man einmal mit eigenen Augen schaut und sich selbst überzeugt, dann hört das Spotten von selbst auf. Es war im glorreichen Befreiungskrieg, als ich schon unter der Fahne stand; ich zähle mich auch unter die Veteranen unserer glorreichen Republik, obgleich ich nur Pfeiferbube gewesen, und mein Piccolo gepfiffen; aber wie der Tambour ein Soldat ist, so ist es auch der Pfeifer, und wie der Soldat seinem Vaterland mit der Muskete dient, so dient ihm der Tambour mit der Trommel und der Pfeifer mit dem Piccolo. Nu, einmal lagen wir im Busch und campirten. Ueberall wimmelte es von Rothröcken, und wir mußten auf unserer Hut sein; aber junges Blut hat gute Gesundheit und kann auch im Kugelregen schnarchen. Ich war von den vielen Märschen, dem vielen Laufen durch Dick und Dünn ganz ermüdet,

ich streckte mich also ganz gemächlich auf meinen Mantel, schlief bald ein, und träumte von meiner Mutter, von unserer Hütte im weiten Westen, von der Mary, von gutem Essen und einem weichen Bett. Auf einmal hör' ich's rufen: Charley! Charley! gerade so, wie mich die Mutter immer geweckt hat vor Sonnenaufgang, daß ich dem Vieh nachseh'. Ich hatte ganz vergessen, wo ich war, dreh' mich ärgerlich um, und brumme: Mütterchen, laßt mich doch noch ein klein wenig faullenzen, die Sonne hat noch lange Zeit, eh' sie über'n rothen Hügel kommt, und ich bin noch gar so sehr schläfrig. Aber da hör' ich die Alte brummen und zornig rufen: Charley! Charley! gerade so, wie sie gerufen hat, ehe sie mir eine Tracht Hiebe zum Frühstück gab. Mit meiner alten Mutter war nicht zu spassen, wenn sie so gerufen hat, ich spring' also auf, reibe mir den Schlaf aus den Augen, strecke meine Glieder, und schau mich um nach meinem Kittel; aber da seh' ich ein ausgelöschtes Wachfeuer, zusammengestellte Musketen, und meine Kameraden ganz gemächlich schlafen, als lägen sie daheim auf einem Bärenfell neben dem Kamin oder auf der Ofenbank. — Vom Schlafen war aber bei mir keine Rede mehr, denn die alte Mutter hat mich selbst im Traum genug geschreckt. Ich geh' also ein klein wenig herum durch das nasse Gras, auf einmal fällt ein Schuß: Paff! der lange Michael wälzt sich röchelnd in seinem Blut. Paff! Piff! Puff! mein Mantel ist zerschossen, die Trommel fliegt in Trümmer. Lieutenant George schreit Allarm,

während das Blut aus seiner Brust auf die Erde strömt. In einem Augenblicke sind die Rothröcke da, es kommt zum Handgemenge, und wir hatten von Glück zu reden, daß wir uns in die Berge flüchten konnten. — Heh! Ist das nicht etwa eine Geistergeschichte, und noch obendrein eine ganz wahre?"

„Das kann höchstens im Traum gewesen sein," erwiederte der junge Mann, „denn Ihr sagt ja, daß Eure Mutter noch lebte, und Ihr wollt doch nicht behaupten, daß der Geist Eurer lebenden Mutter Euch gewarnt habe?"

„Aber so erklärt es mir anders! Beim alten George Washington! ich bin doch kein altes Weib, und lasse mich nicht betölpeln. Wahrlich, wenn die Alte mich nicht gerufen hätte, ich hätt' wenig von der Welt gesehen, denn die eisernen Pillen von den Engländern hätt' ich nicht verdaut."

„Läugnen ist eine leichte Sache," fügte ein alter Jägersmann hinzu, welcher Jahre lang mit der englischen Pelzkompagnie weit in dem eisigen Norden gewandert, und weit und breit in der Welt herumgezogen war. „Zum Läugnen gehört weder viel Muth noch viel Erfahrung, zum Läugnen braucht man nicht viel zu wissen, das trifft ein Jeder. Meine Voreltern waren in Schottland geboren, und kamen mit den ersten Einwanderern nach Amerika. Die hättet Ihr reden hören sollen, vom zweiten Gesicht, von der weißen Dame, von Ossian und Fingal, vom Gespensterschiff und von dem Seefräulein. Und sie waren brave Schotten, hätten sich lieber Riemen

schneiden lassen aus der Haut, eh' sie gelogen hätten, wie es die Engländer thun, oder die Yankeehausierer aus Connecticut."

„Ihr habt Recht," sprach mit tiefer Stimme der letzte Ankömmling. „Es geschehen unter der Sonne Dinge, von denen junge unerfahrene Leute sich nichts träumen lassen." Einen bissigen Seitenblick auf den jungen Mann werfend, fuhr er dann fort: „Wie ich jung war, da war ich auch so ein leichtsinniger Fant, lebte in den Tag hinein, und wenn ich nur meinen Kautabak, Whiskey und einen überflüssigen Dollar im Sack gehabt, kümmerte ich mich um weiter nichts. Wenn Jemand auch nur das Wenigste von Geistern sagen wollte, war ich vorschneller Brausekopf schon da, um ihn zu verhöhnen; aber jetzt bin ich schon klüger geworden, und bin so fest überzeugt, daß es Geister gibt, als daß wir hier im freien Amerika leben. Man muß die Geister selbst gesehen haben, um an sie zu glauben."

„Wie, selbst Geister gesehen?" fragten die neugierigen Gäste und drängten sich näher um den Erzähler.

„Ja, ja! ich selbst habe sie gesehen!" fuhr der Fremde mit etwas heftigem Tone fort, „ich selbst, und ich wollte es keinem lebenden Menschen gerathen haben, an der Wahrheit meines Wortes zu zweifeln?"

„Erlaubt Fremder! daß ich Euch einlade, ein Glas Appletoddy mit mir zu trinken; ein Schluck vom echten Stoff kann in so feuchtem Wetter nicht schaden, und dann möchten wir Euch bitten, daß Ihr

uns die Geschichte zum Besten geben, wie Ihr selbst die Geister gesehen habt mit eigenen Augen. Das Erzählen geht besser, wenn man die Zunge ein wenig angefeuchtet hat."

Der Fremde zeigte durch seinen kräftigen Schluck, daß er im Trinken kein Neuling sei, wischte sich den Mund ab, zündete sich eine lange, nicht sehr angenehm riechende Zigarre an und begann:

„Gentlemen! ich hatte einen Onkel, von welchem ich in meinem Leben vorher sehr wenig gehört hatte. Meine Eltern erzählten nicht gerne von ihm, und wenn sie ein Wort fallen ließen, so klagten sie über Onkels Leichtsinn und Onkels dumme Streiche. Der Ansicht meiner Eltern nach war ich ganz das Ebenbild meines Onkels, was nämlich die Geniestreiche anbelangt, und darum sehnte ich mich auch, ihn doch einmal in meinem Leben zu sehen."

„Wir hörten sehr wenig von ihm, wir wußten bloß, daß er sich in den Gefechten mit den Indianern außerordentlich tapfer und tollkühn bewiesen, und jetzt als Hinterwäldler im Staate Iova lebe und durch die Jagd sich seinen Lebensunterhalt verschaffe. — Eines Tages, mein Vater lag gerade wieder siech und krank im Bette, höre ich draußen vor der Loghütte die Hunde bellen; ich schau, was es geben mag, da schreitet ein großer, magerer, aber sehr muskulöser Mann einher. Ein Doppelgewehr trug er auf der Schulter, und ihm folgte ein großer, schwarzer Fanghund. Er trug ein Lederkamisol, wie es schon längst aus der Mode gekommen war, und hatte zwar ein

wildes, aber auch tapferes und gebieterisches Aussehen. Er ging rasch auf die Hütte zu, öffnete die Thür und trat ein. Mein Vater richtete sich auf und rief freudig: Hugh! Hugh! Denn Ihr müßt wissen, Gentlemen, daß, wenn Brüder einander lange nicht gesehen haben, sie doch von Freude erfüllt werden, wenn sie wieder zusammentreffen, und hätten sie auch vorher wie die Hunde und Katzen miteinander gelebt. Darum hatte auch mein Vater eine außerordentliche Freude, und es schien fast, daß es plötzlich mit seiner Gesundheit besser werde; aber die Krankheit hatte sich schon gar zu fest gesetzt und sollte dem Leben des Vaters ein Ende machen. Onkel Hugh gewann mich um desto lieber, je mehr sich der Vater über meine tollen Streiche beklagte. Kurz, um die Erzählung nicht gar zu weit auszuspinnen, mein Vater starb und der Onkel nahm mich mit sich. Wir hatten lange zu marschiren, bevor wir zu Onkels Hütte kamen. Er hatte sie ohne alle Bewachung zurückgelassen; die herumstreifenden Indianer kannten ihn als tüchtigen Schützen und wollten sich ihn nicht zum Feinde machen; übrigens gab es im Blockhaus nicht viel zu stehlen, denn was nur einigen Werth hatte, war in einer verborgenen, wenig zugänglichen Höhle gut aufbewahrt."

„Der Onkel war ein rauher Mann und sehr strenge. Er duldete durchaus keinen Widerspruch und folgen mußte man ihm auf den Wink. Ich hatte mich ziemlich verrechnet, als ich glaubte, daß zwei hitzige Sprudelköpfe darum gut auskommen müßten,

weil sie eine gleiche Natur haben; es gab fortwährenden Streit, so daß ich mir endlich vornahm, meinen Onkel ohne Abschied zu verlassen und auf eigene Faust zu leben. Ich war ein ausgezeichneter Jäger, so daß mein Onkel eifersüchtig auf mich ward; ich hatte zwar nicht seine Ausdauer, aber ich hatte mehr Behendigkeit. Er merkte wohl, daß ich's Fersengeld nehmen wollte, und als kluger Mann wußte er leicht zu berechnen, was ihm dadurch für ein Schaden erwachsen würde. So lange ich bei ihm war, konnte er sich pflegen und oft im stürmischen Wetter daheimbleiben beim lichten Kaminfeuer und bei der Flasche Brandy, die er sehr liebte. — Die Jagd war meine Leidenschaft, und nie kehrte ich nach Hause zurück ohne reichliche Beute. Auch hatte ich von der Mutter kochen gelernt, und Onkel Hugh aß mit doppeltem Appetit, wenn ich sein Leibkoch war. Uebrigens, Gentlemen, ist es mit dem einsamen Leben eine ganz eigene Sache, man spricht davon mit Bewunderung, es gefällt Einem für eine kurze Zeit, aber man bekommt es bald satt. Mein Onkel wollte Junggesell bleiben sein ganzes Leben lang, denn er pflegte zu sagen, daß er einmal sich habe von einem Mädchen betrügen lassen, daß dieß aber auch das erste und letzte Mal in seinem Leben gewesen sei. Nun freilich, er konnte das leicht sagen, denn erstens gab es weit und breit kein annehmbares Mädchen, und dann hätte er eine außerordentlich weite Reise machen müssen, um Eine zu finden, die an dem tollen Brausekopf, der schon ein Fünfziger war, ein Gefallen ge-

funden hätte. Er wollte mich also nicht verlieren, und redete mir auf alle mögliche Weise zu, ich möchte bei ihm ausharren, aber vergebens. Endlich sagte er mir, es sei der Wille meines verstorbenen Vaters, daß ich bleibe. Ich lachte und meinte, daß er dieß leicht sagen könnte, da es mir unmöglich sei, mich vom Gegentheil zu überzeugen. Das machte ihn böse, er fing an, mir auf eine Weise von Geistergeschichten zu erzählen, daß mir angst und bange ward. Ich glaubte auch an keine Geister, gerade wie der junge Herr da, aber ich sollte mich bald eines Andern überzeugen, wie ich sogleich erzählen werde. Unterdessen noch einen Trunk." Der Fremde leerte sein Glas mit einem Zuge und fuhr fort: „Jäger haben immer ihre Geheimnisse, und wissen gar Vieles, was andern Leuten unbekannt ist. Bei meinem Onkel war dieß auch der Fall; er wußte z. B., trotz der großen Entfernung, daß es mit meinem Vater zum Sterben ging; er stand plötzlich in der Nacht auf und kam bald zurück, ein Stück feistes Edelwild schleppend, u. s. w. Eines Abends, als ich ihm gerade entschieden gesagt hatte, daß ich am andern Morgen fortgehen wollte, sagte er mürrisch: „Junge! Du hast auf Deinen Vater immer große Stücke gehalten, würdest Du bleiben, wenn der Verstorbene selbst erschiene, und Dir ein Zeichen geben würde, daß Du bleiben sollst?" Jedenfalls! gab ich lachend und spottend zur Antwort. „Gut," sagte er, „rüste Dich mit Muth, Todte citiren ist keine so schwere Kunst, als Du hartgläubiger Bursche meinen magst. Er löschte hier-

auf die Kerze aus, ging, einige mir damals unverständliche Worte murmelnd, um mich herum, und bevor zehn Minuten vergingen, ward mir sehr schwül und ängstlich. — „Heh," rief er wieder, „siehst Du nichts?" Nein! gab ich zitternd zur Antwort. Wieder ging er um mich herum, da ward mir nach einigen Augenblicken noch viel ängstlicher zu Muthe, plötzlich sehe ich eine Gestalt ganz nahe bei mir, ich öffne die Augen weit, ja es war keine Täuschung, das war mein Vater. Er stand leibhaftig vor mir, und ich nenne Jeden einen Schurken, der es nicht glaubt. Der Alte legte seine eisig kalte Hand auf meine Schulter, und als mein Onkel fragte: „Geist! soll dein Sohn bei mir bleiben?" nickte er mit dem Kopfe und verschwand. Ich war ohnmächtig geworden; als ich zu mir gekommen war, saß mein Onkel beim Tisch und rauchte gemächlich seine Pfeife, wie wenn gar nichts Besonderes vorgefallen wäre."

„Nun, das wird doch eine wahre Geistergeschichte gewesen sein?

„Mag sein," entgegnete der junge Fremde, „aber ich möchte früher glauben, daß Euch Eure Phantasie einen Spuck gespielt, denn wenn man sich einmal einbildet, daß man etwas sehen werde —"

„Ihr glaubt also, daß ich ein Hasenfuß sei, oder ein altes Weib, Sir? Nun gut, so will ich Euch noch soviel sagen, daß mir der Onkel auf dem Sterbebette das Geheimniß enthüllte, daß auch ich im Stande bin, Geister zu citiren, daß ich Euch jeden Augenblick davon überzeugen könnte, wenn die Geister-

beschwörung nicht für mich selbst so anstrengend wäre, und Ihr selbst Courage genug hättet, Geister zu sehen."

„Nun, wenn's gerade nur darauf ankömmt, so kann ich Euch versichern, daß ich Courage habe für Zehn, und für Eure Anstrengungen wollen wir Euch gut bezahlen. Was verlangt ihr?"

„Laßt es gehen! Mit solchen Dingen ist nicht zu spassen, es könnte der Versuch Euch lange reuen."

„Aha! Pfeift's aus dem Loch? Habt Ihr am Ende selbst Angst? Sagt nur frisch, was Ihr verlangt, an mir könnt Ihr sofort den Versuch machen."

„Wir wollen Jeder etwas beitragen," riefen die Andern, „sagt nur, was Ihr verlangt?"

„Gut denn, wenn Ihr's so verlangt, zwanzig Dollars." Das schien den Leuten freilich ein wenig zu viel, besonders weil der junge Bramarbas kein Geld hatte, aber ihre Neugierde siegte endlich und sie brachten die Summe zusammen. Der Geisterbeschwörer machte jedoch zur Bedingung, daß in dem Zimmer, wo er den Geist citiren würde, kein anderer Mensch zugegen sein dürfe, als der junge Mann, weil nur Einer den Geist sehen dürfe, und ferner, daß ihn, was auch immer geschehen möge, Niemand aufhalten dürfe, wenn er den Geist wirklich beschworen haben würde. Man versprach Alles, was er verlangte.

Er sah sich nun nach einem passenden Orte um, an welchem das Experiment vorgenommen werden sollte, und fand endlich ein kleines Gartenhaus, das ganz nahe bei dem Wirthshause gelegen war. Dahin

verfügte sich die ganze Gesellschaft; der junge Mann spöttelte noch immer, aber die Andern wurden doch ein wenig nachdenkend, und meinten, daß man doch nicht gar so sehr spotten solle, denn es könnte doch etwas daran sein, wenn der Fremde den Geist selbst gesehen habe. Der geheimnißvolle Fremde führte den jungen Menschen in das Häuschen, befahl, daß die Andern draußen bleiben und nicht durch das geringste Geräusch ihre Gegenwart verrathen sollten, damit der Geist nicht abgeschreckt werde, auch sollte Keiner durch das Fenster hineinblicken, denn sonst könnte er für seine Neugierde empfindlich gestraft werden. Da wurden die Leute wohl etwas ängstlich, und obgleich Keiner es wagte, durch das Fenster zu schauen, so spitzte doch Jeder die Ohren, um das geringste Geräusch zu vernehmen. Da hörten sie folgendes Zwiegespräch:

„Ungläubiger Zweifler! Du spottest über die Erscheinung der Geister und nennst sie eine Täuschung. Nimm Deinen ganzen Muth zusammen, um standhaft bis zum letzten Augenblick zu verharren, und Dinge zu schauen, von denen Du bis jetzt noch nicht geträumt hast. Bist Du bereit? noch hast Du Zeit, zurückzukehren.“

„Ich fürchte Deine Geister nicht, sie sollen kommen, ich kenne keine Furcht und bleibe fest. Fange an, überzeuge mich, wenn Du kannst.“

„Wohlan denn! Doch mußt Du den Geist eines Verstorbenen besonders nennen, welchen Du sehen willst, aber es muß der Geist eines Blutsverwandten

oder eines besonders geliebten Freundes sein, damit Du die Gestalt gleich erkennst, und nicht vielleicht sagest, daß Du Dich getäuscht hast.“ —

„Gut! So erscheine mir mein bester Freund, den ich je hatte, Francis Mac Gill, mein Spielkamerad und unzertrennlicher Gefährte.“

„Wie lange ist er schon todt und wie ist er gestorben?“

„Er fiel im mexikanischen Kriege vor den Mauern von Vera-Cruz vor zwei Jahren; er diente als Freiwilliger unter Capitän Galwin.“

„Was für Zeichen verlangst Du, daß Francis Mac Gill Dir wirklich erschienen sei?“

„Er soll mich umarmen und seinen Namen mit Kreide auf diesen Tisch schreiben.“

„Es geschehe, wie Du sagst. Verhalte Dich ruhig!“

Hierauf ging der Geisterbeschwörer mehre Mal im Kreise umher und sprach sehr viele unverständliche Worte, endlich blieb er stehen und fragte:

„Was fühlst Du? Was fühlst Du?“

„Ich fühle einen leichten Schwindel, aber ich sehe nichts.“

Nach einer Pause rief er mit zitternder Stimme: „Ich sehe eine Gestalt vor mir — sie ist verschleiert — es hebt sich wie Wolken — es wird lichter — ich glaube, es ist Francis — ja — dieselbe hohe Gestalt — das blonde Haar — derselbe Bart — ein Säbelhieb über die blutende Stirne — er lächelt — er winkt mir zu — er geht auf mich los — es ist

kein Zweifel mehr — das ist Francis Mac Gill, so wahr ich lebe — Francis! — er kennt mich — er umarmt mich — weh! — zu Hilfe! — zu Hilfe! —"

Die Außenstehenden hörten einen schweren, dumpfen Schlag, aber sie wagten es nicht, in den Ort einzutreten, wo Geister ihren Spuck trieben. Endlich ward es ruhig, die Thür öffnete sich und eine Gestalt stürzte schnell davon. Wahrscheinlich war's der Geist, denn er polterte gewaltig beim Davoneilen. Da faßten die Helden Muth, drangen ein, und sahen beim Scheine der Stalllaterne, die sie mitgebracht hatten, den jungen Fremden besinnungslos auf dem Boden liegen; wie sehr aber steigerte sich ihr Entsetzen, als sie auf dem Tisch mit großen Lettern geschrieben sahen: Francis Mac Gill. — Nie wagte es Einer, den von Geisterhand geschriebenen Namen auszulöschen. Der Geisterbeschwörer hatte sich geflüchtet, vielleicht aus Angst vor den Folgen des Wagnisses.

Der junge Fremdling erholte sich erst, nachdem er sehr viel getrunken hatte, aber er redete sehr wenig, er konnte es in der Nähe des Ortes nicht mehr aushalten, auf welchem sein todter Freund ihm erschienen war.

Er hatte Eile und ließ sich nicht aufhalten, denn eine kleine Stunde von da erwartete ihn sein guter Freund, der Geisterbeschwörer, damit sie zusammen, wenn möglich, auch dort die Leichtgläubigkeit ausbeuteten. Vielleicht hatte er den Erben der Geheimnisse des alten Jägers im Verdacht, daß er mit dem Gelde

davon laufen könnte, welches sie doch Beide auf gleich lumpige Weise den Leuten abgeschwindelt hatten.

11.

O'Conell's Rache.

Eine Humoreske.

(Nach dem Englischen.)

Wie jeder große Mann, hatte auch Daniel O'Conell eine Menge kleiner Feinde, welche sich sehr glücklich fühlten, wenn sie ihr Müthchen an ihm kühlen und ihm Hindernisse in den Weg legen konnten. Obgleich sehr oft bitter gekränkt, verfolgt, verhöhnt, verlor der große Liberator Irlands, der kühne Redner, dessen Donnerstimme das Parlament erzittern machte, nie den erhabenen Zweck aus den Augen. Er glich dem kühnen, besonnenen Steuermann, der an den Sturm gewöhnt ist und sich durch das Brausen der Wogen nicht entmuthigen läßt, sondern kräftig sein Ruder führt, und gerade die Macht der empörten Wellen benützt, um sein Ziel um so früher und sicherer zu erreichen. Traf O'Conell einen Gegner, der ihm ebenbürtig war, und mit den gleichen Waffen des Genie's, der Ueberzeugung und der rastlosen Ausdauer kämpfte, so trat er ihm mit dem Bewußtsein des Rechtes kühn entgegen; wenn aber kleine Geister, kleine Spötter ihm, wie er zu sagen

pflegte, wie klaffende Hündlein zwischen die Beine fuhren, dann fertigte er sie mit einem scharfen, treffenden Witz ab, und entledigte sich derselben auf solche Weise sehr leicht. Als er noch jünger war, züchtigte er seine Gegner nicht selten auf eine Art, daß sie recht beschämt und ausgelacht wurden. Die Irländer erzählen sich gerne folgendes artige Stückchen von dem großen Mann, welches übrigens weniger bekannt ist.

Daniel O'Conell hatte einmal beim Beginn seiner glorreichen politischen Laufbahn in Dublin eine jener großen Reden gehalten, die ihn in der ganzen Welt berühmt machten. Seine Freunde und Bewunderer begleiteten ihn im Triumphe nach Hause. Auf dem Wege kamen sie an dem Gasthause zur goldenen Krone vorüber, dessen Besitzer ein eben so einfältiger als aufgeblasener Mensch, einer der Gegner O'Conell's war. Der große Beifall, den der gewaltige Redner gerade wieder geerntet, ärgerte den Wirth, und er wollte sich auf Daniels Kosten einen Spaß machen, der viel zu lachen gäbe; deßhalb trat er vor das Hausthor, als der Zug vorüber ging, hielt dem berühmten Manne ein kleines Goldstück vor die Augen und sagte spöttisch:

„Großer Daniel, Du kannst gar schöne Reden halten, da, nimm die halbe Guinee und halte mir eine hübsche Rede."

Die Frechheit dieses albernen Menschen empörte O'Conell's Begleiter, sie schickten sich an, ihn empfindlich zu züchtigen, aber Daniel verbot es ihnen

und sagte: „Es gibt nur Eine Weise, solche Leute zu strafen, daß sie es gehörig fühlen; überlasset die Züchtigung mir, und ich versichere euch, es wird einen kostbaren Spaß geben." — Daniels Humor und witzige Einfälle waren bekannt, etwas Lustiges stand zu erwarten. O'Conell ließ einige Tage vorüberstreichen, bis er seinen Plan ausführte. Gegen Abend ging er allein durch die kleineren Straßen Dublins spazieren und blieb plötzlich vor dem Laden eines Klempners stehen. Ein junger Mann hämmerte wacker darauf los; der Liberator trat in die kleine Stube und ward von dem Handwerker, der ihn kannte, freundlich und ehrfurchtsvoll gegrüßt.

„Wie geht's, Freund und Landsmann?" fragte O'Conell. „Es scheint, daß Ihr sehr viel Arbeit und viele Kunden haben müßt, denn Ihr arbeitet ja unaufhörlich, und so oft man an Eurem Laden vorübergeht, und wär's am frühesten Morgen oder späten Abend, hämmert Ihr stets lustig darauf los."

„Es geht wohl nicht anders, wenn man ein Weib und vier Kinder zu ernähren hat. Die Arbeit wird schlecht gezahlt und das Brod ist theuer. Eure Ehren wissen wohl, daß es einem armen Handwerksmann schwer ist, sich ehrlich durchzuschlagen, aber Gott sei Dank, ich bin gesund und zufrieden, und verlange kein besseres Loos."

„Freund! Es wäre mir lieb, wenn ich Euch irgend wie einen Dienst erweisen könnte, dießmal aber komme ich selbst, um Euch um eine Gefälligkeit zu bitten."

„Aber Eure Gnaden, wie könnte denn ich Euch einen Dienst erweisen, ich bin ja nur ein ganz schlichter, einfältiger Handwerksmann!“

„Ihr werdet schon hören, was zu thun ist. Es handelt sich um einen Spaß; es soll Jemand, und zwar ein grober Gastwirth, dafür gestraft werden, daß er sich über mich, und über die gute Sache lustig gemacht hat, die ich verfechte.“

„Ach Herr! da könnt Ihr mit aller Sicherheit auf mich rechnen, nur möchte ich wissen, wie —“

„Ihr werdet Alles erfahren. Jetzt schließt Euren Laden, laßt Eurem Weibe sagen, daß Ihr mein Gast seid, und vielleicht erst morgen Früh nach Hause kommen dürftet.“

Der Klempner war höchlich erstaunt über die Freundlichkeit O'Conell's, er marterte sich förmlich ab, in Erforschung der glänzenden Eigenschaften, die der Liberator an ihm entdeckt haben müsse. Er hatte den Laden geschlossen, und folgte seinem Beschützer mit dem stolzen Selbstbewußtsein, daß er im Stande sei, Irlands größtem Manne eine Gefälligkeit zu erweisen. Sie kamen an einer Rasirstube vorüber, O'Conell lud seinen Protegé ein, sich mit ihm in Gesellschaft rasiren zu lassen.

Der Klempner ließ sich das nicht zweimal sagen, denn sein wochenlanger Bart wartete mit Sehnsucht auf ein Messer; „es wäre jedenfalls besser, wenn ich mich umsonst rasiren lasse, als wenn ich mich mit meinem Sägemesser zu Hause schinde,“ dachte er.

„Ihr seht recht reputirlich aus, lieber Freund,“

sprach O'Conell, beifällig den jungen Professionisten musternd, der in der That ein schöner Mann war.

„Halten zu Gnaden, Eure Ehren," entgegnete der glückliche Klempner, sehr geschmeichelt durch Daniels vertrauliche Ansprache, „Kleider machen Leute, sagt man, und wenn ein Millionär einen Bettlerkittel anhätt', so gäb' ihm mancher arme Teufel einen Pence. Meine Alte sagt immer, ich hätt' außer den groben Manieren sehr viel von einem Gentleman an mir, und da hat sie ganz recht; denn wie ich ein lediger Bursch' gewesen bin, haben sich die saubersten Mädeln schier die Augen nach mir aus dem Kopf geschaut. Wenn ich fashionable angezogen wäre, wie die jungen Dandies, die nichts auf der Welt zu thun haben, als Gassen- und Pflastertreten, so würde ich wetten, es würde mich kein Mensch für einen Klempner ansehen."

„Das glaub' ich selbst," meinte Daniel, „und ich wollte Euch gern elegant gekleidet sehen."

„Das dürfte wohl schwer sein, denn ich habe nebst diesem Werktagsanzug zwar noch einen Sonntagsanzug, aber der ist auch gerade nicht viel besser. Ich schäme mich fast, Eure Ehren in einem so miserablen Anzug zur Seite zu gehen. Was werden sich die Leute denken?"

„Laßt sie denken, was sie wollen, aber es gehört mit in meinen Plan, daß Ihr so elegant als möglich erscheinet, darum laßt uns in den nächsten eleganten Kleiderladen gehen, und dort müßt Ihr Euch so ele-

gant herausputzen lassen, als wäret Ihr der feinste, nobelste Gentleman."

Patrik (denn so heißt, wenn Irländer eine Geschichte erzählen, jeder brave Kerl) riß gewaltig die Augen auf, als er diese Neuigkeit hörte, aber er protestirte nicht, denn die Sache fing ihm an, sehr wohl zu gefallen. — O'Conell führte ihn in einen Kleiderladen, und gab den Auftrag, daß man ihn vom Kopf bis zum Fuß ganz elegant ausstaffire. Die Verwandlung war in sehr kurzer Zeit vollendet, und der Klempner traute kaum seinen eigenen Augen, als er sich in einem Staate sah, den er sonst nur an dem ersten Gentleman bewunderte, blieb auf der Straße mehrmal stehen, besah sich immer wieder, und rieb sich vergnügt die Hände, als sei er darum auch schon reicher geworden, weil er bessere Kleider anhatte. Er grüßte seine Bekannten mit der größten Herablassung, und diese dankten ihm mit einer so tiefen Demuth, daß man augenblicklich sah, daß keiner ihn erkannt habe, und jeder eher einen Herzog, als einen Klempner in ihm oder vielmehr in dem eleganten Kleide vermuthete. Er ging ganz stolz einher und bemühte sich auch besser zu sprechen. Wenn Jemand den allgemein geachteten Liberator begrüßte, dankte er, als gelte die Huldigung ihm selbst. Er hätte auf den Plan Daniels ganz vergessen, und wäre den ganzen Abend spazieren gegangen; freilich, meinte er, würde ich mich auch meinem Weibe gern zeigen, aber sie ist eitel, wie das ganze Weibervolk, und würde mich nöthigen, mit ihr herumzugehen, und sie

hat doch keinen Anzug, in welchem sie ein Gentleman am Arme führen könnte. O'Conell lachte, und lud seinen Schützling auf ein Glas Porterbier ein. Während sie gemüthlich mit einander tranken, theilte der Liberator ihm seinen Plan mit, welcher dem Klempner sehr wohl gefiel, den ich aber meinen werthen Lesern durchaus jetzt noch nicht mittheilen kann. — Am Abend ging der Klempner sehr guter Dinge und in der heitersten Laune in das Gasthaus zur goldenen Krone. Der Aufwärter machte vor seiner klempnerischen Hoheit die tiefsten Bücklinge, und war des leisesten Winkes gewärtig, um aus einer Ecke des Saales in die andere zu fliegen.

Unser Gentleman setzte sich allein an einen Tisch, verlangte polternd die Zeitungen, eine Flasche trinkbaren Wein und die Speisekarte, gerade, wie die noblen Leute; auf die Frage, ob er nicht mit den andern Herren gemeinschaftlich speisen, und seinen Thee trinken wolle, antwortete er dem äußerst höflichen Wirthe äußerst grob: „Nein!" gerade, wie die noblen Leute. Man brachte ihm die Zeitungen; ich weiß nicht, ob er sie wirklich gelesen hat, denn das mochte ihm viele Mühe kosten, aber er warf die Zeitungen geringschätzend hinweg, und sprach ziemlich laut: „Pures dummes Zeug," gerade so, wie die noblen Leute, welche zu glauben scheinen, daß das Schreiben eben so leicht sei, wie das Schimpfen. Dann, als man ihm den Wein gebracht, und er ihn kaum gekostet hatte, fing er abermals an, zu raisonniren, daß man ihm einen elenden Krätzer vorgesetzt;

unser Freund hatte zwar in seinem ganzen Leben keinen bessern, ja keinen halb so guten Wein auf der Zunge gehabt, als dieser war, über welchen er so sehr schimpfte, aber er wollte einmal als sehr gebildeter junger Mann erscheinen, und dazu gehört nothwendiger Weise das Grobsein. Am Allerärgsten aber trieb er es beim Essen; er fraß förmlich mit dem gierigsten Heißhunger, wenn er aber zufällig nicht den Mund ganz voll hatte, schimpfte er schmählich über jede Speise, sagte, daß man in Dublin gar nicht zu kochen verstehe, daß die edle Kochkunst in Paris, London und Edinburg auf einer viel höhern Stufe stehe u. s. w., kurz, er redete gerade wie die noblen Leute, oder wie Weinreisende, welche in der Regel wohl Bramarbasse, aber keineswegs noble Leute sind; noble Leute und Weinreisende kommen doch in der Welt herum, und können so von ihren Erfahrungen und wichtigen Erlebnissen auf dem Gebiete der Speise und des Trankes Etwas erzählen, unser Klempner aber war nie auf Wanderschaft gewesen, und daß die Welt noch vielmal größer sei, als die grüne Insel, wußte er nur zufällig vom Hörensagen. Er rief den Aufwärter, um seine Rechnung zu bezahlen. Zu diesem Zwecke zog er eine schwer mit Gold bespickte Geldbörse hervor, und nahm die Hand voll Gold und Silber, gerade wie die noblen Leute thun, wenn sie Geld haben, um aufzuhauen. Auch darin war zwischen ihm und den noblen Leuten eine Aehnlichkeit, daß das Geld, mit welchem er Flausen machte, sein letztes, und obendrein streng genommen, nicht einmal

sein Eigenthum war. Die Wirthe stehen nicht gerade im Rufe großer Höflichkeit, und viele derselben geben sich auch nicht die mindeste Mühe, diesen Ruf zu erlangen; unter diese gehörte auch der Kronenwirth; aber als er Gold und Silber sah, war er die Geschmeidigkeit selbst, und machte die allertiefsten Bücklinge, so daß er fast mit der langen Kupfernase den Boden berührte. Daß er den noblen Fremden, der jedenfalls seiner Manieren wegen ein ächter Gentleman sein mußte, sofort in den Adelsstand erhob, versteht sich von selbst, nur nannte er ihn, so lange er bloß grob war, Mylord, als er aber Gold blicken ließ, und dem Aufwärter ein ansehnliches Trinkgeld gab, sogar Excellenz!! — Seine klempnerische Excellenz waren so huldvoll, zu fragen zu geruhen, ob der Kronenwirth auch einige bewohnbare Zimmer habe, in welchen ein Gentleman bequem wohnen könnte. Der Wirth bejahte die huldvolle Frage mit einem außergewöhnlich artigen Kratzfuß, nahm selbst den Armleuchter und schwebte, trotz seiner Corpulenz, mit einer Leichtigkeit die Treppe empor, die nur einem alten Tanzmeister eigen ist.

Seine klempnerische Herrlichkeit besahen das Hauptzimmer oberhalb der Einfahrt, geruhten auch noch die zwei anstoßenden, die gerade leer standen, in Augenschein zu nehmen, und, obgleich auf die Manier der noblen Leute und der auf dem Continent reisenden Engländer nicht vergessend, allergnädigst dem dicken Wirthe seine Wohlgewogenheit zu versichern; dieser war hochvergnügt über die huldreiche Bemer-

kung Seiner Herrlichkeit, und erzählte im Gastzimmer unten, daß ein steinreicher Herzog, der incognito reise, um die Verhältnisse und Bedürfnisse des Landes kennen zu lernen, bei ihm eingekehrt sei und ihm seine Cavaliersparole gegeben habe, daß man weder in London oder Paris so geschmackvoll eingerichtete Zimmer finde, als bei ihm, und daß Seine Herrlichkeit sich ein Vergnügen daraus machen werde, an Höchstdero gute Freunde, die ersten Lords der Königreiche, zu schreiben, daß sie ja in Dublin nirgend anderwärts wohnen, als in der, von einem so erfahrenen und gebildeten Manne gehaltenen „Krone.“ — Weil die Gäste so freundlich waren, ihm Alles auf's Wort zu glauben, traktirte er sie mit einem, nicht gerade außergewöhnlichen Whiskeypunsch, und ging dann, höchlichst erfreut, daß er einen Herzog beherberge, was er jetzt unerschütterlich fest glaubte, zu Bett. Obgleich er wußte, daß noble Leute den Tag in die Nacht umzuwandeln pflegen, und umgekehrt, so stand er doch zeitlicher auf, um der Winke Sr. Herrlichkeit gewärtig zu sein. Aber der Klempner schnarchte noch lange, nachdem die Sonne aufgegangen war, denn es traf sich doch sehr selten, daß er sich einmal nach Gusto ausschlafen sollte. — Sehr lange geschlafen, — beim Erwachen grimmig an der Glocke gerissen, um den Aufwärter zu citiren, — grob gewesen, — viel zum Essen verlangt, — jedenfalls sprechende Zeichen von Noblesse. — Zum Gabelfrühstück geruhten Seine Herrlichkeit in's Gastzimmer hinab zu gehen.

„Herr Wirth!“ rief er.

„Aufzuwarten, zu Dero allergnädigstem Befehl!"

„Ihre Zimmer gefallen mir recht wohl. Ich habe wieder einmal gut geschlafen. Die Probe gelang sehr gut, und ich bin darum gesonnen, längere Zeit, vielleicht ein Vierteljahr hier in Ihrem Hause zuzubringen. Was verlangen Sie für die drei Hauptzimmer in der Gassenfronte des ersten Stockes für drei Monate?"

Aus der Antwort des Gastwirthes war es ersichtlich, daß er den Fremden nicht mehr bloß für einen noblen Menschen, sondern für einen Nabob hielt, aber der Klempner hörte das Alles mit bewunderungswürdiger Ruhe, und meinte sogar, daß er den Preis keineswegs zu hoch finde; das kitzelt freilich das Ohr eines jeden Gastwirthes. Der Klempner verlangte jedoch, daß über dieses Uebereinkommen ein eigener Contract verfaßt und von beiden Theilen unterfertigt werde. Zu diesem Zwecke ward sogleich ein Notar geholt, der Vertrag sogleich verfaßt und vorgelesen. Der Pseudo-Herzog verlangte, daß man in dem Contract ausdrücklich bemerke, daß er die drei Zimmer auf drei Monate miethe, und sich vom Wirthe geradezu bedinge, daß er mit seiner kleinen Familie einziehe, und sein Geschäft eben so betreiben dürfe, wie zu Hause. Der Wirth, der einen feinen Gentleman vor sich sah, hatte keinen Argwohn, nahm die Bedingungen sehr gerne an, und noch viel lieber das Geld, welches der splendide Herr sogleich für drei Monate vorauszahlte. Der generose Herzog belohnte den Notar, steckte den Contract ein, und äußerte sich,

daß er am Abend einziehen werde. — So geschah es auch wirklich, denn wie es anfing, dunkel zu werden, kam ein Karren mit mehreren Kisten schwer beladen. Die Frau Herzogin sammt Familie zog ein, und das Stubenmädchen, welches mehrere gewaltige Bratenportionen in das herzogliche Appartement zu tragen hatte, erzählte mit Entrüstung, daß sie gar keinen noblen Zug an der Herrschaft gefunden habe, daß die Fremde viel mehr Aehnlichkeit mit einer Wäscherin, als mit einer Dame von Rang besitze, und daß ihre Kinder gefräßige, ausgelassene Rangen seien, aber Charles, der Koch, welcher 1 Jahr, 6 Monate, 2½ Tage in Paris zur vollständigen Ausbildung in seiner Kunst zugebracht hatte, belehrte sie, daß manche noble Leute sich einen Spaß daraus machen, sehr gemeine Manieren anzunehmen, und sich in denselben so sehr gefallen, daß sie dieselben gar nicht mehr ablegen, aber Kate meinte, daß sie einen nur zu richtigen Takt und Blick habe, als daß sie sich jemals täuschen könnte, und so blieb der Streit ungeschlichtet. — Wenn schon der gewaltige Appetit, das spurlose Verschwinden einer großen Quantität von Kartoffeln und Brod verdächtig war, so ward dieser Verdacht durch die Beschaffenheit des Gepäckes noch mehr bestätigt. Kate behauptete immer, daß sie nicht neugierig sei, aber doch guckte sie ausnahmsweise durch ein Schlüsselloch und lauschte an den Thüren. Dießmal hatte sie Etwas gesehen, was sie Jemandem mittheilen mußte, denn das Geheimniß brannte sie auf der Seele. — Sie erzählte also Jedermann unter dem Siegel der streng-

sten und heiligsten Verschwiegenheit, daß sie mit eigenen Augen gesehen habe, wie der geheimnißvolle Fremde, den sie aus dem einfachen Grunde, weil er ihr ein großes Silberstück gegeben, für einen Gentleman gehalten habe, die Kisten öffnete und allerhand Hämmer, Zangen ꝛc. hervorgezogen habe, als sei er ein Falschmünzer. Abends kamen wie gewöhnlich die Stammgäste in der Krone zusammen, dießmal wohl um einige Augenblicke früher, weil das Gerücht von dem geheimnißvollen Fremden ihren weit reichenden Ohren nicht so leicht entgehen konnte. Allerhand Muthmaßungen wurden besprochen, plötzlich fuhren aber die Gäste zusammen vor Schrecken, als hätten sie Geister gesehen, ja ein dicker Alderman fiel vor Entsetzen sammt seinem Sessel um. Was mochte wohl die Ursache dieser plötzlichen Furcht gewesen sein? Gerade oberhalb des Gastzimmers ertönte ein ohrenzerreißendes Gehämmer. Die Herren hörten eine Zeit lang zu, ob sie sich nicht täuschten, aber wieder von Neuem ging das Gehämmer los; der Wirth glaubte fest an Gespenster, aber die Stunde schien ihm etwas zu früh für ihr Treiben, darum ging er muthig hinauf, um an der Thüre des herzoglichen Zimmers zu lauschen. Zwei Freiwillige hatten sich der Expedition angeschlossen. Auf der Treppe hörten sie schon wieder das ohrenzerreißende Getöse, es war ein wahrer Heidenlärm. Dem Wirthe standen große Schweißtropfen auf der Stirne, er blieb eine Zeit lang wie versteinert stehen, endlich aber faßte er Muth, und klopfte bescheiden an die Thüre. Ein barsches

„Herein!“ tönte ihm entgegen, und sein grünes Käppchen verlegen in den Händen herumdrehend, trat er in das Zimmer ein. O Schauderbild! Da stand der splendide Herzog in Hemdärmeln, einen schweren Hammer haltend, und paukte drauf los.

„Eure Herrlichkeit geruhen sich auf originelle Weise zu unterhalten.“

„Ja, ich liebe diese Beschäftigung.“

„Hochdieselben werden gewiß einem vielgeplagten Wirthe die demüthige Bemerkung nicht übel nehmen, daß sich zu dieser Zeit unterhalb dieses Zimmers meine Gäste versammeln, und daß überhaupt in einem Gasthaus, und zwar einem des ersten Ranges —“

„Nun? Und was? Daß ich vielleicht in meinen Zimmern, für welche ich eine so schandvoll hohe Miethe bezahle, nicht machen dürfte, was mir gefällt? Herr Wirth! drei Monate lang bin ich Herr dieser Zimmer, ich habe den legalen Contract. Es ist ausdrücklich bestimmt, daß ich hier machen kann, was ich will, daß ich meine Beschäftigung hier forttreiben kann.“

„Ganz wohl, Eure Gnaden, aber Ihre gegenwärtige Beschäftigung —“

„Ist Klempnerei, wie Sie sehen, und wenn Sie gutes Geschirr brauchen, will ich Sie sehr wohlfeil bedienen. Sie wundern sich, daß ich Klempner bin? Warum haben Sie mich nicht darum gefragt, bevor Sie den Contract unterschrieben haben? Jetzt ist es zu spät, drei Monate lang ist meine Werkstätte hier.“

„Aber um Himmelswillen dieser Lärm!“

„Wird morgen um vier Uhr Früh noch ärger

werden, denn ich bin heute zu müde, aber bis meine sechs Gesellen kommen, ich sage Ihnen, Freund, dann gibt es eine köstliche Musik, freilich werden Ihnen anfangs die Ohren gellen, aber Sie werden das sehr bald gewöhnen."

„Mein Herr!" —

„Nun, und was? — Machen Sie mir nur nicht gar so viel Geschichten, denn ich versichere Sie, daß ich zwar ein fideler Kerl bin, aber auch fuchsteufelswild werden kann, wenn's d'rauf ankommt."

„Aber Ihre Kleidung, Ihr Geld —"

„Geh'n Sie beide nichts an, ich kann mich kleiden, wie ich will; warum sind Sie so dumm, sich durch den Schein verblenden zu lassen, das ist Ihre Schuld; aber jetzt bitte ich Sie, mich zu verlassen, wenn Ihre zarten Ohren die fröhlichen Hammerschläge nicht vertragen, denn ich muß diese Gießkanne morgen fertig haben."

Bei diesen Worten fing der lustige Klempner an, zu pauken, daß dem Wirthe Hören und Sehen verging, und keines seiner vielen, sehr freundlichen Worte zu vernehmen war. Händeringend entfernte er sich, um seinen Gästen die traurige Kunde, den Erfolg seiner Gesandtschaftsreise in das erste Stockwerk zu berichten.

Die Stammgäste waren außer sich vor Entrüstung, man schmiedete die schrecklichsten Rachepläne, begnügte sich aber, eine Deputation an den schrecklichen Klempner zu schicken, mit der allerergebensten Bitte, daß er doch von seinem gräulichen Hämmern ablassen

möge; aber die Comitémitglieder kamen sehr eilig herab, weil sie den Klempner nicht hatten in Versuchung führen wollen, sein Wort zu halten, welches er verpfändete, daß er sie über die Stiegen hinabwerfen wolle, wenn sie sich unterstünden, ihn noch einmal mit ihrem Besuche zu belästigen. Es entfernte sich einer der Gäste nach dem andern, und zwei Stunden früher als gewöhnlich stand das Gastzimmer leer.

Der Wirth war außer sich, in der Nacht schloß kein sanfter Schlummer seine zarten Augenlieder, und wenn er auch ein wenig zu schlafen anfing, fuhr er doch stets empor aus schweren Träumen, weil ihn lauter Satanslarven hetzten, welche alle dem verhängnißvollen Klempner ähnlich sahen. — Früh am Morgen weckte ihn des Klempners Hammer aus dem ersten Versuch, gründlich zu schlafen; rasch kleidete er sich an, ging zum nächsten Friedensrichter, brachte ihn aus den Federn, erzählte ihm die ganze Begebenheit, und nahm ihn sofort mit sich. Nachdem sich Beide durch einen kühnen Morgentrunk Muth gemacht, gingen sie zu dem rastlosen Klempner hinauf. Er war freilich gegen den Friedensrichter sehr höflich, zeigte ihm aber den Contract, und bewies ihm auf unwiderlegbare Weise, daß er nach dem englischen Gesetze vollkommen in seinem Rechte sei, und daß er jeden Prozeß gegen den Wirth unfehlbar gewinnen müsse. Das hatte ihm natürlich O'Conell auseinandergesetzt, und die Zwei staunten nun über die klempnerische Jurisprudenz. Der Wirth sah bald ein, daß

der Klempner das Werkzeug Anderer sein müsse, und bot ihm darum eine Belohnung an, wenn er den Contract rückgängig machen wollte, aber vergebens; er bot ihm fünf Goldstücke und durch acht Tage freie Zeche an, aber ohne Erfolg.

Man kann sich das Entsetzen des Wirthes vorstellen. Immer glaubte er noch, daß der Gast am Ende seine seltsame Beschäftigung satt bekommen würde, aber vergebens, es war ihm vollkommen Ernst. Die Stammgäste kamen wieder, weil sie Alles für einen vorübergehenden Scherz hielten, aber das Gepolter hatte kein Ende, der Wirth mochte noch so sehr jammern und bitten, es half Alles nichts. Ein Polizei-Commissär ward gerufen, aber als er den Sachverhalt hörte, mußte er dem Klempner sein Recht zugestehn, denn die Contractsbedingungen waren so deutlich ausgesprochen, daß keine Ausflucht half; und wenn der Wirth jammernd betheuerte, daß er die Beschäftigung des Fremden für eine sehr ruhige hielt, daß er in dem eleganten Herrn eher einen Minister, als einen Klempner vermuthet hätte, so machte man sich über ihn nur noch lustig. Der Kronenwirth ward zum Stadtgespräch, und als gar der Klempner eine mächtige funkelneue Gießkanne vor das Fenster hängte und die Vorübergehenden haufenweise stehen blieben, ja als sich das Witzwort verbreitete, das Hotel zur Krone solle fortan Hotel zur Gießkanne heißen, mochte der Gastwirth schier verzweifeln, aber in dem Augenblick war nichts zu thun. — Nach einigen Tagen der größten Marter entschloß er sich, jedes Opfer zu

bringen, um sich den unliebsamen Gast vom Halse zu schaffen; er schickte um einen geschickten Rechtsanwalt, der sollte die Sache in Ordnung bringen. Der Advokat aber war O'Conell's intimer Freund und von der Sache sehr gut unterrichtet, es versteht sich daher von selbst, daß er den Spaß bis zur äußersten Gränze treiben helfen wollte. Er bewog den Wirth, dem Klempner die splendidesten Anträge zu machen.

Letzterer schien zum Vergleiche bereit, doch verlangte er völlige Schadloshaltung. Unter den Zeugen, welche der im Gastzimmer gepflogenen Unterhandlung beiwohnten, war auch O'Conell.

Nach langem Hin- und Herlizitiren wollte der Wirth dem unwillkommenen Gaste schon 20 Pfund Sterling (200 fl. C.-M.) geben, wenn er sofort ausziehen würde, doch der unbeugsame Klempner wollte auf diesen Vergleich nicht eingehn, sondern verlangte mehr. Der Wirth verzweifelte, da stand O'Conell auf, trat vor ihn hin, und sprach:

„Du gemeiner Kerl, Du hast mir eine halbe Krone angeboten, wenn ich Dir eine Rede hielte! Dein alberner Spott kann Dich jetzt, wenn ich will, mehr als 20 Pfund kosten, aber Deine Bosheit ist bestraft genug, es handelt sich jetzt nur noch darum, daß Dein sprichwörtlicher Geiz gestraft werde. Du sollst empfindlich gezüchtiget werden, so hab' ich Dir's versprochen, ich halte mein Wort, denn Du wirst alsogleich diesem ehrlichen Mann 10 Pfund auszahlen, seine Sachen unentgeltlich in seine Wohnung

schaffen lassen, und ihm einen guten Imbiß geben. Die Unkosten für seine Ausstaffirung trage ich selbst, den Miethzins zahlst Du zurück, auf den Rest der Zeche hast Du natürlich auch keinen Anspruch, dafür will ich Dir aber Etwas zu verdienen geben. Schaffe Wein her für meine Freunde, ich bewirthe sie, und zahle die Rechnung."

Alles geschah, wie O'Conell befahl, der Wirth war so froh, daß er von O'Conell nicht einmal Geld für den Wein annehmen wollte und behandelte den größten Irländer fortan mit ausgezeichneter Achtung. Der Klempner aber war überselig, daß ihm der schöne Anzug blieb, und erzählte sehr oft mit dem höchsten Vergnügen, daß er sich mit solcher Noblesse benommen hätte, daß ihn der Kronenwirth für einen wahren Herzog halten mußte.

12.

Blätter und flüchtige Skizzen aus einem Tagebuch auf dem Meere.

Good bye! Also wieder nach Europa! Wieder eine Seereise! Lange war ich unentschlossen ob ich auf einem Segler oder einem Dampfschiffe die Tour machen sollte. Die englischen Dampfschiffe waren mir trotz ihrer Eleganz und der prächtigsten Gelegenheit, gastronomische Studien zu machen, seit meiner letzten Erfahrung herzlich zuwider. Die aristokratische Individualisirung der Reisenden, die Prellereien,

die auf diesen Dampfschiffen eingebürgert sind, die unangenehmen Erinnerungen und Erfahrungen meiner Geldbörse aus jener Zeit, wo wir uns leider gemeinschaftlich in England befanden, waren bedeutend schwerwiegende Gegengewichte für meine Lust, comfortable, elegant und gemächlich zu reisen. Uebrigens gibt es auf diesen noblen Fahrzeugen sehr wenig Gemüthlichkeit und sociales Anschließen der Reisegefährten an einander.

Ich wäre noch früher auf einem französischen Dampfer gefahren, aber diese „line" hatte aufgehört zu bestehen, und zwar mit vollem Recht, denn ihre Logbücher wiesen eine ganze chronique malheureuse nach. Mehrmal waren die Vorräthe an Kohlen zu gering, daß man mit Möbeln und anderweitigen Schiffsutensilien das Feuer unter dem Kessel fristen mußte, ein andermal ging der Vorrath an Zucker zu Ende, und die Passagiers mußten mit bittrem Kaffee und Thee sich begnügen, dann wieder war am ganzen Schiff keine Citrone mehr vorhanden, um die bedauerungswürdigen Seekranken mit einer Limonade zu erquicken. Daher kömmt auch der Witz jenes Yankees, der, als er die Union bestieg, zwei Säckchen trug, und als man ihn fragte, was er da so sorgsam herbeischleppe, die lakonische Antwort gab: Kohle, Zucker und Citronen zur Aushilfe, falls sie auch dießmal ausgehen sollten.

Die deutsch-amerikanische Dampfschifffahrtsgesellschaft bildete sich eben erst, und so beschloß ich auf einem Segelschiffe zu reisen. Ohnehin kannte ich diese

Art Seereise fast gar nicht, denn ich war fast immer per Steamer gereist, hatte gerade keine Eile, von der Seekrankheit hatte ich nur ein einziges Mal in meinem Leben eine ganz leise Anwandlung bekommen, nämlich auf der Ueberfahrt von Ostende nach Dover. Ich ging daher auf die Börse, um die Namen und Peersnummern der segelfertigen Schiffe zu notiren, und spazierte dann gemächlich auf dem Kai herum, mich in dem Walde von Masten ein wenig expectorirend und nachdenkend, welchem Schiffe ich die Ehre zukommen lassen sollte, meinen, nach dem bösen Fieber sehr abgemagerten Cadaver, nach Europa zu tragen. Ich besuchte vorerst ein Bremerschiff, aber das war zufälliger Weise entsetzlich schmutzig und sah äußerst unfreundlich aus, ich bestieg ein zweites, da hätte ich beim Hinabsteigen in die Cajüte bald die Beine und den Hals gebrochen. Unten glücklich angekommen, wäre ich bald erstickt, denn in dem kleinen Raume hauste ein Lieblingsaffe des Kapitains, und irgend Jemandens Lieblingsbulldog; zwei andere Individuen hatten sich bereits der zwei einzigen erträglich bewohnbaren Cabins bemächtigt, und diese Persönlichkeiten hatten eine sprechende Aehnlichkeit mit den zwei sanften Thierchen. Ich sagte dem Kapitän allerlei Schmeicheleien über sein Schiff und dessen musterhafte Einrichtung, log ihm vor, daß ich mir's überlegen wollte, und athmete erst wieder frei, als ich abermals auf der terra firma wandelte. Ein drittes Schiff hatte äußerlich sehr viel Einladendes für mich, aber ein Irländer, der Kohlen herbeischleppte,

und den ich um Auskunft bat, benahm mir sehr bald die Lust, da er sagte: Auf dem Schiff wollen Sie reisen? Was nicht gar! Es segelt schnell wie ein bleierner Vogel und hat Mäuse im Bauch', viel mehr als genug." Schon war ich fast entschlossen, doch auf einem Dampfschiff zu fahren, da begegnete mir ein junger amerikanischer Freund.

„Ist's wahr, rief der lustige Junge, daß Du nach Europa reisest? — Nun gut, ich reise auch und mache meine „große Tour." Einige Wochen bleibe ich in Paris, — incognito — so lange, bis ich von irgend einer freundlichen Grisette hinreichend französisch gelernt habe, um meine Empfehlungsbriefe abgeben zu können, und mich in die große Welt einführen zu lassen. — Dann reise ich durch Deutschland nach Italien, über die Schweiz nach Frankreich, und bleibe da so lange, bis ich mir eine Braut ausgesucht, denn ledig kehre ich sicherlich nach Amerika nicht zurück, und von unsern Theegesichtern, die man nicht einmal recht anseh'n kann, ohne ihnen weh zu thun, mag ich keines. Aber apropos! ich reise per Segelschiff, denn ich hab's einem Freund versprochen, dessen Onkel Theileigenthümer des Schiffes ist. Der „Robert" ist ein ausgezeichneter Schnellsegler und fährt mit jedem Schiff um die Wette, das drüben, jenseits des Atlantik vom Stappel gelaufen ist, mag es heißen, wie es wolle. Der Unterschied in der Zeit ist unbedeutend, das Dampfschiff braucht 12 — 14 Tage, der Robert höchstens 20. Von Europa fährt man am besten mit dem Dampfer, von Ame-

rika am besten mit dem Segler, übrigens haben wir mehr Bequemlichkeit und bekannte Gesellschaft in unserm Robert, wo es Gott sei Dank keine John Bulls, und keine g — v. — englischen Aristokratinen gibt. Ich war bald einverstanden, besuchte das Schiff fand es höchst elegant eingerichtet, ging sofort in das Comptoir der Gesellschaft, bezahlte 100 Dollars für Fahrt und Kost, erhielt die Quittung und Anweisung auf Cabin Nr. 9, und mußte mich fertig machen, in 2 Tagen abzureisen. Bobs Einladung mit Anstand und Feierlichkeit von Amerika Abschied zu nehmen, ward nicht abgeschlagen, und so verfloß die Zeit äußerst angenehm bis zu unserer Abreise am 2. August 185*.

Natürlich ward die ganze Nacht durchwacht, und nicht ohne einige erklärliche Katzenjämmerlichkeiten bestiegen wir das Schiff. Mehrere unserer Freunde begleiteten uns an Bord des Robert, denn da wir mit Hilfe eines Dampfschiffes aus dem Hafen bugsirt wurden, konnten sie auf demselben nach New-York zurückkehren. Da sich Alles mit dem Champagner zu beschäftigen hatte, den Bill in sehr anständigen Quantitäten zutrug, blieb uns keine Zeit, uns viel um die andern Reisenden zu kümmern; auch war ein solches Gewoge von nicht obligaten Herrn und Damen auf dem Schiffe, welche eben auch wie unsere Freunde ihre Bekannten begleiteten, daß wir uns gar keine Mühe gaben, unsere Reisegefährten aufzusuchen und kennen zu lernen. Die Confusion beim Ankerlichten eines Schiffes ist immer sehr groß; auf un-

serm Schiff war sie außerordentlich, denn es waren sehr viel Passagiers, die alle viel Gepäck hatten, auch war das Schiff von enormen Dimensionen, und lud eine Unmasse von Frachtgütern ein. Alles schrie durcheinander, diesem fehlte ein Koffer, jenem eine Hutschachtel, diese Dame hatte ihren Sonnenschirm im Gasthaus vergessen, jene hatte noch etwas sehr Wichtiges zu bestellen, die Matrosen sangen beim Tauwinden ihr monotones: Hail for the Sea! wie eine Litanei ab, eine andere Abtheilung der Bursche förderte unter ohrenzerreißendem Gejohle die Frachtgüter in den untern Schiffsraum, Einige schleppten die Koffer in die Kajüten, und Jeder machte so viel Lärm, als es nur immer Menschen möglich war. Endlich erschien der Kapitän, ziemlich spät zwar, aber seine Abwesenheit schadete wenig, wie auch sein Commando in dem Wirrwar wenig nützte. Er war eine kleine, untersetzte, wohlgenährte, sehr behagliche Persönlichkeit, sehr sorgsam und elegant gekleidet, ein Mann von beiläufig fünfzig Jahren, dem man die vielen Strapazen nicht ansah, die sein langjähriger Seedienst mit sich brachte. Er dankte, wenn man ihn grüßte, mit formeller, etwas herablassender Höflichkeit, und schien beim ersten Anblick ungemein steif zu sein; man überzeugte sich jedoch sehr bald, daß diese würdevolle Haltung nur eine Feiertagsmaske sei. Das Gewimmel, das Geschrei, das Rufen auf dem Schiff, und das Rufen auf dem Ufer, das Zischen und Tosen der Dampfmaschinen der Schiffe, die theils Vergnügungsfahrten machten, theils die Fahrzeuge

aus dem Hafen bugsirten, die Fragen von allen Seiten, machten Einen völlig verwirrt; die vielen Erinnerungen und Aufträge der Freunde und der splendide Champagner trugen auch ihren Theil bei. — Endlich kam der Augenblick der Trennung von Freunden, die mir lieb und theuer geworden. Alles auf der Welt kann ich leichter vertragen, als das Abschiednehmen, nichts schnürt mir das Herz mehr zusammen, und nichts quält mich mehr, trotz aller Verstellung. Glücklicher Weise ging es meinen Freunden ebenso wie mir, sie machten's kurz — mir war es herzlich lieb. — Betrübt blickte ich den treuen herzlichen Männern nach, der Gedanke: Werde ich euch wohl jemals wieder seh'n? beschäftigte mich lange Zeit. Fest gebannt stand ich am Steuerbord, und erst als das Dampfschiff nicht mehr zu sehen war, stieg ich, sehr trüb gestimmt, hinab in meine Cabine, um sie so ziemlich wohnlich und comfortable einzurichten, und aufrichtig gesagt, auch eine Thräne zu verbergen. Die meisten Passagiers der ersten Klasse waren in der großen Cajüte versammelt, weil der Kapitän die Quittungen in Empfang nahm, und die Bescheinigungen über das Gepäck, das in den untern Schiffsräumen verwahrt wurde, revidirte. Da ich der einzige Passagier der ersten Klasse war, der die deutsche Sprache geläufig sprach, ersuchte er mich, ihn in die zweite Kajüte zu begleiten, damit ich ihm bei der Rücksprache mit den deutschen Reisenden als Dollmetsch behilflich sei. Ich that es recht gerne, und wir nahmen uns Beide als Visitatoren recht gut aus.

Die Passagiers der zweiten Cajüte waren recht bunt durch einander gewürfelt. — Oben an, weil sie am meisten Lärm machte, stand „Mlle. Clemence", eine französische Sängerin, von einem der Boulevardstheatres, ein Mädchen von beiläufig zwanzig Jahren, sehr angenehmen Aeußern, aber noch viel unangenehmerer Ausgelassenheit. Sie sang wunderhübsch, fluchte und koquettirte abscheulich, trank viel und schnatterte beständig. Sie hatte alle französischen Untugenden an sich, aber von französischen Tugenden keine Spur; leichtsinnig bis auf's Aeußerste, lachte und sang sie selbst im Sturm, und verhöhnte die Furcht und den Ernst ihrer Reisegefährten in Augenblicken, in denen beide vollkommen gerechtfertigt waren. Es charakterisirt die „junge Dame" genügend, daß sie, wie wir am letzten Tag unserer Seereise erfuhren, mit ihren Cajütengenossen die Wette einging, daß sie einen jungen Mann, der in der ersten Klasse fuhr, und sie mit Gleichgültigkeit, ja mit Geringschätzung behandelte, in sich verliebt machen werde. Es gelang ihr nicht, und der Verlust der Wette kostete sie eine nicht geringe Anzahl von Flaschen Sauterné, doch konnte sie sich damit trösten, daß ihr vom Weine, den sie spendirte, der Löwenantheil blieb. Der Kapitän nannte sie nur die „französische Hexe," schalt sie, wo er konnte, aber, wie es im Leben schon manchmal geht, verfiel er in wenigen Wochen in's andere Extrem, war gegen sie ausnehmend freundlich und behandelte sie mit einer Auszeichnung, welche der „bösen Welt" Stoff zu allerhand Glossen gab. —

Die französische Revolutionshymne, das Mourir pour la patrie etc. wurden sehr häufig in der zweiten Cajüte gesungen, Dem. Clemence übernahm stets die Solostimme und im ganzen Schiff hörte man ihre hellschmetternde, keineswegs unangenehme Stimme. Die Biographie des Fräuleins war, so weit ich sie erfahren habe, seltsam genug. Die Tochter rechtschaffener, nicht unbemittelter Eltern, lernte sie frühzeitig das Putzmachen, ihre Freundinen machten sie öfters auf ihre schöne Stimme aufmerksam, und entflammten so die Eitelkeit des leichtsinnigen Mädchens. Es dauerte nicht lang, so war sie Prima donna eines der Budentheater, deren es zur Sommerszeit mehrere in den Champs elysées gibt. Das betrübte ihre Eltern, sie machten ihr Vorwürfe, und Demoiselle, die nichts weniger liebte, als Vorwürfe und vernünftige Vorstellungen, entfloh, und verbarg sich in einer der Fobourgs, wo sie ein Daguerreotypenatelier eröffnete. Bald hierauf ward sie bei einem der kleinern Stadttheater für untergeordnete Rollen engagirt. Sie kehrte zu ihren Eltern zurück, welche glaubten, auf keine Weise für die Zukunft ihrer Tochter besser sorgen zu können, als wenn sie dieselbe an einen ziemlich wohlhabenden Krämer verheiratheten. Dieser war ihnen verpflichtet, denn ihnen hatte er seinen verhältnißmäßigen Wohlstand zu verdanken, und sie glaubten, daß es eine über jeden Zweifel erhabene, völlig ausgemachte Sache sei, daß er aus Dankbarkeit gegen die braven Eltern deren leichtfertige Tochter heirathen müsse. Zu seinem Glück konnte ihn Fräulein Cle-

mence nicht leiden, sie hatte nur zu viele Romane gelesen und war zu sehr vom Werthe ihrer eigenen Persönlichkeit und ihrer glänzenden Eigenschaften überzeugt, als daß ihr ein bourgeois, der mit Käse und Würsten handelte, hätte gefallen können. Freilich! Käse und Würste lassen sich nicht in Musik setzen, wie girrende Liebesschwüre, die weit weniger kosten, und ihr deßhalb in überreicher Fülle von einem elegant frisirten Choristen ihres Theaters allabendlich als pflichtmäßiger Tribut und als Huldigung dargebracht wurden. — Und der Chorist war ein Künstler — ein zwar sehr ärmlich besoldeter Künstler und ein Lump obendrein, — aber er war Sänger, auch er hatte Romane gelesen, auch ihn widerte diese miserable Welt mit ihren filzigen Theaterdirektoren, mit der lumpigen Gage, mit ihren miserablen Gläubigern, mit ihren Protektionen, mit ihrer Hintansetzung der größten Talente an, im Innersten seiner Seele. —

Zwei Herzen und ein Schlag! Zwei Seelen und ein Gedanke! Armer, aber ehrlicher Krämer! kannst Du mit einem Künstler Dich messen, was bist Du gegen ihn für ein leichtes Gewicht in der Wagschale der Gerechtigkeit, mit welcher eine Sängerin die Verdienste ihrer Anbeter abwägt. — Keine Rose ohne Dorn, keine Liebe ohne Schmerz, das erfuhr Frl. Clemence gar bald, denn eines Morgens, als die Opernprobe abgehalten wurde, fehlte der theuere Amynthus. Man flüsterte Allerlei, — und endlich gestand eine Nebenbuhlerin der Demoiselle, daß sie Beide von Monsieur betrogen worden seien, indem er,

um den Krebsscheeren und Fangeisen seiner Gläubiger zu entflieh'n, eine kleine Lustreise nach Amerika gemacht habe.

Clemence war entrüstet, sie war wüthend, was war der Schuldthurm gegen ihre Liebe? Rasch im Entschluß, dachte sie nicht lange nach, auch sie mußte nach Amerika, in das Land, wo auf den Hecken Pomeranzen und Citronen blühen, und für Künstlerinnen Triumphpforten gebaut werden, der Golddollars gar nicht zu erwähnen, mit denen ihre Pfade dort gepflastert sind. — Ihren wenigen Schmuck machte sie zu Gelde, packte ihre Garderobe ein, nahm vielleicht, wenn sie es nicht schon früher gethan, einen bedeutenden Gagenvorschuß, und — was wirklich von Genialität zeugt, — vertraute sich dem ihr bestimmten Bräutigam an, um von ihm einen Reisebetrag zu bekommen. Nachdem sie seine Befürchtungen beseitigt, ihm den Rath gegeben hatte, über ihr unerklärliches Verschwinden untröstlich zu sein, und ihre Eltern mit dem Gedanken zu trösten, daß sie ganz gewiß wieder von ihrem Ausflug zurückkehren würde, wenn es ihr übel ginge, nahm sie mit Dank von ihm ein Anleh'n von 200 Frcs., für welches sie ihn von der Verpflichtung lossprach, sie zu heirathen, und des andern Morgens fuhr sie mit dem Frühtrain nach Havre. Am dritten Tag war sie auf dem Meere, am zweiundvierzigsten in New-York. Ihren Adonis suchte sie vergebens, sie hatte sich Amerika durchaus nicht so groß vorgestellt, und geglaubt, sie könne ihn durchaus nirgend anderswo finden, als bei der großen

Oper in New-York, aber auch diese suchte sie vergebens; denn sie war, wo sie gewöhnlich ist, in Havannah, während ihr großer Geistesverwandter auf irgend einer Straße Steine klopfte, am Kanal arbeitete, oder an der Eisenbahn, vielleicht auch als Lastträger in irgend einem Hafen, wenn er physische Kraft genug besaß, um mit den Niggers und Patrik's concurriren, oder sie suppliren zu können, wenn sie zum Arbeiten selbst zu faul waren, und für ihre eigenen Bedürfnisse nicht augenblicklich Geld brauchten. Da es keine große Oper gab, gab es auch kein Engagement, Frl. Clemence daguerreotypirte daher eine Zeit lang, und als sie Amerika und die „Yankeesots“ satt bekam, reiste sie wieder nach Europa zurück.

Ferner waren in der zweiten Cajüte zwei Schweizerinen — Mutter und Tochter, deren Schicksal, wenn auch keineswegs ein besonders romantisch-tragisches, doch melancholisch interessant war. Freilich eine sehr alltägliche Geschichte, aber eine von jenen, die „Jenem gewiß das Herz bricht, dem sie just passiret.“ Der Gatte hatte unverschuldet sein kleines Vermögen zur Zeit des Sonderbundkrieges verloren. Es zog ihn hinaus, weit hinaus übers Meer, in ein freieres Land, als es seine heimische Republik war. In dem Schweiße seines Angesichts wollte er seinen Lieben eine traute, freundliche Heimstätte bau'n, und sie dann zu sich berufen, daß sie das stille, bescheidene Glück mit ihm theilen. Seinem treuen Bruder übergab er das geliebte Weib und die theuere Tochter zur sorglichen

Pflege, er selbst ging nach Amerika. Welche Opfer, welche Entbehrungen, welche Leiden mag es ihn gekostet haben, bevor er seinen Plan realisirt sah; wie glücklich mußte er sich fühlen, als er dem Weibe seines Herzens, und dem einzigen Kinde schreiben konnte: Kommet und vermehret zugleich mein Glück! — Welche namenlose Freude für die Verwaisten, welchen wohl jede Sekunde der Trennung, wie eine lange Stunde vorgekommen sein mag. Hastig nahmen sie Abschied von ihren Freunden, denn der biedere Schweizer mahnte sie zur Eile, und hatte das Schiff bestimmt, auf welchem sie nach Amerika reisen sollten, das Havre-Schiff war die Esperance.

Glückliche Vorbedeutung! — Wie langsam flog für sie das Schiff dahin! Wie viel schneller flog ihre Sehnsucht, ihre Phantasie! — In New-York erwartete er sie, wie oft schweifte ihr Blick am fernen Horizont und forschte, ob das Ziel ihrer Reise, ihrer heißen Sehnsucht nicht nahe sei. — Endlich erscholl der herzerhebende Freudenruf: Land! Land! und erfüllte ihre Herzen mit unaussprechlicher, vorher nie gekannter Wonne. — Bei herrlichem Wetter lauft das Schiff an einem der ersten Junitage in den Hafen ein, o wie jubeln Beide, wie sehr fühlen sie es, daß wenige Augenblicke des Wiedersehns ihnen Jahre der Trennung, des Schmerzes vergüten sollen. — Eine große Menge von Leuten ist auf dem Kai versammelt, das Schiff war signalisirt worden, und mancherlei Interessen trieben die Leute in den Hafen; Viele kamen, weil sie Freunde, Verwandte, Ge-

liebte erwarteten, Viele kamen aus niedriger Gewinnsucht, um durch ihre prellerischen Gaunerkniffe den arglosen Ankömmlingen Etwas von ihrer wenigen Habe abzujagen. Wie viele arme Einwanderer bekommen schon bei ihrer Ankunft im „Freiheitslande“ einen bittern Vorgeschmack der Leiden, denen sie entgegengehn, der Betrügereien, deren Opfer sie werden sollten.

Bitter fühlten sich die arme Mutter und Tochter enttäuscht, als sie in der Menge der Gaffer, der Müßiggänger, der Arbeiter immer vergeblich nach dem theuren Vater schauten. — Wahrscheinlich hatte er die Kunde von der Ankunft des Schiffes nicht erhalten, wie hätte er sonst ausbleiben können? — Schnell rafften die Zwei ihr weniges Gepäck zusammen, ein deutscher Karrenführer lud es auf, besah die Adresse, welche sie ihm vorwiesen, und trieb den magern Gaul jenem entfernten Stadttheile zu, wo der Schweizer, wie er an seine Angehörige geschrieben, bei einem Landsmanne wohnte. — Endlich kamen sie in der zweiunddreißigsten Straße und bei der angegebenen Hausnummer an. — Vor dem Bretterhause stand ein Leichenwagen, Mutter und Tochter traten mit klopfendem Herzen hinein, und drängten sich durch die Menge trauriger, düsterer Männer hindurch. Kein Mensch beachtete sie, — es zog sie aber hin in das Leichenzimmer mit unwiderstehlicher Gewalt; ach! schon fraß wie ein giftiger Krebs, die schmerzliche Ahnung an ihren Herzen. Endlich, endlich standen sie da am offenen Sarg, um den rings herum einige kleine Lich-

ter brannten. — Beide treten näher, — das Auge der Gattin erkannte trotz der Bläße, trotz des Todesschmerzes, der sich tief in das theuere Antlitz gegraben, den geliebten Gatten. Besinnungslos stürzte das treue Weib zusammen, und fiel der Tochter in die Arme, deren Herz von dem furchtbarsten Krampf des Schmerzes zermartert war. — Da lag der treue Gatte, der zärtliche Vater, — Gattin und Tochter hatten alle Gefahren der Seereise überstanden, alle Entbehrungen geduldig erlitten, und nun war ihr einziger Trost, ihr einziger Lohn, daß sie doch gegenwärtig sein konnten beim traurigen Leichenzuge, der Alles, was ihnen theuer war, dem kalten, starren Friedhofe zuführte. — Wahrheit ist oft seltsamer, viel ergreifender als Dichtung! — Ich versichere es, meine Leser, daß es buchstäbliche Wahrheit ist, was ich hier erzähle. Ich habe es aus dem Munde der beiden Bedauerungswürdigen selbst; weniger Worte bedurften sie zu ihrer taurigen Erzählung, aber sie hatten in den wenigen Wochen, seit sie Amerika's Boden betraten, Namenloses, Unbeschreibliches gelitten! — Der große Schmerz machte sie unempfänglich für alles Uebrige. Der Schurke, der aus dem Hafen ihr Gepäck gebracht, machte sich die allgemeine Verwirrung zu Nutzen, und hatte sich sammt den Habseligkeiten der Tiefbetrübten aus dem Staube gemacht, — der für die Armen sonst so empfindliche Verlust machte auf sie keinen weiteren Eindruck mehr. Glücklicher Weise fand man in dem Nachlasse des Verstorbenen alle Urkunden über sein Besitzthum im Staate Wis-

cousin. Ein pfiffiger Yankee, der die Lage und Beschaffenheit der Farm gut kannte, kaufte für einen unverhältnißmäßig geringen Preis von den Erbinen das Eigenthumsrecht, und diese benützten die erste Gelegenheit, um mit ihrem Schmerz in ihr fernes Vaterland zurückzukehren; so kamen sie auf unser Schiff. — Der arme Schweizer hatte mit rastloser Mühe und Thätigkeit, durch die größte Sparsamkeit und Entbehrung ein kleines Gütchen erworben; der Gedanke, daß er sein mühsam errungenes Glück mit dem theuern Weibe, mit der sittigen, lieben Tochter theilen sollte, versüßte ihm die harte, schwere Mühe, mit der in Amerika der Landbebauer, der ohne anderes Kapital als das des unermüdeten Fleißes, nach einer unabhängigen Stellung strebt, unablässig zu kämpfen hat. Endlich hatte er seinen heißesten Wunsch erfüllt, aber der gerade grassirende Typhus hatte ihn schnell hinweggerafft, und kein theueres Wesen tröstete ihn in seinen Todesschmerzen — und sie, so nahe dem ersehnten Ziele, hatten nur den Schmerzenstrost, daß sie die ersten Schollen werfen konnten auf den Sarg desjenigen, der Alles aufgeboten, um sie glücklich zu sehn. — Wie oft schwelgen wir im erträumten Glück und überlassen uns einer sorglosen Sicherheit, weil wir an die Wandelbarkeit des Glückes nicht glauben wollen, — plötzlich verschwimmen die herrlichen Blumen des Glückes, wie die Rosen, die der Frost auf die Glasscheiben hingezaubert, und verwandeln sich in Thränen! O glücklich ist derjenige noch, der im quälenden Schmerz Thränen hat, Thränen, den lindern-

den Balsam für zerrissene Herzen, — aber auch dieser karge Trost war den Trauernden nicht gegönnt! Da saßen sie oft schweigend neben einander und starrten hinaus ins weite Meer, und waren gleichgiltig gegen des wüthenden Sturmes Toben und Geheul, war ja doch für sie auf Erden nichts zu verlieren, als ein Leben, das sie durch qualvolle Peinen hindurchschleppen mußten. — Wahrlich! nichts vermag die Leiden der Seele höher zu steigern, nichts die Oede und Leere eines zerfleischten Herzens fühlbarer zu machen, als eine weite Seereise, auf welcher der feurigste, lebhafteste Geist erlahmt und erschlafft, und von bangen Gefühlen umstrickt wird. Ist aber das Herz dann noch obendrein ein Kalvarienberg des Glückes, ein Kirchhof verschwundener, begrabener Lebensfreuden, — wehe! dann wäre Wahnsinn Trost, und Erquickung der schmerzlichste Tod! Der gutgemeinte fröhliche Gesang der muthwilligen Französin, mit welchem sie die beiden Leidtragenden trösten und erheitern wollte, klang mir immer wie frevelhafter Spott und dämonisches Hohngelächter, wie eine diabolische Satyre auf den heiligsten Schmerz, wie ein grimmiger Fluch, der sich in's Gebet mischt. Oft beobachtete ich die Armen, da saßen sie, und ihr müder Blick starrte vergebens nach einem Anhaltspunkte der Zerstreuung im weiten Meere, und wenn ihre Augen sich begegneten, schoß manchmal eine große Thräne hervor, und rollte unbemerkt über die fahle Wange herab. Diese eine Thräne war eine ergreifende Elegie, ein Thautropfen, der auf geknickte Rosen fällt, aber nicht mehr belebt,

sondern schneller noch zerstört. Manchmal versuchte ich sie zu trösten, es gelang mir nie, — manchmal war ein unheimliches Lächeln der Wittwe einzige Antwort, nichts hatte je in meinem Leben so schmerzlich mir das Herz durchschnitten, als dieses grauenvolle Lächeln, dieses Fieberzucken eines gefolterten Herzens, das mir gleichsam den Vorwurf entgegenrief: Fremdling, warum drängst du dich unberufen in das Heiligthum unseres Schmerzes, den du nicht begreifst, weil du nicht weißt, was wir verloren! —

Wenden wir uns ab von dem traurigen Bilde und fahren wir fort in der Charakteristik der Reisegesellschaft. — Von den Passagiers hatte einer keine Karte gelöst, er war ein Deutscher, obgleich er sich Toussaint nannte; als wir zu ihm kamen, begann er eine endlose Lamentation darüber, daß ihm von dem Schiffe noch im Hafen sein großer Koffer gestohlen worden sei. Möglich ist es gewesen, wahrscheinlich aber nicht, denn da jeder Passagier die Verpflichtung hat, sein Gepäck selbst zu überwachen, so kann eine Nachlässigkeit desselben leicht die Veranlassung eines Diebstahls kleinerer Effekten sein, keineswegs aber kann ein großer Koffer so leicht und unbemerkt weggeschafft werden, daß man es nicht sofort bemerkte. Der Deutsche blieb bei seiner Behauptung, und hatte unter anderen die liebenswürdige Freiheit, sich auf mich als Zeugen zu berufen, aus dem höchst einfachen Grunde, weil ich öfter an ihm vorübergegangen sei, und seine Klage über den Verlust gehört haben müsse. Nun ja, ich glaubte, mich erinnern zu können, daß er

lamentirt habe, aber ob er dazu gegründete Ursachen hatte, ist eine ganz andere Frage. Der Kapitän verlangte von ihm die Karte, da er doch unmöglicher Weise dieselbe in dem großen Koffer verwahrt haben könne.

„Das wohl nicht, aber ich hatte den größten Theil meiner Baarschaft in dem Koffer. Klingende Thaler und blanke Dukaten. Meine Herren! ich bin ein ehrlicher Mann!“ — so sprach zu wiederholten Malen der Deutsche, den der Kapitän fortan den ehrlichen Mann nannte. Da er keine Karte aufweisen konnte, sollte er baar zahlen, widrigen Falles ihn der Kapitän hätte zur Charge eines wirklichen Küchenjungen avanciren lassen. Um dieser Würde willen ist Niemand beneidenswerth, deßhalb kamen wirklich einige blanke Dukaten zum Vorschein, welche „der ehrliche Mann“ glücklicher Weise nicht dem verhängnißvollen Koffer anvertraut hatte; der Kapitän begnügte sich mit einer sehr mäßigen Summe, und der Passagier blieb fortan unangefochten. Er sah außerordentlich schlicht und einfach aus, und doch entwickelte er bei mehreren Gelegenheiten eine Gewandtheit und Umsicht, eine Gediegenheit des Urtheils, einen Grad von Belesenheit und literarischer Bildung, daß man darüber staunen mußte. Offenbar gehörte er den besseren Ständen an, und mochte Ursachen haben, in anspruchsloser Erscheinung sich zu zeigen. — Obzwar, wie es mir bald klar war, kein Fachgelehrter, weil er kein Stecken- oder Paradepferd der Wissenschaften zuritt, war er in vielen Fächern derselben bewandert,

und schien im Labyrinth deutscher Philosophie nicht geringe Entdeckungsreisen gemacht zu haben. Er suchte meinen Umgang, und ich hätte mich mit ihm auch wirklich gerne unterhalten, wenn ich nicht die beständige Ueberzeugung gehabt hätte, daß der Mensch ein Spitzbube sei. Daß aber auch ich selbst ein Opfer seiner Spitzbüberei werden sollte, wäre mir im Traum nicht eingefallen. Ich muß zu Nutz und Frommen der reisenden Menschheit den Vorfall etwas weitläufiger erzählen. Als wir in Havre angekommen waren, hatte der ehrliche Mann nichts Eiligeres zu thun, als sofort eine Schmähepistel gegen den Kapitän in der Zeitung zu veröffentlichen. Zwar hatte dieser ihn nicht sehr glimpflich behandelt, aber er hatte genügende Gründe dazu, und die Anschuldigungen waren jedenfalls stark übertrieben. Der Capitän belangte ihn gerichtlich, und der Ehrenmann hielt es für besser, sich in aller Eile zu entfernen. Ich hielt mich mehrere Tage in Rouen auf, um die Merkwürdigkeiten dieser altehrwürdigen Stadt in Augenschein zu nehmen und kam nach mancherlei Verzögerung endlich in Paris an. Der erste Bekannte, dem ich begegnete, war der Ehrenmann, der sich sofort an mich angeschlossen hätte, wenn ich nicht offenbare Zeichen der Abneigung gegen seine Gesellschaft gezeigt hätte.

Doch hatte ich das Unglück, mit dem Ehrenmanne sehr oft zusammenzutreffen; er besuchte mich im Hotel und erklärte mir zu meinem größten Vergnügen, daß er mich auf meiner Reise nach Straßburg begleiten werde. Ich hätte ihn gerne getäuscht,

aber er war zu pfiffig. Wie ich im Bahnhof mein Gepäck einschreiben lasse, siehe da — der Ehrenmann. Auffallend war es mir, daß er in Paris stets eine höchst elegante Kleidung trug und öfter von Obligationen sprach, die er bei Segmann einlösen wollte. Er ersuchte mich, eine derselben auszuzahlen; natürlich weigerte ich mich. Auf der Reise erschöpfte sich der Ehrenmann gegen mich in Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten; er gab mir öfters zu verstehen, daß er nicht so gar mittellos sei, ja er zeigte mir sogar endlich mehrere bairische Obligationen von nicht unbedeutendem Werthe und ersuchte mich, da es ihm an Baargeld sehr bald gebrach, um eine Aushilfe; in Augsburg hätte er bei Isidor Obermayer seine übrigen Gelder deponirt und werde mir mit Vergnügen Alles zurückstellen. Die Lage war für mich höchst unangenehm. In Nancy fiel es ihm ein, daß er unmöglich weiter reisen könnte, sondern in einer benachbarten Stadt, in Saarlouis, erst noch Nachrichten abwarten müßte, ob er denn überhaupt das bairische Gebiet betreten dürfte. Ich besah die Merkwürdigkeiten der Stadt, er begleitete mich, und als wir im Garten, der Kathedrale gegenüber, spazieren gingen, gestand er unter vielen Thränen, daß er ein Flüchtling sei, daß die Sehnsucht nach der Heimath ihn trotz aller Gefahr nach Deutschland gezogen habe, daß er Familienvater sei und früher eine schöne Anstellung gehabt habe. Ich ließ mich leider rühren, gab ihm das verlangte Geld, das ich selbst nothwendig brauchte, gegen einen Wechsel, den er im Gasthofe schrieb, und

schied unter tausend Segenswünschen, die er mir nachrief. Ich kam in Augsburg an, präsentirte bei J. O. meinen Wechsel, und überzeugte mich, daß ich famos betrogen war. Uebrigens geschah mir Recht, denn das hätte ich sehr leicht vorhersehen können. — Eine andere interessante Gestalt war ein Irländer, ein Misanthrop, der sich von Jedermann zurückzog und Jedermann zu fürchten schien. Stundenlang stand er mit verschränkten Armen, oft auch mit geschlossenen Augen beim Mast und schien in Gedanken vertieft. Oft ging er auf und ab, geneigten Hauptes, als ob die Last eines schweren Kummers ihn fast erdrücke, und murmelte leise, aber doch mit Leidenschaft, bald heiße Wünsche des Segens, bald wieder gräßliche Verwünschungen. Der Mann war mir ein Räthsel; welche Ursache mag wohl diese offenbare Zerrissenheit veranlaßt haben? Sein Gram hatte fast gar keine Schattirung der Wehmuth, sonst wäre er nicht so verschlossen und beharrlich boshaft geblieben. Mit seinen Reisegefährten sprach er kein Wort. Wenn ihn Jemand fragte, ob ihm Etwas fehle, gab er keine Antwort; er schien jedes Mitgefühl, jede Theilnahme für Spott, Hohn und Heuchelei zu halten. Was machte ihn wohl so mißtrauisch, was begründete wohl seinen Menschenhaß, sein Verzweifeln an der Menschlichkeit?

War er einer Intrigue zum Opfer gefallen? Hatte irgend ein Freund sein Vertrauen mißbraucht und am Heiligthum der Freundschaft gefrevelt? War es vielleicht das Weib seines Herzens, das durch Un-

treue sein Lebensglück zertrümmerte? War's ein ungerathenes Kind? Woher aber Gebet, Fluch und Segenswünsche, die abwechselnd auf seinen Lippen schwebten? Ich hatte durch mein Nachdenken, das die Neugierde veranlaßte, schon manche artige Skizze zu einem Romane zusammengestoppelt, aber jede derselben fiel wie ein Kartenhaus bei Beobachtung neuer Symptome am Verlauf der Geisteswirre des mysteriösen Fremdlings zusammen. Nur einmal schien er den Schleier des Geheimnisses, mit dem er geflissentlich seine Vergangenheit zu bedecken schien, ein wenig lüften zu wollen. Er ward seekrank und bekam so arge Anfälle des abscheulichen Uebels, daß mein Mitgefühl für ihn im höchsten Grade rege ward und ich mich ihm mit um so größerer Theilnahme näherte, als ich sah, daß er von Jedermann verlassen sei, woran er freilich ganz allein schuld war. Ich tröstete ihn, daß die Seekrankheit bald zur Krisis kommen werde, da wir ein sehr schönes Wetter zu erwarten hätten.

„Ich wußte, daß ich die Seekrankheit bekommen würde. — Ich war in Belgien — vergebens! In England, Schottland — vergebens! In Canada, in der nordamerikanischen Union — vergebens! Ich reise nach Frankreich — vielleicht auch vergebens! Die Seekrankheit habe ich immer gehabt, aber ich leide gerne, wenn nur mein Suchen und Forschen nicht vergebens ist." — So sprach er und brach plötzlich ab, als ob er sich selbst darüber grollte, daß er theilweise zum Verräther an seinem Geheimniß ge-

worden sei. Er hat mir seither nicht den geringsten Aufschluß gegeben. Wen suchte er wohl? Vermögen schien er keines zu besitzen, denn da er die Kost auf dem Schiffe nicht bezahlt hatte, so mußte er sich selbst verproviantiren, und man sah offenbar, daß er mit großer Noth kämpfte, aber er war zu stolz, als daß er die geringste Unterstützung angenommen hätte, obzwar ihm solche von mehreren Seiten und stets mit größter Freundlichkeit angetragen ward.

Ob er vielleicht wahnsinnig war? — Kurz, ich vermochte nicht das Geringste von ihm mehr zu erfahren, nur so viel, daß er, wie wir aus unserem Schiff nach der Douane gingen, um unsere Effekten daselbst deponirt zu sehen, sogleich in sehr reiner französischer Sprache den Zollrevisor bat, seine wenigen Effekten ohne Verzug zu visitiren, indem er sogleich abreisen müsse. Der bejahrte, schwächliche, durch die Leiden der Seekrankheit so sehr erschöpfte Mann gönnte sich also auch nicht einen Tag der Erholung und Rast nach einer langwierigen, beschwerlichen Seereise. Wahrlich, das zeigt von Energie und unaufhaltsamen Streben nach einem fixirten Ziel! Unter den übrigen Passagiers waren noch bemerkenswerth ein junger deutscher „Gelehrter", der in Folge der badischen Unruhen Deutschland verlassen hatte, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er die deutschen Skandale mit gutem Gewissen nicht länger mehr mit ansehen konnte, oder noch wahrscheinlicher aus der Ursache, weil er sich weder davon überzeugen konnte, daß es süß sei für das Vaterland auf verdientem Galgen zu bau-

meln, oder vielleicht, weil er eine unüberwindliche Antipathie gegen den Pulverdampf hatte. Es gab Anno 1848 sehr viele Patrioten, welche mit dieser Idiosyncrasie zu kämpfen hatten und den Streit zwischen Geist und Fleisch zu ihrem Heile dahin ausglichen, daß sie, um ihrer kostbaren Gesundheit nicht zu schaden, sich ziemlich weit vom Schauplatz der patriotischen Niederlagen und Schillinge entfernten. Die bestohlenen Landeskassen lieferten das Reisegeld, die Revolutionscomité's überdieß noch einen spärlichen Zehrpfennig; für seinen Patriotismus hatte sich jeder Held und Fanatiker für die Lebensversicherungsanstalten persönlich bezahlt gemacht, und so geschah es, daß man ganze Horden der politischen Heuschrecken an Amerika's gastlichen Gestaden ankommen sah. In der That, es war eine förmliche Völkerwanderung politischer Intelligenzen und mündiger, eigentlicher gesagt, maulfertiger Volkssouveränler, nach Amerika gezogen, unter ihnen auch der Privatdocent X., wahrscheinlich Docent ohne Auditorium — gibt es ja doch auch Minister ohne Portefeuille. Wie wird sich das Vaterland der ungeleckten Bären und der kulturlosen Urwälder freuen, einen deutschen Gelehrten zu gewinnen, ihm, dem undankbaren Deutschland zum Hohn, einen glänzenden Posten zu übergeben! Welch' eine neue glänzende Periode für die amerikanische Philosophie, wenn der Stolz der Hochschule zu Y. sich würdigt, sie unter seinen Schutz zu nehmen und ihr einen neuen Impuls zu geben. So mochte der sehr private Docent gedacht haben, als er mit dem küh-

nen Selbstbewußtsein des eigenen Werthes Amerika's Boden betrat; aber man erkannte nicht seinen großen Geist, er mußte sich mit dem Gedanken trösten, daß es sehr vielen großen Männern vor ihm auch so erging. X. besuchte sofort die großen Männer der Revolution, seine ehemaligen politischen Collegen, — aber Jene, die Etwas hatten, kannten ihn nicht mehr, wußten sich seiner höchstens sehr dunkel zu erinnern und die Andern, die eben so arm waren, wie er, pumpten ihn schon an bei der ersten Visite. Das war unausstehlich. X. schrieb für mehrere Lumpenblätter, wie z. B. die Schnellpost, den Demokrat, den freien deutschen Katholiken ꝛc.; er lobte Washington, Jefferson, Jackson und alle Amerikaner; er schimpfte maßlos über alle Souveräne, er röthelte in allen Schattirungen, aber es half Nichts; er kündigte Vorlesungen über die Revolutionsgeschichte an, das Entrée blos einen lumpigen halben Dollar, aber er hatte nur jene zu Zuhörern, denen er Freikarten gegeben, und selbst diese lachten ihn aus; er wollte Unterricht in der deutschen, englischen, lateinischen Sprache geben, selbst in der griechischen, von der er selbst Nichts verstand; er trug sich an als Professor der Philosophie, Philologie und sämmtlicher Naturwissenschaften an einer Hochschule oder Akademie, aber „man fürchtete seine Rivalität und Geistesüberlegenheit"; er wäre gerne Musikmeister geworden, aber er verstand Nichts von der Musik; er wollte Tanzmeister werden, aber er war noch nicht in den Geist der höheren Negerkammertänze eingedrungen. Gerne wäre der begei-

sterte Held für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit selbst Sklavenaufseher geworden, aber er hatte nicht Geld genug, um nach dem Süden zu reisen. Er hätte selbst Mopse und Papageien in Unterricht genommen, aber es schien, daß man daran zweifle, ob er die nöthigen Vorkenntnisse der Erziehungswissenschaft besitze. Zum Betteln auf noble Weise war er wohl nicht zu stolz, aber er bekam Nichts, und mußte, wie Karl Heinzen der Große, an der deutsch-amerikanischen Vernunft verzweifeln, die sich von den Flüchtlingen nicht aussäckeln ließ; zum Arbeiten war er ein klein wenig zu faul, er fühlte sich nur berufen mit seines Geistes überschwänglichem Reichthum die Menschheit zu bereichern, auf Kosten Anderer nobel und bequem zu leben und fett zu werden, zur Ehre seines deutsch-republikanischen Patriotismus und der Wissenschaft. Mit Geringschätzung blickte er auf die ehemaligen „Führer der deutschen Schilderhebung", deren Einer ein gemüthlicher Bummler und Bockbierbräuer, der Zweite ein Seifensieder, der Dritte ein Kellner, der Vierte ein Käsehändler, der Fünfte ein Bauer geworden war ꝛc.; aber sie verdienten sich ihr Brod, nährten sich redlich, unterstützten keine Müssiggänger und warfen dem Docenten die Thüre vor der Nase zu oder ihn selbst zur Thüre hinaus. X. hatte Scharfsinn genug, um sehr bald einzusehen, daß er im Lande des humbugs lebe; je toller die Marktschreierei und der Unsinn, um so praktischer und einträglicher.

X. verließ New-York und schlug in einem kleinen pennsylvanischen Städtchen, wo gerade von mehreren

der dort ansäßigen Doktoren (!!!) der Medizin (!!!) der homöopathische gestorben war, seinen Wohnsitz auf und begann als Heilkünstler seine Wirksamkeit, obgleich er von der Medizin gerade so viel verstand, wie die Raben vom Sanscrit. Hatte er ja doch „Hering's Handbuch“ und eine complette Hausapotheke aus dem Nachlaß des verewigten, um die Todtengräberwelt so hoch verdienten Vorgängers käuflich an sich gebracht; frech war er hinreichend, seine Suada war unvergleichlich, seine Gestalt und sein Benehmen waren sehr einnehmend, so konnte es ja nicht fehlen. Er hatte bald einen ziemlichen Ruf und viele Patienten, besonders weibliche. Er befand sich sehr wohl in seinem Berufe, von dem er früher nicht geträumt, und hätte sich fast bald selbst überredet, daß er nicht geringe Anlagen zur Medizin habe, da fiel ein Donnerschlag und ein unerwarteter Blitz aus dem wolkenlosen Himmel; die Arglist schlief nicht und der Brod- und Handwerksneid der anderen Herren Collegen hatte bald die Biographie des medizinischen Emporkömmlings ausgeschnüffelt und sehr bald stand in den zwei Lokalblättern des Städtchens die überraschende Nachricht, daß der gefeierte Doktor eigentlich gar kein Doktor, nicht einmal ein Chirurg, sondern absolut nichts weiter als ein Betrüger, ein jackass sei. Die demokratische Zeitung riß einige Witze, fügte aber gutmüthig hinzu, daß es genug Esel mit Diplomen gebe, und daß es besser sei, man werde von einem Esel ohne Diplom glücklich curirt, als von einem Esel mit Diplom frühzeitig aus der Welt geschafft;

die Whigzeitung, ihrem aristokratischen Charakter getreu, rümpfte die Nase über die Verblendung des Pöbels, faßte die alberne Geschichte vom humanistischen, national-ökonomischen und vom Standpunkt der Ehre auf und regalirte ihre Leser mit derlei Gesalbader in vier langen sehr würdig gehaltenen Leitartikeln. X. glaubte mit Grobheit Etwas ausrichten zu können — dieses Mittel ist in Amerika sonst sehr praktisch — aber weil selbst die Götter mit der Dummheit vergebens kämpfen, streckte er die Waffen. Freilich hätte er noch immer viele Patienten behalten, wenn diese allein gewußt hätten, daß er kein Doktor sei; aber so wußte es die ganze Stadt und die Blamage wäre doch zu groß gewesen, wenn man hätte sagen können: Dingsdas haben einen Hausarzt, der eigentlich kein Arzt ist! Man ließ ihn fallen, er schüttelte den Staub von seinen Schuhen und lenkte seine Schritte tiefer in's Land, wo man doch unmöglich wissen konnte, daß er kein Doktor der Medizin sei; aber ihn verfolgte das Mißgeschick, die Farmer waren zu derb für die Homöopathie; er wollte sich als Frauenarzt etabliren, ward aber auf eine höchst amerikanische Weise inaugurirt, nämlich durch die höchst ergreifende Ceremonie eines Cowhiding oder horsewhipping, die an ihm ein eifersüchtiger Ehemann auf eigene Kosten vornehmen ließ, d. h. er mußte sich durch ein Spalier, welches ihm zu Ehren eine Abtheilung von handfesten Knechten, die mit Ochsenziemern und Pferdepeitschen bewaffnet, und in ihren Liebkosungen ein wenig zu heftig waren, gewaltsam

Bahn brechen. Dieses wichtige Erlebniß entfremdete ihn der medizinischen Laufbahn für immer, und er setzte seine Pilgerreise fort, ohne zu wissen, was er eigentlich beginnen sollte. Zu halsbrecherischen Abentheuern hatte er keine Lust, so entschloß er sich denn wieder zur Charlatanerie, aber in einem andern Gewande. Er ward Wahrsager. In einer pennsylvanischen Fabrikstadt begann er zuerst seine Wirksamkeit und begründete seinen Ruf durch Mittel, wie wir sie in Bulwer's vatersuchendem Japhet von Aristodemus dem Großen, und Natée, der Zigeunerkönigin, angewendet finden. Unstreitig hatte X. Japhet gelesen. Der Docent sprach vollkommen englisch, der deutsche Accent störte seine Aussprache gar nicht, er sprach lateinisch und machte den Leuten weiß, daß er noch wenigstens ein Dutzend anderer theils ganz, theils halbtodter Sprachen spreche. Seine Praxis als Arzt hatte ihm genug eingetragen, so daß er ohne Erwerb einige Wochen im Gasthause leben, seine Vorbereitungen treffen und die Aufmerksamkeit des Publikums auf sein höchst seltsames Benehmen lenken konnte. Dabei war er bemüht, sich mit dem Stadtgeklatsch, mit den verschiedenen Familienangelegenheiten vertraut zu machen, wobei ihm der redselige Wirth sehr gute Dienste that, ohne daß er merkte, daß seine Calculationen und „notions“ später als Prophezeiungen paradiren werden. Diesem Schwätzer vertraute nun der Docent unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit an — dieß war nämlich das sicherste Mittel, die Neuigkeit schnell zu verbreiten, ohne kost-

spielige Inserate in der Zeitung — daß er ein sehr berühmter Wahrsager und Kartenaufschläger sei, und erzählte ihm Züge der intimsten Vertraulichkeit von Potentaten, mit denen er auf freundschaftlichstem Fuße gestanden; betheuerte, daß er schon im December 1847 Louis Philippe vor der Revolution gewarnt ꝛc. Der Wirth war außer sich vor Staunen; er bat den hochgeehrten Herrn Wahrsager, ihm sein Schicksal zu prophezeien und auch aus der Vergangenheit einzelne Züge aus seinem Leben anzuführen. Das kostete dem Docenten gar keine Mühe, denn er brauchte nur zu wiederholen, was der Redselige ihm so oft, fast zum Eckel erzählte; er prophezeite: daß nur ein Democrat bei der nächsten Wahl Präsident werden könne; ja er sagte mit Bestimmtheit vorher, daß der Wirth selbst Mayor der Stadt werden würde, aber erst in einigen Jahren. Eine solche Wahrsagung mußte den hoffärtigen Tölpel befriedigen; er lobte sich selbst, daß er den berühmtesten Astrologen und Kartenschläger Europa's auf die Probe gestellt und sich in eigener Person von dessen erhabenen Kenntnissen überzeugt habe; er gerirte sich zum Ergötzen seiner Bekannten schon als künftiger Bürgermeister mit aller Amtswürde; ihm entschlüpfte, wenn der Mayor in seiner Taverne einen Julepp, Whisky oder Appletoddy zu sich nahm, manchmal ganz unbewußt die vertrauliche Ansprache: Collega! und er hielt es für seine heilige Pflicht, allen Nachbarn und Freunden im Vertrauen mitzutheilen, was für einen großen Mann zu beherbergen er die Ehre habe. Der Aberglaube und

die Neugierde sind zwei amerikanische Nationaltugenden, deßhalb hatte X. einen bedeutenden Zuspruch und nahm Geld genug ein. Wenn meine Leser daran zweifeln wollten, daß dieß überhaupt im aufgeklärten Amerika möglich sei, so muß ich sie auf alle bedeutendern amerikanischen Journale und die in denselben enthaltenen Inserate von Wahrsagern, Propheten, Astrologen, Chyromanten, Nekromanten und Kartenaufschlägerinnen verweisen.

Es würde mich jedenfalls zu weit führen, wenn ich die verschiedenen Abentheuer des Docenten und die sonst sehr amüsanten Details seiner Carriere weitläufiger erzählen wollte, kurz er hatte den Grundsatz: Mundus vult decipi, ergo decipiatur — die Welt, die will betrogen sein; betrügst du, mach' es ja nicht fein — sehr praktisch in verschiedenartigster Richtung durchgeführt. Endlich ward er in einer großen Fabrik, deren Chef ein Deutscher ist, als Buchführer und Cassier angestellt. Der Fabriksinhaber war gewiß kein Pessimist; ich für meinen Theil würde meine Casse selbst im Zustand der entschiedensten Ebbe keinem badischen Patrioten von 1848—49 anvertraut haben, noch weniger aber einem Pseudohomöopathen und Pseudowahrsager, — den deutschen Republikanern sind in Betreff der Geldkassen manchmal gewisse Menschlichkeiten passirt. Glücklicher Weise war der Docent nur theoretischer Communist, wenigstens in Amerika; denn das konnte man beiläufig daraus ersehen, daß er in der zweiten Cajüte reiste. Sein Grundsatz war: Reichthum ist keine Tugend. Unbe-

streitbar hatte er Recht und schien in dieser Beziehung ziemlich tugendhaft zu sein. Seine sonst ziemlich gute Stellung hatte er aufgegeben, weil ihm das bloße mechanische Manipuliren nicht angenehm war. Freilich Lobgedichte auf die deutsche Freiheit und auf Robert Blum konnte er nicht in's Scondo oder Saldo schreiben. Auch er bekam das Heimweh und machte sich auf die Reise. Der Mensch mußte ein felsenfestes Vertrauen auf die Güte und Milde der Regierung oder auf die Lumpigkeit der Geschwornengerichte haben, wenn Alles Wahrheit war, was er von seinen Heldenthaten erzählte. Uebrigens war der Held nicht selten besoffen, und in solchen lichtvollen Augenblicken gab er die hier mitgetheilten Bruchstücke aus seinem Leben zum Besten; von seiner amerikanischen Wirksamkeit hätte er füglich schweigen können, aber er war stolz darauf, daß es ihm gelungen war, in so eclatanter Weise das alberne Volk der Yankee's zu betrügen; es fehlte wenig, so hätte Bobs Patriotismus bei einer solchen Gelegenheit sich durch schlagende Gegenbeweise manifestirt.

Die anderen Passagiers waren gewöhnliche Gestalten; mit Ausnahme von zwei jungen Franzosen war keiner derselben bemerkenswerth. Der Aeltere hatte ein sehr feines Benehmen, schien sehr gewandt, conversirte leicht, — ich fiel wie aus den Wolken, als ich hörte, daß der junge Mann einem Stande angehöre, bei dessen Adepten man die eben genannten Eigenschaften nicht zu erwarten pflegt — der junge Mann war nämlich Fleischhackergeselle. Ein Muster

von Rührigkeit, Galanterie und Gefälligkeit war sein jüngerer Landsmann, ein sehr geschickter Lithograph, dessen schöne Arbeiten ich Gelegenheit hatte, schon in Amerika zu bewundern. Mit den zwei jungen sehr bescheidenen Leuten konnte man sich sehr gut unterhalten. — Ich habe diese kurzen Charakterskizzen, die ich freilich erst im Verlaufe der Reise sammeln konnte, sogleich hier mitgetheilt, daß man mit der Gesellschaft gleich etwas besser bekannt sei. — Der Kapitän hatte sein Geschäft beendigt und wir kehrten in unsere Cajüte zurück. Unsere Gesellschaft war klein, aber höchst interessant. Vorerst eine spanische Gräfin von sehr aristokratischer Haltung, mit einem anfänglich höchst seltsamen Benehmen, das ich mir aber später schon zu erklären wußte. Die Dame sprach nur spanisch, französisch sprach sie wenig und stets ängstlich und befangen. Die Donna konnte beiläufig dreißig Jahre alt sein und hätte mit ihrer Gestalt und dem ihr eigenthümlichen majestätischen Wesen keiner Königin Schande gemacht. Der Kapitän wollte — um nur Eines anzuführen — ihr einmal eine recht große Artigkeit sagen und wählte zum Gegenstand des Complimentes ihre herrlichen Zähne. „Madam!“ sagte er mit Begeisterung, „ihre Zähne allein sind hunderttausend Dollars werth.“ Natürlich war ein schallendes Gelächter aller Anwesenden die Antwort auf diesen Herzenserguß des für gewöhnlich nichts weniger als galanten Seemanns. Unsern Kapitän begeistert zu sehen, war ein Schauspiel, das selbst Seekranke lachen machen mußte. — Die zweite Dame — um

dem amerikanischen Gebrauche treu zu bleiben, denn man sagt nicht: Meine Herren und Damen! sondern: Ladies and gentlemen! — war eine Südamerikanerin, ein Mädchen von beiläufig siebzehn Jahren, groß, zart und schlank. Ihr dunkler Teint ward durch rabenschwarzes Haar, das in zwei langen mit hellfärbigen Bändern durchflochtenen Zöpfen tief herabfiel, und durch ein südlich schwarzes, brennend leidenschaftliches Auge noch auffallender hervorgehoben, ohne im mindesten unangenehm zu sein. Als ich die junge Dame zum ersten Male sah, trug sie ein Reisekleid mit kleiner Schleppe, einen Strohhut mit sehr weitem Rand, rauchte eine Papiercigarette und spielte mit einem kleinen Seidenhündchen. Ihr Papa begleitete sie; er war in seiner äußern Erscheinung ebenso auffallend wie seine Tochter. Sein Gesicht war mehr gelb, sein Auge kleiner, aber im Ganzen war die Aehnlichkeit zwischen Beiden höchst auffallend. Der Vater liebte sein Kind außerordentlich; noch nie ist mir im Leben eine gleiche wechselseitige Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit vorgekommen. Eine junge Dame begleitete sie, es schien in der Eigenschaft eines Kammermädchens, obgleich man keine Unterordnung bemerkte; für eine Gesellschafterin hingegen hatte sie offenbar zu wenig Bildung — oder war es Schüchternheit?

Nun schüchtern war gerade die junge Dame nicht, obgleich sie nie den Anstand verletzte, ja gerade im Gegentheil, das feinste Zartgefühl für Etiquette zu besitzen schien, denn weder die drei jungen Amerikaner, noch auch die Französin entgingen ihren Straf-

exhorten, die ersteren, weil sie ihr selbst den Hof machten, gerade aber nur um sie zu foppen, wie es später herauskam, die letztere, weil sie sich höchst frei benahm.

Die drei jungen Amerikaner waren merkwürdige Käuze, Bob, Willy und John. Alle drei waren sehr reich, alle machten eine Lustreise, die erste grand tour, alle drei waren Kaufleute oder eigentlich Rentiers, alle suchten sich Bräute in Frankreich, und alle waren obgleich Republikaner, dennoch Geld- und Namenaristokraten, die sich nicht wenig darauf einbildeten, daß sie den ersten Familien Nordamerikas angehörten. Ein reicher Pflanzer, ein Mensch ohne Spur von menschlicher Bildung, so recht geschaffen, ein Sclavenhändler zu sein, ein derber, grober, stämmiger Kerl, der sich so herausfordernd stolz benahm, als wären auch wir verpflichtet, ihm, dem Parvenu, der durch Gemeinheit und widrige Spekulation sich zu bedeutendem Vermögen geholfen, die Honeurs zu machen. Er stinkt den ganzen Tag von Cognac, er ist im nüchternen Zustand eben so wenig Mensch, wie im berauschten, sein Blick ist unausstehlich, denn er scheint Jedermann zu mustern, wie Sclaven, die er kaufen will, so lautete das Urtheil der feingebildeten Spanierin über ihn, und obgleich es keineswegs schmeichelhaft war, so konnte man seine Richtigkeit nicht in Abrede stellen. Da ich in meinem Tagebuch Menschen und Thatsachen ganz nach der Natur schilderte, und die mangelhaften Skizzirungen auch hier naturgetreu wiedergebe, so wird man manchen Ausdruck verzeihen müssen, welcher nicht zart genug klingt.

Der letzte nach Tisch- und Zimmernummer, war ein französischer Kapitän, der aus Californien nach Frankreich zurückkehrte. Er war mit einem schönen Schiff, kühnen Hoffnungen und vielen Passagiers nach dem gelobten Land der Gegenwart gepilgert, und kehrte ohne Schiff, arm und sehr niedergeschlagen in seine Heimat zurück. Schwere Schicksalsschläge hatten ihn getroffen, aber seine biedere, treuherzige, freundliche Natur verläugnete sich nicht, und oft ergötzte er uns mit seinem trefflichen Humor, mit dem er sein eigenes Unglück persifflirte, und köstliche Satyren auf sich selbst und die Menschheit im allgemeinen zum Besten gab. — Solche Elemente, mich, einen kränklichen, etwas von Hypochondrie angesteckten Dichterling und Sonderling, nebstbei gelegenheitlichen Touristen und ausnahmsweise, sehr ausnahmsweise, Stubengelehrten mit inbegriffen, bildeten unsere Gesellschaft. An Abwechslung und pikanten Notizen konnte es da nicht fehlen, und ich freute mich schon beim ersten Anblick meiner Reisegefährten, daß es mir gelingen würde, aus deren Mittheilungen und Erlebnissen den Honig (vulgo Stoff) zu einigen bändereichen Romanen zu saugen, freilich war der Vorrath an Süssigkeit am Ende der Reise gerade genügend, um eine anständige Quantität von Essig zu fabriziren.

Auf dem Meere sind Bekanntschaften außerordentlich schnell gemacht. „Und nichts ist natürlicher," pflegte der grobe Menschenfleischhändler, den wir fortan Bully nennen wollen, zu sagen, „wenn man zwei Pferde in einen Stall sperrt, oder ein

Dutzend Spitzbuben in denselben Kerker, so sind sie bald Kameraden, und," fügte er mit Emphase hinzu, „die Schwarzen, diese verteufelten Niggers! einen bringt man aus Missouri, den zweiten aus Virginia, den dritten aus Carolina, den vierten aus Louisiana, der fünfte ist real imported aus Afrika, aber es dauert nicht lange, so bilden sie eine Bande, und man kann sie nur mit Noth überwachen, — darum Gentlemen, ist es auch kein Wunder, daß wir so bald bekannt wären, als hätten wir auf derselben Farm oder im Urwald mit einander gehaust." — „Das scheint auch selbst auf die Thiere Bezug zu haben, versetzte Willy, denn ich sah deutlich, daß Euch die Kuh auf dem Schiff heut Morgens so freundlich angelächelt, als kenne sie Euch schon lange, und als hättet Ihr mit dem guten Thier aus einer Krippe gefressen." Bully bemerkte diese ultragrobe Stichelei nicht, was ein glänzendes Zeugniß für die Schärfe seiner Verstandeskräfte war.

Dem ersten Diner, das wir um 5 Uhr bekamen, thaten wir alle Ehre an, Bully war auch in dieser Beziehung groß, er kostete zwar nur von den Speisen, wie er sagte, weil er sich den Tag zuvor den Magen überladen habe, aber selbst dieses Kosten war verhängnißvoll, und ich nahm von diesem glänzenden Debüt Veranlassung, den Kapitän bei der Tafel zu fragen, auf wie lange Zeit sein Schiff verproviantirt sei. — Auf wenigstens 3 Monate, war seine Antwort.

„Da können wir schon tüchtig dreinhauen," erklärte

Bully, und nahm unser helllautes Gelächter für eine offenbare Ovation, die seinem feinen Witz gebühre. Dieser Mensch war uns Allen zuwider, und gemeinsame Abneigung vereinigte uns bald zu einem gemeinsamen Complott!

Das Wetter ward gegen Abend höchst unangenehm, die sonst höchst animirte Gesellschaft ward einsilbig, der Stewart hatte alle blechernen Spucknäpfe in Bereitschaft, denn die Seekrankheit meldete sich, und fing an zu regieren. — Glücklich ist, wer wie ich, auf Seereisen nie dieser ekelhaften Tyrannin zum Opfer fällt. Ich hatte bereits Proben genug bestanden, und war aus jedem Rigorosum sehr glücklich hervorgegangen, aber der Anblick der Seekranken war mir im höchsten Grad zuwider, und machte mich immer selbst fast krank.

Die Seekrankheit ist ein höchst unangenehmer, physisch und psychisch sehr wehleidiger Zustand. Weltschmerzelei, Abspannung, beständiger Ekel, Cholera, Misanthropie, Kleinmuth, Widerwillen gegen Jedermann, auch gegen sich selbst, Geistesstumpfheit, kurz ein Gebundensein aller Geistes- und Leibeskräfte, ein Zersetzungsproceß jeglicher Energie und Fantasie, sind Aeußerungen dieses abscheulichen Uebels. Ich habe mancherlei Gegenmittel gegen die Seekrankheit rühmen gehört; eines derselben habe ich angewendet, und zwar stets mit Erfolg, freilich kann ich meinem Freund John nicht ganz Unrecht geben, wenn er sagt, es habe „ziemlich starke Aehnlichkeit mit einer Roßkur,“ denn es besteht darin, daß man mit einer breiten Binde

den Leib in der Magengegend fest zuschnürt, und das Band nur dann lockert, wenn das Meer ganz ruhig ist. Im Anfang ist es freilich ziemlich lästig, aber man gewöhnt dieß Korsett schon am zweiten Tage.

Die junge Südamerikanerin ward zuerst von der Seekrankheit ergriffen, bald nach ihr die Gräfin. Bully, der ihrer schlechten Mägen spottete, und auf die Fassungskraft des seinigen zu sehr frevelte, erlag ebenfalls sehr bald, und war im höchsten Grade trostlos, wenn er die Speiseglocke hörte, und ohnmächtig mit der Krankheit ringend, mit einer faden Limonade sich begnügen mußte. Ich glaube, daß er es mir selbst im Tode nicht verzeih'n wird, daß ich nicht auch die Seekrankheit bekam. Der französische Kapitän und ich in der ersten, die Französin und der gebildete Fleischergeselle in der zweiten Kajüte waren die einzigen, welche von dem Uebel verschont blieben. Bully's riesige Natur kämpfte sich gegen den ersten Anfall der Krankheit siegreich durch, der Duft einer Hammelkeule beschleunigte die Krisis, er suchte mit Gewalt einzuholen, was er versäumte, er war als Gastronom groß an diesem denkwürdigen Tage, den er mit einem imposanten Rausch, zur Feier seiner Wiedergenesung beschloß; aber selbst Bully hatte ein Verhängniß, und ehe Mitternacht kam, hörte ich ihn schon wieder ächzen und stöhnen. Drei Tage noch mußte er büßen, aber wahrlich, der Kapitän ersparte nichts dabei, denn Bully war beim Essen groß in seiner Rache, und sein Kameelmagen war in wenig Tagen wieder ein Proviantmagazin. Unser Schiff

sah aus, als wäre das gelbe Fieber oder die Pest auf demselben ausgebrochen, wo man hinsah, lag ein Kranker. Der Vater der Südamerikanerin erholte sich zuerst, seine moralische Kraft siegte über das Uebel. Seine unbegränzte Liebe zur Tochter ließ ihn nicht ruh'n, stets ward er von der Angst gepeinigt, daß ihr etwas mangeln könnte, daß Fremde, Miethlinge sie nicht so zärtlich pflegen würden, wie der eigene Vater. Er ermannte sich, aber diese seine Selbstüberwindung hatte nur zur Folge, daß der Keim irgend einer Krankheit sich vielleicht für immer in seinem Herzen festwurzelte, denn sein Ausseh'n ward täglich mehr erdfahl, sein Gesicht bekam immer mehr und augenscheinlicher eine Leichenfarbe. Da saß er oft, wenn seine Tochter, ein liebes Kind, auf dem Verdeck auf ihrer Ottomane lag, stundenlang neben ihr, er errieth jeden ihrer Wünsche, und erfüllte jeden derselben nach Möglichkeit; und wenn sie später ihm mit Begleitung der Mandoline ein Liedchen sang, da war er überglücklich, und sein Auge ruhte mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit und Wehmuth auf ihr. — Wehmuth, — Besorgniß? — warum? so fragte ich mich selbst zu wiederholten Malen, bis er mir selbst das Räthsel löste. Er hatte keine Ruhe, er mußte Jemandem seine Angst anvertrauen, er wählte mich. — Er war in Genua geboren, der Banquerott eines großen Handlungshauses veranlaßte auch das Falliment der Firma seines Vaters. Der alte Großhändler ward vom Schlag getroffen, und lebte nur noch drei Tage, nachdem er die Unglücks-

botschaft erhalten. Aus den Trümmern des bedeutenden Vermögens rettete sein Sohn nur so viel, um seine Schwester in einem Kloster unterzubringen, für drei Jahre das Kostgeld für sie zu bezahlen, ein kleines Kapital in die Hände der Oberin zu deponiren, und selbst nach Amerika auszuwandern. Es gelang dem höchst geschickten und betriebsamen jungen Mann, in einem großen Handlungshaus angestellt zu werden. Der Chef des Hauses gewann ihn lieb, und übergab ihm einen Zweig des Geschäftes zur selbstständigen Leitung.

Das in ihn gesetzte Vertrauen konnte Niemand besser lohnen als er. Der Gunst des Chefs hatte er bereits ein nicht unansehnliches Kapital zu verdanken, eine glückliche Spekulation verdoppelte es in einem Jahre, der Kaufmann nahm nun den jungen Genuesen, der ihm so wesentliche Dienste erwiesen, zum Compagnon, in sein höchst rentables Geschäft und sah es sehr gerne, daß sich zwischen dem betriebsamen jungen Mann und seiner einzigen Tochter ein zärtliches Verhältniß entspann. Weit entfernt, die Verbindung der beiden Liebenden zu hindern, beschleunigte sie vielmehr der Greis, gleich als hätte er eine Ahnung von seinem baldigen Tod, und wünsche sein einziges Kind unter dem Schutz eines Biedermannes zu sehen. — Wenige Monate nach ihrer Vermählung starb der Alte, er hatte seinen Schwiegersohn zum Universalerben eingesetzt, denn er kannte sein Herz. Die junge Gattin war tief gebeugt unter der Last des Schmerzes, und um sie zu zerstreuen, machte ihr

Gemahl mit ihr eine Reise nach Europa. In seiner Vaterstadt angekommen, vernahm er, daß seine Schwester vor wenigen Wochen den Schleier genommen, er flog zu ihr und freute sich, sie so vollkommen glücklich zu seh'n. Die beständige Kränklichkeit seiner Gattin machte ihn besorgt, er kehrte bald in ihre Heimath zurück. Da ward sein sehnlichster Wunsch erfüllt, ihr Liebesbund ward mit einem Töchterchen gesegnet, aber die Mutter starb, wenige Tage nach der Entbindung. Durch ein volles Jahr blieb der Schmerz des Wittwers so heftig, daß er vorerst einem hitzigen Fieber erlag und dann noch zu wiederholten Malen der tiefsten Melancholie, die an Wahnsinn gränzte, zum Opfer ward.

Die Zeit goß lindernden Balsam in seine Herzenswunden, war ihm ja doch noch ein theueres Wesen geblieben, das er mit der Fülle der Zärtlichkeit lieben konnte, war ja doch Alba, oder wie er sie manchmal, wenn er mit Fremden redete, nannte — „Dolores", das treue Ebenbild des Weibes, das er so sehr geliebt. Er war reich und gab seinem Kinde die glänzendste Erziehung. Jeder ihrer Wünsche ward erfüllt, der Vater fühlte sich glücklich, wenn er seinem Abgott eine Freude bereiten konnte. Alba wuchs schnell heran, früh entwickelt, wie alle Mädchen des Südens, war sie schon in ihrem vierzehnten Jahr ein vollendetes Bild südamerikanischer Schönheit, und überstrahlte mit dem Glanze ihrer Reize und ihrer Bildung alle ihre jugendlichen Freundinen. Natürlich war es unter solchen Umständen, daß sie von jungen

Männern umschwärmt wurde, da sie ja in jeder Beziehung eine ausgezeichnete Partie war. Dem liebenden Vater war eine Verbindung seiner Tochter mit einem Mann, der sie zärtlich lieben würde, sehr erwünscht, und darum freute es ihn sehr, als er ihre erwachende und immer lebhaftere Neigung für den Sohn eines seiner besten Freunde bemerkte. Die jungen Leute schienen ganz für einander geschaffen, beide jung, beide vortrefflich erzogen, beide gleich begeistert für die Kunst — konnten sie einander wechselseitig nur beglücken, — die Einwilligung beider Väter machte sie unbeschreiblich glücklich, und das Jahr, welches zwischen ihrer Verlobung und Vermählung verfließen sollte, schien ihnen endlos, — aber ihnen war dieses Glück nicht beschieden! — Der zärtlich besorgte Vater bemerkte mit ängstlicher Bangigkeit eine betrübende Veränderung, die er sich nicht zu erklären wußte, in der ganzen Erscheinung seiner Tochter. — Alba, gerade in der Blüthenperiode der Entwicklung, war die Erbin aller Reize ihrer Mutter, — aber leider auch des Wurmes, der an den Blüthenknospen ihrer Schönheit nagte, — ein schwaches unbedeutendes Hüsteln verrieth von Leiden, dessen Gefahr dem beobachtenden Auge des Arztes nicht entging; er rieth dem zärtlich besorgten Vater, mit ihr eine längere Seereise zu unternehmen, und eine Zeit lang, wenigstens den Herbst und Winter mit ihr unter Italiens milderm Himmel zuzubringen. Alba hatte von der Gefährlichkeit ihres Leidens keine Ahnung, mit kindischer Freude traf sie alle Vorbe-

reitungen zur Reise, nahm Abschied von dem Geliebten, der ihres Vaters Geschäfte leitete, und jubelte, als sie die Versicherung erhielt, daß gleich nach ihrer Rückkehr die Vermählung stattfinden sollte; vom eigentlichen Zweck der Reise hatte das arme Kind keine Ahnung. Sie war so überaus glücklich, so lebensfroh, — wie hätte sie an das Sterben denken können?!

Als sie auf unser Schiff kam, bemerkte irgend Jemand — ich erinnere mich nicht mehr, wer es war, daß das Fräulein hektisch sei. Es war so, die verrätherischen hektischen Rosen, die auf ihren Wangen blühten, die ätherische Gestalt, die krankhaft durchscheinenden Nerven und Aderfädchen, das beständige Hüsteln zeigten, daß die Krankheit sehr rasche Fortschritte gemacht habe. Die zärtliche Besorgniß des bedauerungswürdigen Vaters, der seinen Schmerz vor ihr nur mit Mühe verbarg, war grenzenlos. Wie oft fragte er mich, ob seine Tochter nicht heute viel besser aussehe, als gestern, wie gerne tröstete ich ihn! — Das schlimmste Zeichen schien mir aber, daß der Arzt ihr weder die Cigarren, noch den Gesang verbot. Wie mußte es jedem, der ihr Loos kannte, das Herz durchschneiden, wenn er sie fröhlich singen oder lachen hörte! Es ist nicht denkbar, daß das arme Kind noch lebt, wie bitter muß ihr die Enttäuschung gewesen sein, als sie ein so junges Leben schließen sollte, das ihr Freuden, Vergnügen und jede Annehmlichkeit des Reichthums bot! — Und der arme Vater, der beklagenswerthe Bräutigam! — Doch jetzt sei es auch endlich einmal genug, ich verirre mich so oft in Schil-

derungen trauriger Schicksale, daß ich in der That fürchten muß, meine Leser zu ermüden. — Die Seekrankheit äußert sich — um mich eines sehr trivialen Vergleiches zu bedienen, so verschiedenartig in den einzelnen Individuen, wie der Rausch, mit der einzigen Ausnahme, daß sie nicht leicht Jemanden fröhlich stimmt, denn der Engländer (in jeder Beziehung ein Unicum), mit welchem ich einst das Vergnügen hatte, von Ostende nach Dover zu reisen, war jedenfalls eine sehr merkwürdige Abnormität, indem er die größte Freude darüber hatte, daß er die heftigsten Anfälle der Seekrankheit bekam, weil, wie er sich mit außerordentlicher Befriedigung und Selbstgefälligkeit äußerte, ihm diese Erfahrung darum höchst angenehm sei, weil er sich nicht mehr auf fremde Schilderungen verlassen müsse, sondern aus den eigenen Erlebnissen berichten könne, was eigentlich an der Seekrankheit sei. Aecht englisch! Das leidige Uebel grassirte in sehr hohem Grade auf unserm Schiff; zu meiner Schande sei es gesagt, daß ich mich sehr darüber ärgerte, daß Bully nicht mehr unter der Zahl der Opfer war. Er rieb sich bei Tisch immer vergnügt die Hände, lobte seine höchst glückliche Constitution, und meinte, daß wir eine sehr schwierige Aufgabe hätten, wenn wir die Portionen der Kranken alle aufzehren sollten. Doch that der Ehrenmann sein Möglichstes. Endlich aber, nachdem er die armen Patienten weidlich verspottet, für die er bei Tisch so tapfer gefochten, nachdem er es ganz unbegreiflich gefunden, wie man einen gar so schwachen Magen und so wenig Courage haben könne,

ihn ernstlich unter eigenes Commando und Dienstbarkeit zu bekommen, kam die Reihe abermals und zwar noch stärker als früher an ihn, — die Seekrankheit bemeisterte ihn abermals vollkommen, und er hatte, wie alle corpulenten Leute, furchtbar viel von ihr zu leiden. Je mehr er früher bramarbasirt und sich über Andere lustig gemacht hatte, um so kleinlauter war er jetzt, und sein Winseln und Lamento hatte kein Ende. Jeden Augenblick glaubte er sein letztes Stündlein nahe, und verwünschte seine Reise und die Gewinnsucht, die ihn zu derselben veranlaßte, denn, wie er im höchsten Aerger, beim schmählichsten Katzenjammer gestand, fuhr er über das weite Weltmeer, um in Frankreich ein sehr gutes Geschäft in Tabak zu machen. Freund John, der von der Seekrankheit heftig hergenommen war, aber sich sehr bald erholt hatte, mußte von Bully sehr viel leiden, der sich über seine „Weibernatur" stets lustig gemacht hatte, jetzt war die Zeit der Wiedervergeltung gekommen, John ließ sie nicht unbenützt vorüber gehen, sondern machte sich ein Vergnügen daraus, den Leidenden arg zu foppen und zu quälen. Edel gehandelt war das zwar nicht, aber es hatte doch den guten Erfolg, daß Bully wenigstens eine kurze Zeit bescheidener ward.

Bob war noch immer krank, er riß die ganze Zeit schlechte Witze über sich selbst, und verlor nur dann seinen unverwüstlichen guten Humor, wenn die Krankheit ihn etwas zu heftig packte. Willy bewies zum ersten Male in seinem Leben, daß er sogar halbe

Tage lang melancholisch sein könne, ja er hatte selbst Anfälle von Spleen und Weltschmerzelei, welche im practischen, spekulativen Lande jenseits des großen Meeres seltene Erscheinungen sind. — Bob erwartete gar, daß Willy in diesem Zustand katzenjämmerlicher Schwermuth auf den tollen Einfall kommen könnte, Gedichte zu machen, aber er hatte sich schwer verrechnet, — so weit war es mit „poor Willie" noch nicht gekommen. — Die spanische Donna, obgleich eine zart erzogene Aristokratin, wußte sich merkwürdiger Weise sehr zu beherrschen und ihrer Natur Gewalt anzuthun. Trotz der heftigsten Anfälle, die sie vom Seeübel zu leiden hatte, sah man sie doch beständig auf dem Verdeck. Ihre Selbstbeherrschung, ich möchte sagen, die Kraft ihres Willens brach die Macht der Krankheit, sie wollte nicht krank sein, und sie blieb es auch nicht lange. Zur Ehre sei es ihr nachgesagt, daß sie mit vieler Aufmerksamkeit und liebevollstem Zartgefühl die junge Südamerikanerin pflegte, und deren armen Vater durch ihre lebhafte Theilnahme außerordentlich tröstete. Ihr Scharfblick hatte sogleich die Lage des Vaters, das traurige Loos der Tochter durchblickt, und ohne im mindesten zu verrathen, was sie wußte, pflegte sie die doppelt Leidende mit jenem feinen wohlthuenden Takt, der gebildeten, zartfühlenden Frauen, in ihrer Eigenschaft als Trösterinen und Krankenwärterinen, einen so edlen, hehren Charakter gibt, daß man glauben sollte, die Religion präge ihrer Nächstenliebe jenen Stempel der Gottesweihe und des unverkennbaren Segens auf,

den wir an den barmherzigen Schwestern zu bewundern genöthigt sind. Und dabei konnte sie fröhlich, ja — in nördlichern Gegenden würde man sagen — auch ausgelassen lustig sein. Eine seltsamere Mischung von Temperamenten und Neigungen ist mir in meinem vielbewegten Leben noch nicht vorgekommen, als an jener Dame. Ein tiefes Gefühl, eine aufrichtige Begeisterung für alles Edle und Schöne, ein reiner, höchst geläuterter Geschmack, ein klares Verständniß der Kunst in ihren mannigfaltigen Aeußerungen, eine erhabene Weltanschauung, eine kindliche Religiosität, eine zarte Theilnahme an dem Schicksal eines jeden Leidenden, dann wieder eine Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, die sie manchmal zu ihrer nachmaligen größten Betrübniß selbst über die Gränzen des gewöhnlichen Anstandes, ja sogar zu gemeinen Ausbrüchen des Zornes hinriß, daß sie z. B. einmal die herrliche Tasse, in welcher ihr Kammermädchen ihr Thee brachte, aus Zorn darüber, daß dieser nicht heiß genug war, in's Meer warf, die Zofe in sehr gemeinen Ausdrücken schimpfte, ja sogar körperlich mißhandelte, bildete eine seltsame Charaktermischung! Freilich bat sie das beschämte und tief gekränkte Mädchen, wie sie mir nachher selbst erzählte, heimlich um Vergebung, beschenkte es, entschuldigte sich vor den Zeugen ihrer leidenschaftlichen Handlungsweise, würde aber vielleicht im nämlichen Augenblicke gerade desselben Fehlers sich schuldig gemacht haben, wenn dieselbe Veranlassung vorgekommen wäre. — Das ist ein Fehler meiner Erziehung, sagte sie einmal, sich glei-

cher Heftigkeit wegen entschuldigend, zu mir, meine Eltern behandelten mich als ihren Abgott, als ihren Augapfel, ich beherrschte sie vollends, denn mein Wille war Hausgesetz, mein Gatte liebt mich mehr, als ich es verdiene, er ist zu nachsichtig, und ohne daß ich es will, richtet auch er sich fügsam nach meiner Laune. Glauben Sie mir, es gibt für ein Weib kein größeres Glück, als den Gehorsam, d. h. die Ueberzeugung, daß dieser so naturgemäße Gehorsam wirklich Pflicht, und ihre Erfüllung des Weibes Himmel sei. — Herrschen ist süß, ja; willig gehorchen mag aber noch süßer sein; — der Epheu hat nicht die Bestimmung, ein Baum zu werden — das Weib soll nicht herrschen, aber mir fehlt es an Gelegenheit, mich im Gehorsam zu üben. Ich habe die Grille gehabt, nach Amerika zu reisen — es ist meine Heimath, — ich konnte mein Verlangen stillen, ohne auf den geringsten Widerstand Seitens meines Mannes zu stossen, der sich glücklich fühlt, jeden meiner Wünsche zu erfüllen. Ich bestand mit Heftigkeit auf meinem Vorhaben, und ich setzte es durch. Die Aussicht auf eine so lange Trennung war mir höchst zuwider, denn mein Mann ist so gut, und hängt an mir mit einer Zärtlichkeit, die um so bewunderungswürdiger ist, je weniger ich sie verdiene, — ich habe ihm durch meine Reise, die durchaus nicht nothwendig war, gewiß sehr vielen Kummer gemacht, — ich glaube fast, daß ich diesen Einfall nur deßhalb äußerte, um Widerspruch zu finden und endlich einmal zu gehorchen, aber mir blieb mein Wille, und ich hab mich schon genug dar-

über geärgert. — Ich bin nun schon so ein verwöhntes Kind! — Aber seh'n Sie, was für eine Ironie eine solche Entschuldigung auf die Charakterfestigkeit ist, auf die ich mir sonst so viel zu Gute thue! Da entschuldige ich meine Fehler mit den Mängeln meiner Erziehung und mit der nachsichtigen Güte meines Mannes, wie wenn das Menschenherz durch die Erziehung oder durch Umstände eine so feste Gestalt bekäme, daß man sie nicht mehr verändern könnte. Ist es nicht der größte Triumph der Charakterstärke, eingewurzelte Fehler, die uns obendrein der Gesellschaft unleidlich machen, abzulegen, und so zu werden, wie richtige Einsicht und Erkenntniß zu sein uns befiehlt?

Ja gute Dame! du hast recht, dachte ich, möchtest Du nur auch nach dieser Ueberzeugung handeln, aber von der Einsicht zur That, ja selbst vom Wollen bis zum Vollbringen ist ein sehr langer Weg! — Es charakterisirt dieses offenbar aufrichtige Geständniß, zu welchem ich die Veranlassung gab, und das mich doppelt überraschte, weil ich ihr gänzlich fremd war, die Spanierin sehr gut. Welche Studien konnte der Psycholog an diesem Frauenherzen machen, an diesen großen Tugenden und großen Fehlern, da weder diese noch jene durch Koquetterie oder Outrirung verheimlicht oder beschönigt wurden. — Man sagt aber, daß diese labyrinthischen Studien — doch was kümmert das mein Tagebuch und dessen Leser, denen vielleicht psychologisches Gesalbader eben so zuwider ist als mir, weil — Actenschluß. Punktum.

Das Leben auf dem Meere ist ziemlich einförmig. Natürlich wechselt die Scenerie sehr selten, man sieht immer nur Luft und Wasser, und sehr selten ein Schiff. Manchmal, in weiter Ferne, erscheint ein Fahrzeug, aber es steht fast unbeweglich da, und die verschiedenartigsten Vermuthungen mögen den Reisenden einen Augenblick beschäftigen, aber sie vermögen mit ihrer Einförmigkeit die dominirende Fee des Meeres, die leidige Langweile nicht zu bannen. Eines Morgens jedoch, brachte eine unerwartete Scene mehr Leben und Abwechslung, und gab uns für längere Zeit Stoff zur Unterhaltung. Wir sahen nämlich in ziemlicher Entfernung einen Dreimaster, der sich fast gar nicht von der Stelle zu bewegen schien. Mit Hülfe des Fernglases erkannte der Kapitän den Dreimaster als einen Schotten, und zwar als Auswandererschiff. Geraume Zeit waren wir am Verdeck gestanden, der Kapitän hatte seine Messungen und Berechnung vorgenommen, da bemerkten wir in einiger Entfernung einen schwarzen Gegenstand. Mit großer Spannung hefteten wir unsere Blicke auf denselben und überzeugten uns endlich, daß es ein Boot war, welches geradezu auf uns zugerudert kam. Man kann sich unsere Spannung vorstellen. Richtig, es war ein Boot, von acht kräftigen Männern gerade unserem Schiff zugesteuert. Auf der Segelstange flatterte eine weiße Flagge. Ob Schiffbruch, Meuterei, ob gelbes Fieber oder die Cholera den Besuch veranlaßte, war der Gegenstand unserer Spekulation, und mancher von uns mochte

einen artigen Roman ausgeheckt haben, bevor die mysteriösen Gäste kamen. Nun, da waren sie, acht baumstarke Männer mit schottischen Zipfelmützen, derbe Gestalten, mit braunen, wettergepeitschten Gesichtern. Man kann sich das Interesse vorstellen, das wir an diesen seltsamen Gästen fanden, welche einige Abwechslung in unsere äußerst langweilige Fahrt brachten. Die Leute waren äußerst einsilbig und befriedigten unsere Neugierde durchaus nicht. Daß ihr Schiff durch widrige Winde mehre Male verschlagen ward, daß sie bereits sehr lange auf dem Meere seien, und der Proviant in bedeutendem Maße abgenommen habe, daß sie 180 Auswanderer, meistens Irländer an Bord hatten, war so ziemlich Alles, was wir von ihnen erfuhren, aber diese wenigen Andeutungen gaben uns Stoff genug zu mancherlei ernsten Betrachtungen. Ein Auswandererschiff war für mich seit jeher, wenn ich es in Bremen, Havre, Dover, Liverpool &c. betrachtete, ein Gegenstand ernsten Nachdenkens. Was für eine Menge von Menschen sieht man da, die gewöhnlich im Leichtsinn die Bande gebrochen, mit denen die Natur unsere Herzen an das Vaterland, an die theuere Erdscholle gefesselt, auf der wir geboren wurden. Die Anhänglichkeit an das Vaterland, an unsere Jugendfreunde und Verwandte ist so tief in unser Herz gegraben, daß gewiß nur nach heftigem Seelenkampf die Trennung von ihnen möglich ist. Den Leichtsinn, der hier gewöhnlich im Spiele ist, wollen wir ganz außer Acht lassen, — der Leichtsinn und der Unverstand treibt die meisten

Auswanderer über's Meer. Ihr Loos, dem sie entgegengehen, ist fast nie beneidenswerth.

Welchen Enttäuschungen, welchen Entbehrungen, welcher Arbeit und Mühe gehen die meisten Auswanderer entgegen! Wie qualvoll ist dann ihre Lage, wenn sie, verachtet von den Amerikanern, geringgeschätzt von ihren Landsleuten, in fremdem Lande hilflos herumirren, und das Mitleid vergebens suchen, welches keine republikanische Tugend ist.

Wenn die Ausgewanderten stets treu und redlich ihren in Europa zurückgebliebenen Angehörigen ihre Lage schildern wollten, das beklagenswerthe Uebel der Auswanderung hätte schon längst aufgehört oder würde wenigstens bedeutend abgenommen haben; aber sträfliche, lügenhafte Eitelkeit diktirt diese Briefe, und die vorgefaßte gute Meinung für das gelobte, aber in vieler Beziehung nicht lobenswerthe Land, verschlingt diese Briefe! — Wie viel Hoffnungen trägt ein solches Auswandererschiff nach Amerika hinüber, die niemals in Erfüllung geh'n! — Victor Hugo hat in seinem Leben unzählige Lügen in Prosa und Versen in die Welt geschickt, aber ein wahres Wort war's, wenn er sagte: Land ohne Kunst, ohne Geschichte, ohne Liebe, wie Viele kommen aus Europa mit dem Banner der Hoffnung an dein Gestade, um es dort völlig zu zerreißen! Möchten doch Alle, die es nach der Auswanderung gelüstet, nur die Gefahren berücksichtigen, welche sie schon auf der Ueberfahrt erwarten! Nur das einzige Wort unserer schottischen Gäste: Wir sind schon viele Wochen auf dem Meere, wurden

öfters verschlagen und bereits begannen wir Mangel an Proviant zu haben, genügte, sehr niederschlagende Betrachtungen über das Auswandererelend zu machen. Ich wenigstens habe ohne Wehmuth nie ein Auswandererschiff betrachten können. . . .

Ein Sonntag auf dem Meere.

Es war wieder einmal Sonntag, in der That auf einem englischen oder amerikanischen Schiff ein höchst langweiliger Tag, ein wahrer Leichensonntag. Da ist jedes Vergnügen, jedes Spiel, jede Unterhaltung, jeder Gesang verboten, selbst die Schiffsbibliothek war an diesem Tage verschlossen. Freilich war der Verlust des Amüsements, den die Lectüre der bekannten, so oft gelesenen, fantasiereichen und wahrheitsarmen Seeromane bietet, gar wenig zu beklagen, aber die eigenen Bücher hatte jeder von uns fast auswendig gelernt, und zu wissenschaftlichen Forschungen hat man gerade nicht die größte Lust auf offenem Meere. Wir nahmen also das uns dargebotene Aequivalent der sonntäglichen Beschäftigung und Unterhaltung, die heilige Schrift, herausgegeben von der frommen New-Yorker Bibelgesellschaft, zur Hand, was unsern Yankeekapitän sehr erbaute. Kapitän B— ist (ich hoffe, daß der alte Seehund noch lebt, denn vor kaum zwei Jahren haben wir in Havre, dem theuersten Nest der Erde, wie die Theerjacke sich auszudrücken pflegte, uns zum letzten Mal die Hände geschüttelt auf recht amerikanische Weise, und der alte Theertopf schien zum

Sterben gerade weder Lust noch Anlage zu haben) ist ein seltsamer Kauz, er hat sich noch nicht entschließen können, irgend einer christlichen Confession beizutreten, ja er hat nicht einmal den allerersten Anfang hiezu gemacht, indem er noch nicht getauft ist, und diesen seinen „Grundsätzen" blieb er so treu, daß er nicht einmal seine drei Kinder taufen ließ, was er für eine Beeinträchtigung ihrer individuellen republikanischen Freiheit gehalten hätte; aber nichts destoweniger war unser kugelrunder Kapitän nach Yankeebegriffen ein sehr religiöser Mann. Auf seinem Schiffe mußte der Sonntag mit puritanischer Strenge gehalten werden, und nicht einmal der monotone Matrosengesang beim Segelspannen war erlaubt. Weh' der Theerjacke, die es gewagt hätte, am Sonntag die beliebten Lieder: Old Susanna don't cry for me — Hail Columbia! — Yankee doodle — Poor Jack is a going — etc. anzustimmen, oder auch nur ganz leise vor sich hin zu summen, — vom Pfeifen dieser Melodien aber durfte keiner der Matrosen eine blosse Idee haben, denn so wie den Löwen das Hahngeschrei, so brachte das Pfeifen unsern Seemann in äußerste Wuth.

Eines Abends ging ich im Marschschritt mit einem jungen Freunde, John J— auf dem Verdeck spazieren, und der lebensfrohe Jüngling, der die erste große Tour machte und im Bewußtsein eines höchst reich gespickten Taschenbuches und absoluter Freiheit schwelgte, pfiff, um da unsere Evolution zu regeln und unsere Marschübung in ein militärisches Tempo

zu bringen, den alten, ehrwürdigen Washingtonmarsch, welcher stets jeden Amerikaner enthusiasmirt und in die Jubel- und Gloriezeit des Befreiungskrieges, der Zöpfe und Pfeifer versetzt. Unser Kapitän war zwar ein sehr guter Patriot und Republikaner, täglich wiederholte er wenigstens zehnmal die stolzen Worte seiner Landsleute: Unsere Nation ist die größte der Welt! Er hörte den alten Marsch so gern, wie der Preuße den Dessauer, oder der Oesterreicher den Radetzky-Marsch, aber gegen das Pfeifen hatte er einen seltsamen Widerwillen, und gar gegen das Pfeifen auf seinem Schiff; er ließe sich, sagte er in seiner derben Massachussets-Ausdrucksweise, lieber jedes Mal einen Zahn sich ausreißen, oder ein Tau aus einem Ohr in's andere zieh'n, als daß er das Pfeifen hören müßte. Darum ging er rasch auf uns zu, und sprach: „Junge Herrn! pfeift nur zu, pfeift nur, und pfeift uns den Sturm herbei, ihr werdet gewiß noch den Sturm in den Riggings pfeifen hören, daß euch Hören und Sehen vergehen wird. G— d—, diese pfeifenden Landratten!" fügte er im Abgeh'n hinzu. Wir setzten unsere Promenade, oder unsern Uebungsmarsch, den wir zur Bewegung und Stärkung der Verdauungswerkzeuge vorgenommen, noch eine Zeit lang fort, natürlich ohne Musik, und stiegen dann, merklich durch die drohende Prophezeihung verstimmt, in den Speisesaal hinab. Der Kapitän konnte uns das Pfeifen nicht verzeih'n und behandelte uns mit kalter Höflichkeit, wären wir nicht Passagiers der ersten Kajüte gewesen, gewiß hätte er

seinem verbissenen Grimme freien Lauf gelassen. Wenn also seine Antipathie gegen das Pfeifen schon an blossen Wochentagen so groß war, wie denn erst am „Sabbath", dem Tage des Herrn!

Ein schwarzer Küchenjunge hatte es gewiß nur der Festigkeit seiner Ohrenwurzeln zu verdanken, daß er bei einer ähnlichen Gelegenheit die ziemlich langen Gehörorgane nicht mit Stumpf und Stiel verlor.

Also unser Kapitän war ein religiöser Mann. Kaum hatte er mit sehr großem Anstand in New-York das Schiff bestiegen, so sprach er zu einem alten Burschen, der auf dem Meere aufgewachsen war, eine complette Matrosenbildung empfangen hatte und darum gräulich fluchte: Sir! ich leide auf meinem Schiff kein eitles Schwören, kein Saufen, kein Pfeifen und kein Hazardspiel (gambling). In den letzten zwei Punkten war B— consequent, was aber die erstern zwei anbelangt, so hatte es im Fluchen und Schwören am ganzen Schiff Niemand zur größeren Fertigkeit gebracht als er, nun — und was das Trinken anbelangt, so nahm der würdige Kapitän bei Tisch freilich nur eine doppelt so große Portion geistiger Flüssigkeiten zu sich, als jeder Passenger; aus Gefälligkeit für die Tischgenossen schlug er auch niemals die ihm offerirten Proben der Privatweine aus, die jeder von uns der Oekonomie wegen, bei sich führte, aber wir hatten die gegründetste Ursache zu glauben, daß sein Trinken bei Tisch reine Spielerei war, daß er seine eigentlichen Produktionen erst a la camera begann, wenigstens ließ die große

Anzahl der leeren Brandy- und Cognacbouteillen, die der Stewart in seine Kajüte schaffte, auf einen erhabenen Standpunkt der Virtuosität in der praktischen Pneumatologie schließen. Nichtsdestoweniger wiederholte Kapitän B. sehr oft gegen uns: „Gentlemen! ich bin ein abgesagter Feind alles Fluchens, Schwörens und Saufens. Man sollte für die Matrosen überall, auf allen Schiffen die Mäßigkeitsvereine einführen. Nichts hält die Mannschaft besser zusammen, als die Religion, darum halte ich auch so viel auf die Religion, und darum bitte ich Sie, verehrte Ladies and Gentlemen, besonders am Sonntag meinen Leuten ein gutes Beispiel zu geben."

Das versprachen wir auch, denn die Vorkehrungen, die der Kapitän traf, erleichterten es uns außerordentlich, denn Karten, Schach, Damenbrett, Dominospiel, Bücher und die quickende Flöte waren am Sonntag stets unter Schloß und Riegel, und selbst die muntere junge Französin in der zweiten Kajüte durfte nicht singen, und das war wohl ein genügendes Zeichen von der Energie und Entschiedenheit des Kapitäns.

Also wieder ein langweiliger Sonntag dachten wir wohl Alle, als der Negerjunge mit der lärmenden Glocke uns aus dem Schlaf alarmirte, und uns zum Frühstück rief. Am Sonntag mußten wir zeitlicher aufstehen und frühstücken, weil dann Alles schnell hinweggeräumt wurde, und der „Salon" zum Gottesdienste hergerichtet ward; doch konnte Jeder den Thee oder Kaffee versäumen und ruhig in seinem Kämmer-

lein bleiben, so lang der „Gottesdienst" währte, um 11 Uhr war ja Gabelfrühstück; aber wir standen Alle recht gerne auf, denn unsere Cabins stießen unmittelbar an den „Salon," und es war keineswegs angenehm, die Proben der Kanzelberedsamkeit unsers Kapitäns anhören zu müssen. In Ermanglung eines Schiffskaplans verrichtet nämlich der Kapitän den Gottesdienst. Ob zwar die meisten Matrosen gar nichts glauben, und von den übrigen wenigen sich selten Einer zum Glauben der englischen Hochkirche bekennt, wird doch das Comon prayer book der etablirten Staatskirche als Norm angenommen, und es ist dieß für den funktionirenden Kapitän eine große Erleichterung, da für jeden Sonntag das divine service genau vorgeschrieben und im Homilienbuch die Predigt vorgezeichnet ist; aber unserm eifrigen Kapitän genügte das nicht, und er hielt stets aus Privatfleiß eine kleine Predigt auf eigene Faust. Aus jener am zweiten Septembersonntag 1857 wollen wir einige kleine Auszüge mittheilen, obgleich wir keineswegs uns Eingriffe in das literarische Eigenthumsrecht unsers predigenden Kapitäns erlauben wollen, falls er sich jemals entschließen möchte, seine geistreichen Conferenzen zu Nutz und Frommen der nach Erbauung lechzenden Menschheit im Druck erscheinen zu lassen: Jung's! begann der Kapitän im Tone des Commandos: Habt ihr's gehört? Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Merkt Euch das, Master Stanley! und Ihr werdet dem Schiffsjungen kein Kopfstück mehr geben, wenn der dumme Kerl Euch

aus Albernheit zwischen die Beine geräth. Aber Pat! Du Lümmel darfst nicht etwa glauben, daß ich Dich in Schutz nehme, Du blöder, irischer Erdäpfelsack Du! Zu Hause auf der grünen Insel freßt Ihr euch das ganze Jahr nicht satt, und habt kaum eine Strohsackleinwand zum Kittel. Da kommt so ein unausgefressener, hungriger Bettelmagen an Bord, und denkt den ganzen Tag nur an Zwiebel, Lödfisch, Zwieback und gepöckeltes Schweinefleisch. Ich gönne Euch Allen das Essen, weiß Gott, aber Ihr schöpft unvernünftig viel Stoff in Euern Magen, da wird er unnütz ausgedehnt, und wenn Ihr auf ein anderes Schiff kommt, so sind die kleinen Rationen für den großen Magen zu gering, und da gibt es Mißhelligkeiten und Verdruß, und wer bekommt die Schuld als ich, weil ich Euch zu viel zu Essen gab. Wißt Ihr denn, wie viel Fässer Schweinefleisch und Rindfleisch schon aufgezehrt sind, seit unserer kurzen Fahrt? Fragt den Proviantmeister. Kann Euch das gesund sein, müßt Ihr nicht den Skorbut davon bekommen, und noch allerhand andere Krankheiten, wie es im Doktorbuch heißt? — Und wenn Ihr den ganzen Kasten voll Doktorstoff, der da (unter dem Tisch) liegt, auffressen möchtet, werdet Ihr nicht gesund, und seid faule müßige Hände bei der Arbeit, und kriecht so schwer in's Takelzeug, wie ein vollgefressener Mastbär, deshalb will ich Euch Rationen geben, und Euch das Fressen nicht frei lassen, denn im Wort Gottes steht: Du sollst Deinen Nächsten lieben, wie Dich selbst. Aha! richtig! Bungo! Du filziges,

schwarzes Affengefries Du! God d— Dich, Du miserables Ferkel einer schwarzen S—, beim Fressen bist Du immer der Erste, ich glaub, Du machst es wie die Hamster und sammelst Dir Vorräthe im Magen, so lange Du auf dem guten Schiff A. J. bist. Heh yoy damned son of a bitch! hab' ich Dir nicht gesagt, daß Du auf die Schweine und Hühner am Deck besser Acht haben sollst? Kannst Du nicht jeden Tag die Steig und den Stall reinigen vor Sonnenaufgang, oder wenn das Deck gewaschen wird? Heh Du kleiner Taugenichts, hast Du's nicht gehört, daß Du Deinen Nächsten lieben sollst, wie Dich selbst? soll ich Dir die Katze zu verkosten geben? Wenn Du Dich nicht besserst, so jag' ich Dich fort, und nimm mir einen Orangutang, der wird seine Sache besser machen als Du ꝛc. Also dienen wir Gott unserm Herrn mit allem Eifer ꝛc."

Unsere Leser mögen gütigst entschuldigen, wenn wir in unsere Schilderungen eine so triviale Stelle aufnehmen, sie dient jeden Falls zur Charakteristik unsers Kapitäns, und wohl auch zur Erklärung anderer Scenen, die wir später zu scizziren gedenken. Wir können unser Wort geben, daß wir aus unsers Kapitäns Predigten nur eine der glimpflichsten Stellen heraushoben, die massiveren würde ein deutsches Ohr, besonders das eines Erdenpilgers (im Gegensatz zum Wasserpilger) gewiß schon gar nicht vertragen.

Der Gottesdienst war zu Ende, man sah den Matrosen die tiefe Rührung an, welche des wackern Predigers Erbauungsrede in ihnen hervorgebracht,

und Einer derselben, ein sehr grobkörniger, rothköpfiger Schotte, machte, als er auf's Verdeck hinaufging, seinem langverhaltenen Grimm Luft durch einen sehr langen Fluch. Zum nicht geringen Verdruß des Kapitäns hatten zwei junge Amerikaner die Predigt mit angehört, und noch obendrein im Rauchkabinet, auf den Divan ausgestreckt. Das Rauchkabinet stößt unmittelbar an den Salon an, und befindet sich unter des Steuermanns Cabin. Rechts ist die Stiege, auf der man vom Deck hinabsteigt, links des Kapitäns Kajüte, und die sogenannte Waffenkammer, nebst Privies und Badezimmer. Die Parquetten des Rauchkabinets sind an einem dem Salon nächstgelegenen Ort an einer verschallten Fallthüre befestiget, welche man öffnen kann. Man steigt da zu dem Privatkeller des Kapitäns und in ein ganz finsteres Verließ hinab. — Ich begleitete einst den Stewart in diesen unheimlichen Ort, aber wahrlich, der dumpfste Kerker ist noch ein angenehmer Wohnort gegen dieß Loch. — Als der Kapitän aus dem Salon trat, gratulirten ihm die fashionablen Yankees zu seiner Kanzelberedsamkeit, und meinten, er habe seinen Beruf verfehlt, da er offenbare Anlage gehabt hätte, ein anglikanischer Bischof, oder wenigstens D. D. (Dr. der Theologie) zu werden, nämlich einen sehr ansehnlichen Bauch und ein eminentes Predigertalent. Er machte ihnen seiner Seits Vorwürfe wegen Entheiligung des Sonntags, da sie beide ihre glimmenden Zigarren im Munde behielten, dispensirte sich jedoch selbst, indem er bald nach dem Dejeuner eine Ha-

vannah la Norma ansteckte, und mit den Händen auf dem Rücken seine obligate Verdauungspromenade machte. — Das konnte ihm übrigens Niemand übel nehmen, denn sein Magen war beständig zum Frohndienst einer äußerst schnellen Verdauung verurtheilt, und Freund J— machte gelegenheitlich hierüber den Witz, er wollte lieber ein Sclave in einer Kautabakfabrik, als der Magen des Kapitän B. sein, denn Ersterer dürfe wenigstens in der Nacht ausruh'n, letzterem sei aber des Sisyphus Strafe zu Theil geworden, denn er müsse stets bedeutende Quantitäten von Comestibles herumwälzen. — Wir stiegen nun nach eingenommenem Gabelfrühstück fröhlich gestimmt auf's Verdeck, und zwar auf das sogenannte Noble quarter, welches sich am Steuer befindet, und ausschließlich für Passagiers der ersten Kajüte reservirt ist. Hier versammelte sich bald die ganze Gesellschaft. Es war ein herrlicher Tag, einer jener freundlichen, wonnigen Tage, an denen sich am schnellsten die Bangigkeit verliert, die sonst so leicht des Menschen sich bemächtigt, wenn er das unabsehbare Meer, und das aus schwachen Brettern zusammengezimmerte Schiff betrachtet, das zwischen ihm und dem Wellengrabe schwimmt.

Des Meeres Spiegel war glatt und rein, da zeigten sich keine Furchen, es trug heute ein so jugendlich unschuldiges, faltenloses Angesicht, daß es eine Wonne war, tief hinein zu blicken in die hellen, blauen Fluthen. Es war windstill, und nur selten erhob sich ein zartes, säuselndes Lüftchen, um mit dem Meere zu spielen. Da zogen die Kreise der

Wellen sich immer weiter und weiter, bis endlich jede Spur der Bewegung verschwunden war. Ich saß auf meinem Lieblingsplätzchen, unmittelbar oberhalb des Steuerruders, und sah in das, besonders hier so krystallhelle Wasser hinab, in welchem eine Unzahl kleiner Fische sich herumtummelte. Es ist in der That seltsam, wie vielerlei Farben das Meer spielt, je nachdem es ruhig oder stürmisch ist, es gleicht in der That der Meeresspiegel ganz dem Angesicht eines Menschen, der in den Künsten der Intrigue und Heuchelei nicht geschult, in den Regungen seiner Physiognomie die innern Bewegungen der Seele offen kund gibt, und der erfahrene Seemann braucht blos, wie er sich ausdrückt, einen Blick in das Gesicht des Meeres zu werfen, um für längere Zeit die Stimmung des wunderlichen Patrones vorhersagen zu können. — An jenem Sonntag war die Farbe des Meeres durchsichtig lichtblau, wie etwa der Himmel an einem heitern Herbstabend im weiten Süden, oder an einem späten Maitag im kalten Nord. Eine wahre Sonntagsruhe war über das ganze Meer ausgebreitet, kein Gegenstand in der Ferne fesselte das Auge; nur einige kleine Schwalben, welche melancholisch leise zwitscherten, in kleiner Entfernung vom Schiffe sich herumtummelten, und gierig die Brodsamen auffingen, die ich ihnen zuwarf, konnten die Aufmerksamkeit beschäftigen. Es war Windstille, unser Schiff bewegte sich sehr träge, und die Matrosen, die gar keine Beschäftigung hatten, sassen entweder müssig und stumm vor dem Mast, oder wälzten sich unter

Deck in ihren Matten, der Kapitän ging sehr verdrießlich auf und ab, Jedermann wich ihm aus, denn daß er nicht bei guter Laune war, sah man ihm auf den ersten Blick an, und er ließ auch keine Gelegenheit vorüber gehen, dieß kund zu thun. Sein übler Humor war sehr leicht erklärbar. Unser Schiff war ganz neu, und stand in dem Ruf, einer der ersten Schnellsegler Amerikas zu sein. Dieß gute Renommé hatte es sich durch die ersten zwei Doppelfahrten erworben, bedurfte aber nach Schiffsgebrauch noch einer dritten, eben so vorzüglichen, um seinen guten Ruf zu sichern. In Amerika pflegt man nämlich nach den drei ersten Doppelfahrten nach und von Europa das Schiff in die Reihe der Schnellsegler, guten Schiffe und langsamen Frachter zu klassifiziren, wobei man ungerechter Weise die Gunst oder Mißgunst der Winde und anderer Umstände nicht mit in Anschlag bringt. Es liegt für die Eigenthümer sehr viel daran, daß ihr Schiff unter die Schnellsegler gezählt werde, weil sich die Frequenz der Reisenden, besonders der Auswanderer darnach richtet, und weil man einem solchen die Spedition von Waaren und anderweitigem Frachtgut am liebsten anvertraut, wodurch natürlicher Weise der Ertrag und die Interessen des Schiffes verhältnißmäßig wachsen. Unserm Kapitän mußte also sehr viel daran liegen, wo möglich eine ausgezeichnete Fahrt zu machen, theils, um seinen guten Ruf als Kapitän, den er sehr wohl verdiente, zu sichern, theils um sein Schiff berühmt zu machen, was für ihn um so wichtiger war, als er selbst

Theileigenthümer des Schiffes war, und sein ganzes Vermögen zum Bau des Fahrzeuges als Compagnie-mitglied beigesteuert hatte. Uebrigens war er auch ein guter Oekonom, und wußte sehr gut zu berechnen, was die Verköstigung von hundert hungrigen Menschen am Meere kostet, und was ein einziger Tag mehr für eine Rubrik macht. Wer niemals eine große Seereise gemacht, hat keinen Begriff, was es heiße, gesunden Appetit haben. Man speißt am Dampfschiff sechsmal, am Segelschiff fünfmal, und glaubt vor jeder Mahlzeit Hunger zu haben, man ißt aus Hunger, aus Langweile, aus Gefälligkeit für Andere, oder durch ihr Beispiel aufgemuntert, aber immer speißt man mit Appetit, und der Magen verdaut Alles. Unsere Gesellschaft hatte es zur Virtuosität gebracht, und zur Zeit der Windstille gingen unsere Produktionen auf dem Gebiet der Gastronomie in's Fabelhafte. Das Alles wußte der Kapitän gut zu berechnen, und darum war ihm die Windstille in der Seele zuwider, und ein Sturm, der uns auch mit Gefahr unserm Ziele — Frankreich — näher gebracht hätte, wäre ihm sehr erwünscht gewesen. — Er stieg zu mir hinauf, ich grüßte ihn, er nickte stumm mit dem Kopfe.

„Ein herrliches Wetter, Kapitän!" begann ich, um ein Gespräch anzuknüpfen.

„Ja, ja! V— schönes Wetter!" brummte er. „Zum Spazierengehen am Deck ist es schön genug und auch zum Schlafen."

„Wie lange brauchen wir noch bis Havre?“ setzte ich fort.

„Bei dem Wetter, mit dem Wind? — Legen Sie sich, wenn Sie am Land sind, bei Havre auf den Bauch und fragen Sie, wann Sie nach Rouen kommen, wenn Sie so fortgehen?“ antwortete er mit barsch, denn offenbar glaubte er, ich wolle ihn foppen; das aber wird wohl keinem Reisenden am Schiff einfallen, denn man ist ja absolut in der Vollgewalt des Kapitäns, und er hat hunderterlei Gelegenheiten, Einem seinen Unwillen fühlen zu lassen. Ich kümmerte mich jedoch wenig um seinen üblen Humor, sondern setzte meine Betrachtungen über die wenigen sinnfälligen Objekte fort, die sich mir darboten; aus meinem dumpfen Hinbrüten weckte mich plötzlich ein Schuß, der über meinem Kopfe abgefeuert ward. Ich fuhr zusammen, sah mich um und erblickte Freund Bob mit seiner prachtvollen Doppelbüchse. Die zwei Anderen, junge Amerikaner meiner Bekanntschaft, standen hinter ihm und zollten ihm lauten Beifall für den prächtigen Schuß, den er soeben abgefeuert. Erst jetzt erblickte ich das Opfer seiner völlig nutzlosen Jagdlust; es war eine große Möve, die in ziemlicher Entfernung herbeigeflogen war und, wahrscheinlich schwer verwundet, dem Schiff entgegenschwamm. Bob schoß noch einmal, die Möve tauchte unter und wir sahen sie nicht mehr. Ich machte dem Schützen Vorwürfe, daß er ohne Ursache ein so harmloses Thierchen tödtete, obgleich ich selbst Schütze bin und nicht selten an dem Vergnügen Theil nahm, eine große

Flasche, die wir verkorkt in's Meer geworfen, als Scheibe zu benützen, was uns viel Spaß machte. Ich hielt dem Jäger gerade noch meine Exhorte, da kam auch schon der kleine dicke Kapitän und setzte meine Erbauungsrede in nicht gerade freundschaftlichster Weise fort:

„Gentlemen!“ sprach er barsch, „es thut mir leid, amerikanische Gentlemen daran erinnern zu müssen, daß heute der Tag des Herrn ist und daß ich auf meinem Schiff keine Entweihung desselben durch albernes Knallen und Pulververgeuden erlauben darf. Wie soll ich Mannszucht von meinen rohen Bengeln erwarten, wenn die Gentlemen passengers ein solches Beispiel geben? Es gibt in jedem Haus eine Hausordnung und auf jedem Schiff eine Schiffsordnung, und der Kapitän hier bin ich. Bitte, das nicht zu vergessen, und übrigens ist es eine offenbare Sünde, eine Möve zu schießen, denn dieser Vogel schadet Niemanden und ist ein wohlthätiger Vorbote des Sturmes, und wenn Sie meine Leute fragen werden, so werden die ihnen sagen, daß es noch was Anderes dabei gibt.“ Wir kannten Alle den Aberglauben der Matrosen, welche die Sturmmöven für Seelen der im Meere verunglückten Schiffsleute halten, welche ihren Kameraden die Zeit der Gefahr anzeigen und sie warnen, daß sie auf ihrer Hut seien und die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln nicht vergessen; deßhalb fingen wir zu nicht geringem Aergerniß des Kapitäns an zu lachen und ließen uns in unserer Heiterkeit selbst dann nicht stören, als er mit Erbitterung den

Vorwurf hervorsprudelte: „Es gibt Dinge (facts), die man zwar an keinem College lernt, die aber nichts desto weniger wahr sind, wenn auch gewisse junge naseweise Herrn sich lustig darüber machen; das ist wenigstens meine Ansicht, Gentlemen!"

Die letzten Worte sprach er auf den Stufen zum Quarterdeck und trollte sich fort. Wir hielten großen Rath, was zu thun sei, aber es war gerade Sonntag und da ließ sich gar Nichts thun. Zwei der jungen Herren entschlossen sich, halsbrecherische Turnübungen zu machen und ihre Cigarre im Korb des Hauptmastes auszurauchen. Gerade auf unserem Schiff war das Hinaufklettern kein kleines Wagniß für jeden Andern, als einen Matrosen, denn das Brett am Hauptmast oben war sehr groß und hatte nicht, wie es sonst auf anderen Schiffen gewöhnlich ist, einen Ausschnitt, durch welchen man hindurch kriecht, sondern man mußte sich hinüberschwingen und an dem Tau oben festhalten. Ich habe nie ohne Grauen diese Art des Voltigirens betrachtet und zahlte willig den Matrosen zweimal das Lösegeld, nachdem sie mich festgebunden, ehe ich den Mastkorb erreichte, und selbst nachdem ich zweimal glücklich hinaufgeklettert war, durchrieselte mich bei dieser waghalsigen Eichkätzchenpromenade noch immer ein höchst unbehagliches Gefühl. Ich stieg deßhalb in die große Kajüte hinab und fing an zu schreiben. Ich hatte gerade eine Novellenskizze unter der Hand, aber konnte sie trotz der vierwöchentlichen Langeweile auf dem Meere nicht vollenden; es schien mir, als sei meine Phantasie kein

Amphibium. Offenbar behagte ihr die Seeluft weit weniger als ihrem Vetter, meinem Leib, und so blieb mir nichts Anderes übrig, als die Lücken meines Tagebuches auszufüllen, aus welchem ich meinen verehrten Lesern einige vereinzelte Blätter mittheile. Die Einförmigkeit unseres Schiffslebens, die Langeweile, welche meistens mit eisernem Scepter über uns herrschte, mögen meine faden, eintönigen Schilderungen entschuldigen, die wenigstens das Verdienst für sich haben, daß sie, ganz ohne Beimischung fremdartiger romantischer Elemente, die man eben nur in Seeromanen, aber sonst nirgends findet, treu nach der Natur entworfen sind.

Der laute Schall der „Eßglocke" machte meinen Noten und den gymnastischen Uebungen meiner jungen Reisegefährten ein Ende, und mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit nahm jeder der Tischgenossen sogleich seinen Platz ein, ehe die Suppe auf dem Tisch stand; es war nämlich ein löblicher Gebrauch unseres Koches, uns mit Suppe zu regaliren, die wir auf englischen Dampfschiffen (wenigstens auf der Hibernia und Cambria) sehr oft und stets sehr ungerne vermißt hatten. Wir merkten gleich, daß der Kapitän in keiner rosenfarbenen Laune war; der Koch, der Stewart, der Aufwärter (ein Neger) und sein Weib waren die Blitzableiter seines Zornes, aber das störte unseren Humor nicht und besonders war es Freund Bob, der seinem Witz keinen Zügel anlegte, sondern in Einem fort die treffendsten Satyren hervorsprudelte, welche seltsamer Weise oft der ganzen Tischgesellschaft

verständlich waren, nur dem Kapitän nicht, der überhaupt für feinere Pointen des Witzes nicht empfänglich war und eine direkte Unart oder Grobheit für den besten, weil treffendsten Witz hielt. Freund Bob pflegte deßhalb auch zu sagen, es sei ein sehr großes Mißverhältniß, wenn er sich mit dem „Wallroß" oder „Seehund" in einen Disput einlasse; denn wenn er ihn mit einem Affenprätzchen klopfe, schlage der Kapitän mit der groben Bärentatze darein; nichts desto weniger ließ er eine Witzrackete nach der anderen sprühen, die unser Schiffsautokrat dießmal mit sehr übler Laune entgegennahm und förmlich grob ward, als Bob sich nicht enthalten konnte, bei Ankunft eines etwas abgelebten und lang in Ruhestand befindlich gewesenen Kalbskopfes seinen Nachbar, den französischen Kapitän um eine Prise Taback zu ersuchen, weil er „seit jeher ein abgesagter Feind aller Odeurs" sei. Der am Sonntag obligate Champagner vermochte nicht die düstern Wolken zu verscheuchen, welche sich über die Gesellschaft gelagert hatten, als sie des Kapitäns verdrießliche Stimmung und den unermüdlichen launigen Humor Bob's sahen, die sich gegenseitig mit Ausdauer, aber natürlich auch mit ungleichen Waffen bekämpften. Der sonst übliche Succurs einer zweiten Sendung von Champagner blieb dießmal aus, denn unseres Kapitäns Galle sprudelte um so freier hervor, als das Schicksal noch ein anderes Malheur über ihn verhängt hatte. Der Champagner kam nämlich in einem französischen Originalkorb auf die Tafel und als unser Präses, der Vormittag so glücklich als Pre-

diger fungirt hatte, die letzte Flasche aus der Emballage hervorholte, gab er einigen kleinen Schwarzen, vulgo Russen, die Freiheit, und die unliebsame Einquartierung der schwarzen Freibeuter verbreitete sich pfeilschnell nach allen Seiten, wie einst in Troja die Gewappneten und Geharnischten, die ein riesiges hölzernes Pferd in seinen Eingeweiden tückisch verbarg. — Einem Ordnung und Reinlichkeit liebenden Kapitän kann nichts Widerwärtigeres begegnen, als daß sich derlei blinde Passagiers in seinem State room einnisten. Er rief sofort seine Leute herbei und das Signal zum Gemetzel war auch das Signal zum Aufbruch für uns, und Lützow's wilde, verwegene Jagd mag nicht viel mehr Lärm gemacht haben, als die Jäger in der Cajüte und unsere wilde zum Nobledeck hinanstürmende Horde. Bald waren wir Passengers der ersten Classe alle oben und lagerten uns theils auf die Feldsesseln, theils auf die ausgebreiteten Matten und rauchten Alle, mit Einschluß der Damen, unsere Cigarren. „Das herrlichste Wetter begünstigte die Feierlichkeit."

Der Kapitän würdigte uns keines Blickes und zu unserer gemeinschaftlichen Schande muß ich sagen, daß wir uns gar Nichts daraus machten.

Das Meer war so spiegelhell, so rein, so schön, und ich beneidete die Matrosen, welche Courage genug hatten, wahrscheinlich ohne Wissen des Kapitäns, sich unterhalb des Bildes des Namenspatrons unseres Schiffes zu baden.

Sehr oft hatte ich das Meer beobachtet, denn

Jahre lang war ja eine Seestadt mein Wohnort gewesen, sehr oft war ich auch zur See, aber nie habe ich das Meer schöner, freundlicher gesehen, als gerade an jenem Sonntag Abend, und freudig entschloß ich mich auf Bitten meiner amerikanischen Reisegefährten, den Kapitän um die Erlaubniß zu ersuchen, einen kleinen Abstecher in's Meer auf einem unserer beiden Rettungsboote machen zu dürfen; es war absolute Windstille, das Schiff bewegte sich fast gar nicht und eine Ruderparthie wäre uns so angenehm gewesen, wie am Lande ein Spaziergang in's Freie an einem freundlichen Frühlingstag; aber umsonst, — gegen die Grobheit kämpfen die Götter vergebens; ich kam unverrichteter Sache wieder zurück von meiner Legation und wenn ich, auf den der Kapitän doch am meisten hielt, keinen günstigen Erfolg erzielte, war wohl jeder anderweitige Versuch vergebens. Aber — aufrichtig gesagt — ich bedauerte es gar nicht sehr, daß meine Bitte abgeschlagen ward, denn die jungen Republikaner waren eben so gute Schwimmer als ausgelassene Wildfänge, und hätte ich die Wasserparthie mitgemacht, wer weiß, ob es ihnen nicht eingefallen wäre, auf dem Kahn herumzuschaukeln oder irgend wie mich aus der Balance zu bringen, um den köstlichen Spaß zu haben, mich naß wie eine Wasserratte wieder herauszuziehen, und übrigens, — doch davon später. An diesem Tag hatten wir bis sechs Uhr kein Schiff zu Gesichte bekommen; das Meer war ruhig, kein Lüftchen regte sich und das Steuerruder mit seinen müssig langweiligen Bewegungen

brachte wohl kein Schiff vorwärts; endlich sahen wir gegen Nordost und West zwei Dreimaster, aber ihre Segel hingen schlaff hinab und sie standen fest wie steinerne Schildwachen. Das eine Schiff schien schwer beschädigt zu sein, denn der Hauptmast schien zertrümmert und das Tackelwerk arg beschädigt. Selbst mit dem trefflichen Fernrohr des französischen Kapitäns konnte ich keinen Menschen auf dem stattlichen Fahrzeug bemerken. Welch' ein Stoff zu Romanzen, wenn ein romantisches Gemüth sich in Hypothesen hineinwiegt und von den Geschicken des Schiffes und der Bemannung träumt, — aber glücklicher Weise bin ich kein Romantiker und bedauere es nicht einmal, doch mag ich etwas neugieriger Natur sein — die Eigenliebe nennt diese Anlage Wißbegierde, Beobachtungs- und Combinationsgabe, — deßhalb fragte ich den Steuermann, was er von dem Schiffe halte.

„Es ist ein Schotte, Sir! Es hat ein weites, ungeschlachtes Kiel, wie eine Schale der welschen Nuß, sonst ein gutes Schiff, Sir!" lautete die Antwort, die mich nicht gerade außerordentlich befriedigte. — Ich hätte vielleicht noch eine Zeitlang geträumt und den Stoff zu einem Schiffsepos gesponnen, da weckte mich der laute Ruf: Ein Wallfisch! Ein Wallfisch! Ich hatte das Sprudeln des Wassers, das der Wallfisch mit großem Getöse wie Cascaden in die Höhe wirft und das man sonst in weiter Entfernung vernimmt, überhört, sah aber bald den hohen Wasserbogen und den Obertheil des mächtigen Thieres, das sich majestätisch, wie eine kleine schwimmende Insel,

gegen unser Schiff bewegte, und träge, aber doch immer majestätisch das Wasser durchschnitt. Eine lange Zeit war dies Unthier so gefällig, uns ein recht angenehmes Schauspiel darzubieten, und obgleich ich an der Küste von Newfoundland und im höheren Norden viele Wallfische gesehen, war doch keiner von so imposanter Größe gewesen, wie gerade dieser, der vor uns Gastrollen gab. Plötzlich wurden die Bewegungen des Monstrums heftiger, es schlug gewaltig mit dem Schweife; die Ursache konnten wir jedoch nicht errathen, weil die Entfernung schon zu groß war; vielleicht molestirte ihn ein anderer gefräßiger Collega, vielleicht hatte er gerade Zahnweh bekommen, denn zum Trost der mit Zahnschmerzen behafteten Menschheit hat man die Entdeckung gemacht, daß auch dieß Ungeheuer des Meeres von dieser peinlichen Qual heimgesucht werde, wenn sich gewisse Würmchen in seine Zähne hineinbohren und die Nerven berühren. Das Getöse dauerte noch einige Minuten, dann ward's ruhig. Die Glocke rief zum Thee, aber wir folgten nicht ihrem Ruf, denn das nahende herrliche Schauspiel des Sonnenuntergangs hatte wenigstens für Einige von uns mehr Interesse, als Crackers, slices, toasts, and different fixings and mixings. — Die Sonne war kurz vor ihrem Untergang von einem herrlichen Strahlenglanz umgeben, und je näher sie der Gränze unsers Horizonts kam, um so glänzender und blendender war der Reflex, und das ruhige Meer spielte in den zahlreichsten Schattirungen farbiger Tinten. Die Sonne war untergegangen, lange sah man

noch ihren Wiederschein im glänzenden Luftgebilde, immer dunkler wurden die Farbennüancen, bis endlich die eigentliche Dämmerung eintrat, und ein dunkler Schleier das Meer bedeckte. — Unterdessen ging es in der zweiten Cajüte recht lustig zu. Die Passagiers wußten, daß der Kapitän beim Thee war, und obgleich nur ein schmaler Gang und eine Vorrathskammer die erste Cajüte von der zweiten trennte, äußerten sie ihre Fröhlichkeit auf ziemlich lärmende Weise. Besonders war's die französische Sängerin, welche mit Aufwand ihrer ganzen hellen Stimme die Solos beim Allons enfants de la patrie vorsang, zum größten Vergnügen der anwesenden Franzosen, die mit Begeisterung den Chorus Aûx armes brüllten, als wollten sie die Bewohner des Meeres zu Proselyten machen, obzwar die Fische ohnehin gute Republikaner sind, denn sie schweigen, bilden verschiedene Kasten, haben dabei alle gleiche Rechte, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, nur geschieht es auch, daß die großen Fische die kleinen verschlingen, unbeschadet der Brüderlichkeit.

Es dauerte nicht lang, so hörte ich den Kapitän unterirdisch eine gewaltige Erbauungsrede halten über Sonntagsheiligung, Sabbathruhe, und die Nothwendigkeit, daß jene Matrosen, welche die Nachtwache hatten, ausschlafen könnten. Hierüber konnte sich der Kapitän jedoch beruhigen, von jenen Leuten war noch kein einziger schlafen gegangen, denn es sah doch ein jeder ein, daß sich bei einer solchen Windstille durchaus nichts machen ließe, und zur Bedienung des

Ruders war ein einziger Mann völlig genügend. Die muntere Französin, welche wohl wußte, daß sie unserm Brummbär nicht wenig imponire, lachte ihn brav aus, sang ihm ein launiges französisches Spottliedchen vor, das er zwar durchaus nicht verstand, welches ihm aber viel Vergnügen zu machen schien. Lachend stieg er zu uns auf's Nobledeck, und zum Beweise, daß er von der launigen Gallierin völlig entwaffnet worden war, erklang aus der Tiefe nochmals die Marseillaise. „Ist ohnehin schon Abend," brummte der Seebär, „und die Wetterhexe hat keine üble Stimme. Seltsames Volk, diese Franzosen! müssen singen, haben kein Yankee doodle und kein Hail Columbia happy land, singen immer nur vom Halsabschneiden und von der Republik, und doch ist immer der einen Hälfte von ihnen das Halsabschneiden und der andern Hälfte die Republik nicht recht. Seltsames Volk — muß singen, hm — meinetwegen, aber Sonntag! schlechtes Beispiel für die Mannschaft ꝛc."

Ich sah, daß der Kapitän in etwas besserer Laune war, und begann deßhalb ein Gespräch mit ihm, seine Bemerkungen über das französische Volk gaben uns Stoff und Veranlassung dazu. Ich muß gestehn, daß die Belesenheit und die Richtigkeit, der Scharfsinn der Bemerkungen des Kapitäns mich wirklich in Erstaunen versetzten, und der französische Kapitän, der trotz alles Wechsels der Regierungsform in seinem Vaterland stets ein starrer Republikaner vom alten Schlag geblieben war, sprach eben dieselbe

Bewunderung aus. Der Kapitän unsers Schiffs lachte, und erklärte uns, wie er zu dieser Kenntniß der französischen Geschichte gekommen war, er besaß nämlich eine nicht unbedeutende Anzahl der besten französischen Geschichtswerke in englischer Uebersetzung, und befaßte sich in seinen Mußestunden mit deren Lectüre; eines derselben, die Geschichte der französischen Marschälle, war ein sehr gediegenes Werk, leider habe ich den Namen des Autors vergessen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich die Bemerkung nicht unterlassen, daß die Mehrzahl der amerikanischen Kapitäne wirklich einen höhern Grad von Bildung besitzt, als die Kapitäne anderer Nationen; dieß gilt besonders von den Fregattenoffizieren, welche an der Marinehochschule zu West-Point erzogen wurden. Es bleibt aber immer seltsam, daß diese Akademie einen vorwiegend aristokratischen Charakter hat. Freilich ist die Bildung dieser Herrn eine sehr einseitige, aber sie sind ohne Unterschied sehr tüchtige Seeleute und größtentheils auch Gentlemen, das ist wohl die Hauptsache, und über die Kapitäns anderer Nationen läßt sich in der Regel nicht dasselbe Urtheil fällen. Unsere Conversation dauerte ziemlich lange, der stille Mond sah so milde und ruhig herab, und sein milder Schein, sowie der herrliche Wiederglanz der tausend Gestirne bot einen wundervollen Anblick. Das Gespräch, das sehr lebhaft zu werden begann, ward durch das Glockenzeichen, das zum eigentlichen Souper (kalte Speisen) rief, unterbrochen; die letzte Bemerkung unsers Kapitäns war, daß Frankreich unmöglich

eine Republik bleiben könne; sie mißfiel dem Franzosen, welcher eine Geringschätzung seiner Landsleute in dieser Bemerkung finden wollte. Die Geschichte hat es klar gezeigt, wer von Beiden Recht gehabt. Unser Dreigespräch zog uns von der übrigen Gesellschaft den Spitznamen „die Politiker" zu, und so oft man uns beisammen sah, hieß es „das Ministerconseil" ist beisammen, und Freund Bob vergaß nie zu fragen, was wir über Frankreichs künftige Schicksale beschlossen hatten.

Unser Kapitän, der wohl einsah, daß der gegenwärtige Lauf, oder vielmehr „Stillstand" unsers Schiffes keiner besondern Aufmerksamkeit bedurfte, zog sich bald zurück, und als wir sah'n, daß die Lampe in seiner Cajüte ausgelöscht war, wußten wir, daß er in Morpheus Armen lag, übrigens ließ uns hieran das gesunde Schnarchen, das trotz einer doppelten Bretterwand deutlich zu vernehmen war, an dieser, für uns erfreulichen Thatsache nicht zweifeln, und weil, wie ein altes Sprichwort sagt, die soirées dansantes der Mäuse beginnen, wenn die patrouillirende Schaarwache, nämlich der Kater, schläft, begann auch in beiden Cajüten der sonntagswidrige Rummel. Die Nacht aber war zu schön, und zum Spektakelmachen war ja noch Zeit bei schlechtem Wetter, dessen wir nach Versicherung des französischen Seefahrers täglich gewärtig sein konnten. Wir stiegen also Alle, mit wenigen Ausnahmen derjenigen, für welche des Kapitäns Beispiel verlockend war, hinauf auf's Verdeck, und wahrlich, es lohnte die Mühe

und das Opfer des Schlafes. Das Meer und das sternbesäte Firmament boten einen unvergleichlich schönen, einen unvergeßlich erhabenen Anblick dar! Das Meer glich einer glänzenden Spiegelfläche, hie und da ward sie zeitweilig von einem phosphorescirenden Silberstreifen durchschnitten, wenn ein Fisch langsam einherschwamm, wo dann seine Bahn lange Zeit leuchtend schimmerte. Auch am Steuerruder zeigte sich dieses höchst interessante Schauspiel, und es schien, als ob das Schiff sich in einer Silberfluth bewege. In der That war das Wasser bei Mondesschein fast noch durchsichtiger, als beim Glanz der Sonne, und wäre ich allein gewesen, ich hätte mich beim Anblick der funkelnden Gestirne, die man nirgends schöner sieht, als in einer Nordgegend des Meeres und bei Betrachtung des Oceans in seiner ungetrübten Reinheit, stundenlang den angenehmsten Träumereien hingeben können, — aber — gute Nacht Poesie, Empfindsamkeit und Schwärmerei in einer so prosaischen Gesellschaft, die für die Schönheiten der Natur viel weniger Sinn hatte, als ich, etwa aus dem Grunde, weil sie vielmehr an dieselben gewöhnt war, als ich. — Die lebenslustige Spanierin machte mich darauf aufmerksam, daß sie für Geld und gute Worte vom Stewart eine große Flasche Brandy erhandelt habe, daß dieselbe für die Matrosen bestimmt sei, wußte ich ohnehin. Auf den Schiffen besteht das leicht erklärliche Verbot, daß die Passagiers mit den Matrosen durchaus nicht reden und denselben um so viel weniger irgend ein Geschenk

machen dürfen, am allerwenigsten Branntwein. Obgleich ich nie einen der Matrosen darum fragte, glaube ich, daß die Leute auf unserm Schiff gar keine Whiskyrationen bekamen; daß der Kapitän kein Temperancemann und kein Anhänger der Mäßigkeitsgesellschaft war, nun, das wußten wir Alle, aber mir schien doch, daß er es wenigstens von seinen Leuten verlangte, daß sie Teetotallers seien, man konnte ihnen nämlich keine größere Freude machen, als mit einer Flasche Branntwein.

Ich will keineswegs die Verdienste der Mäßigkeitsgesellschaften schmälern, oder in Abrede stellen; sie haben unstreitig sehr viel Gutes gewirkt, und namentlich in Irland eine sehr wohlthätige — freilich nicht allgemein nachhaltige Reformation bezweckt, aber auf dem Meere, für die rohen, so vielen Strapazen und dem rauhen Klima ausgesetzten Matrosen, halte ich die Mäßigkeitsgesellschaften, insofern sie die Spirutuosen ganz verbieten, für völlig unpraktisch. Es sollte genügen, daß man nach Comodore Groggs Beispiel, der den Gebrauch des Verdünnens des Branntweins zuerst einführte und von welchem auch das in England naturalisirte Getränk den Namen führt, die geistigen Getränke durch Beimischung eines Quantums Wasser unschädlich mache; sie ganz abzuschaffen, halte ich, wie gesagt, für unpraktisch, denn der mäßige Gebrauch von Spirituosen ist nicht nur eines der bewährtesten Mittel gegen die Seekrankheit, sondern er wird in der rauhen, zehrenden, salzgeschwängerten Atmosphäre des Meeres geradezu Bedürfniß, wie

dieß das Beispiel fashionabler Damen, z. B. der höchst aristokratischen Lady E— beweist, mit welcher ich das „Vergnügen und die Ehre" hatte, eine Seereise nach Neuschottland zu machen. Die edle Dame hatte ihrer Versicherung nach in ihrem Leben nie ein stärkeres Getränk verkostet, als Port oder Dry Madeira, ja nicht einmal zum Tea Rum genommen, auf ihrer Seereise „vertilgte" sie jedoch täglich gewiß mehr Cognac mit Wasser, als jeder Matrose. So viel „per parenthesin". — Keineswegs waren wir also der menschenfreundlichen Ansicht unsers Kapitäns, und es machte uns nicht wenig Vergnügen, wenn wir den Theerjacken eine Flasche „steifes Getränk" zuschmuggeln konnten, und Dank sei es der Philanthropie unserer amazonenartigen spanischen Reisegefährtin, daß uns dieß auch an jenem Sonntag Abends gelang. Die Matrosen, welche die Wache bis zur Mitternacht hatten, saßen wie gewöhnlich vor dem Mast im Kreise, rauchten ihre kleinen Pfeifen und hielten sich gegenseitig dadurch wach, daß Einer nach dem Andern „sein Garn abspann", das heißt in die „Sprache der Landratten" übersetzt, daß Einer nach dem Andern irgend etwas Wahres oder Erdichtetes erzählte. Die Seesagen, die ich bei solchen Gelegenheiten aus dem Munde der Matrosen hörte, hatten, trotz ihres schlichten, oft auch äußerst barocken Gewandes, doch auch sehr viel poetischen Gehalt, und obgleich es eine große Mühe gäbe, sie à la Musäus zu sammeln, so wäre sie gewiß lohnend, und Kapitän Maryat hat manches dieser Mährchen sehr gut zu verwenden gewußt; na-

mentlich erinnere ich mich, die Sage vom fliegenden Holländer von einem Matrosen gehört zu haben, der, wie die meisten seiner Kameraden, weder lesen, noch schreiben konnte. Was für seltsame Leutchen sind doch diese Matrosen, sie haben ihren eigenen Typus, ihren eigenthümlichen Charakter, und trotz ihrer verschiedenen Bildungsstufe, die in der Regel sehr niedrig ist, trotz ihrer verschiedenen Nationalität, sind sie, wenigstens die Nordländer, in geistiger, oft auch physischer Beziehung, wie nach Schablonen geformt. Der Matrose ist leichtsinnig, energisch, excentrisch, gutmüthig und jähzornig zugleich; er ist höchst unterthänig, ja beinahe sklavisch gesinnt, wenn er nicht imponiren kann, was freilich höchst selten der Fall ist; er ist fröhlich bis zum Uebermaß, er kann aber auch melancholisch werden, als besäße er das empfindsamste, zarteste Gemüth; am Lande, im Wohlleben ist der Matrose rein ein Knecht seiner Leidenschaften, ein Vergnügensthier, so lang er Geld hat und das hat er stets die ersten Tage bei seiner Ankunft im Hafen, da wird nun fort gejubelt, gezecht, geschwärmt, zur Zeit des Ueberflusses ist Jedermann sein Freund, seine Freundin, — er lebt nur der Lust. Hat er kein Geld mehr, — das Meer ist weit, hinüber und herüber führen viele Straßen, und es gibt der Schiffe genug, auf denen er sich engagiren lassen kann, denn für gewöhnlich haben Kauffahrteischiffe nie dieselbe Bemannung bei wiederholten Fahrten, ja nicht einmal „die Offiziere“ sind stabil. Der Matrose als Typus gleicht keinem Völkerstamm mehr, als den

Zigeunern, was diese am Lande, ist der Matrose am Meer. Familienbande sind ihm für gewöhnlich fremd, er hat mit Herwegh seine Sache auf's Nichts gestellt, er lebt, arbeitet, plagt sich, genießt, vergeudet, leistet Frohndienst so lang es geht und ist meistentheils im Alter ein Bettler, glücklich, wenn er noch im Marinehospital hinsiechen kann. Die meisten Matrosen sind in der That wie verwaist, wer kümmert sich um sie? Da fällt mir gerade eine Anekdote ein. Ein Methodistenprediger hielt einst in Newyork auf einem schwimmenden Bethaus (seamen's floating Bethel) seine Sonntagsrede.

Für jene meiner Leser, die mit dem amerikanisch-kirchlichen Spekulationsgeist nicht hinlänglich vertraut sind, muß ich bemerken, daß man in den Seestädten der Union, um die kostspieligen Auslagen für den Kirchenbau und die Bodenrente zu ersparen, entweder alte Schiffe zu Bethäusern herrichtet, oder mit wenigen Kosten neue zu diesem Zwecke baut. Man zahlt für sie nur die Hafenstationstaxe, am Sonntag wird früh und Nachmittag mit der Glocke das Zeichen zum Gottesdienste gegeben; die Andächtigen versammeln sich, zahlen entweder kein oder nur ein mäßiges Eintrittsgeld und machen oft während der Erbauungsrede eine besonders im Hochsommer sehr angenehme Lustfahrt. Auf so einem Kirchenschiff oder vielmehr in einer solchen Schiffkirche predigte, wie gesagt, eines Sonntags ein eifriger Methodistenprediger. Unter andern Beweggründen zur Belehrung für die Matrosen führte er auch den Umstand an, daß der Matrose

ganz vereinzelt und verlassen auf der Welt dastehe, daß ihn fast keine Bande des Blutes oder der Liebe an sie fesseln, und daß es daher besser wäre, wenn er vollends mit „aller Eitelkeit der Welt" brechen und sich bekehren würde. Um seiner Rede mehr Emphase zu geben, schloß er seine Beweisführung mit den Worten: „Wer kümmert sich auf der Welt um den armen Jack?" Längere Zeit dauerte das Stillschweigen, da ließ sich plötzlich eine Mädchenstimme aus dem Hintergrund der Kirche hören: Sally does. (Sally thuts!) Ein lautes Gelächter aller Anwesenden machte jeder fernern Erbauung ein Ende. — Freilich solche Anhänglichkeiten, wie Sallys, kommen vor, aber sie dauern nicht länger, als so lang Jack am Lande ist, oder eigentlicher, so lange Jack Geld genug hat, und immerhin ist es wahr, daß sich fast Niemand um den armen Matrosen kümmert. Seine Heimath ist das Meer und stets hat er's Heimweh nach dem tückischen Element. Wenn auch der Ruf „Land!" freudige Gefühle in seinem Herzen erzeugt, so beziehn sie sich allein auf die Freuden, die Genüsse, die Rufe, die seiner warten, das Gefühl, mit dem er wieder ein Schiff besteigt, um neuen Gefahren entgegenzugehn, ist jedenfalls ein freudigeres, ein stolzeres. Der Matrose ist ein Desperado. — Unsere Schiffsmannschaft war seltsam aus den verschiedenartigsten Nationen und Individuen zusammengewürfelt. Irländer, Norddeutsche, Schotten, Engländer, Amerikaner und Einer, der kein Vaterland hatte, weil er auf dem Meere geboren war, wie er sagte, ob-

gleich allgemein der Grundsatz gilt, daß er jenem Lande angehöre, auf dessen Grund und Boden, und als solcher wird auch ein Schiff betrachtet, er das Licht des Tages erblickte. Letzterer war ein merkwürdiger Abentheurer, seine letzte Tour hatte er nach China gemacht und auf unser Schiff brachte man ihn so sternhagelvoll besoffen, daß er sofort in einen tiefen Raum des Fahrzeuges gebracht werden mußte und volle 24 Stunden brauchte, bevor er seinen Rausch völlig ausgeschlafen hatte. Sein Erstaunen, als er sich auf offener See sah, war in der That komisch. Er war ein gelenkiger, thätiger, sehr brauchbarer Bursche, aber gränzenlos leichtsinnig. Seine Kameraden nannten ihn nur das Eichkätzchen. Es war höchst amüsant, den Burschen von seinen Erlebnissen erzählen zu hören, denn er hatte die Gabe, mit größter Gewandtheit das Unwahrscheinlichste so geschickt zu erzählen, daß er selbst seinen in diesem Genre der Geschichte wohl bewanderten Kameraden sehr viele kolossale Bären oktroirte, und wenn man ihm auch gelegenheitlich einen offenbaren Widerspruch nachwies, fuhr er doch sans gène fort, als hätte er die Unterbrechung gar nicht bemerkt. Er und ein feuerrothköpfiger Schotte waren die unzertrennlichsten Freunde. Letzterer, der feuergefährliche, war ein höchst sonderbares Individuum, seine Physionomie hatte etwas Diabolisches, sein Blick etwas Vages, Grinsendes, etwas so Widerwärtiges, daß mich oft ein Grausen überlief, wenn ich den Menschen betrachtete; die größte Ursache meines Widerwillens mochte wohl der un-

heimliche Blick seines einzigen, doppelt feurigen Katzenauges gewesen sein. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, ihn schon früher, wahrscheinlich in irgend einer der vielen amerikanischen Staatsgefängnisse gesehn zu haben. Der würdige Dritte im Bunde dieser Edlen war ein verschmitzter, kleiner Irländer, ein Conoughtman, wie er sich nannte. Hinter einem Uebermaß ausbündiger Höflichkeit, wußte er geschickt die stärkste Dosis von Verschmitztheit zu verbergen. Er erwies Jedermann von uns die größte Aufmerksamkeit, war stets darauf bedacht, uns kleine Gefälligkeiten zu erweisen, aber er ließ auch keine Gelegenheit vorübergehn, um hiefür entweder um „ein altes Hemd", einen kleinen „sexpence", um einen Trunk whisky oder eine Handvoll Tabak zu bitten und nahm Alles an „aus Achtung für Euer Ehren und auf Gesundheit und stetes Wohlergehn für Ihro ganze Familie bis in's sechste Glied." Die drei bildeten ein schönes Kleeblatt, und obgleich die Andern nicht gerade viel besser sein mochten, so hatten doch die Matadors einen gewissen Vorrang, ein moralisches Uebergewicht, das alle Uebrigen respektirten. Unsere Ankunft mit der Flasche Branntwein war den Burschen sehr angenehm, und um uns zu beweisen, wie sehr ihnen das Getränk behagte, soffen sie es in zwei Runden bis auf die Neige aus. Der erste Lieutenant, welcher die Wache hatte, ging auf dem andern Verdeck herum und ignorirte völlig, was wir thaten. Er war ein sehr guter, sehr geschickter und bescheidener junger Mensch, der, wie er uns erzählte, seine Lauf-

bahn im Seedienst unter seines eigenen Onkels Kommando begann, welcher es für eine Ehrensache hielt, der ganzen Mannschaft zu beweisen, wie fern er vom Nepotismus sei und wie wenig Unterschied er zwischen einem gemeinen Schiffsjungen und seinem eigenen Neffen zu machen wisse. Darum kannte der wirklich fein gebildete junge Mann alle Schwierigkeiten und Beschwerden, alle Lasten und Mühen des Matrosenlebens und gönnte den armen Kerlen gerne ein Vergnügen, eine Erleichterung, wenn nur der Dienst nicht dabei litt. Wenn er die Nachtwache hatte, brauchten wir uns vor keinem Verweis zu fürchten, hüteten uns aber stets vor dem sogenannten zweiten Lieutenant, welcher ein gemeiner Mensch, ein Zuträger des Kapitäns und bei den Matrosen sehr verhaßt war. Die Leute fanden wir an diesem Abend sehr verstimmt, sie beschwerten sich über den Kapitän, der ihnen ihre Rationen karg zumessen und sogar ihren Pudding zuwägen ließ. Der Rothkopf schürte die Flamme der Unzufriedenheit unter den Genossen und ich hielt es unter diesen Umständen für das Beste, mich zu entfernen. Meinem Beispiel folgten die Andern, denn obgleich die Nacht wunderschön war, lud sie doch eben so zum Schlafen als zum Wachen ein, bei ruhigem Meer schlummert es sich so sanft, weil man mit dem Bewußtsein einschläft, daß man weder aus seinem Bett herausgeworfen, noch auch mit seinem Kopfe den Takt mit dem Wellenschlag gegen das Brett des Gehäuses schlagen wird. In sehr kurzer Zeit schnarchten meine beiden Nachbarn, die Spanierin

und der Franzose und bald darauf höchst wahrscheinlich auch ich. So war wieder ein Tag und zwar ein höchst langweiliger Sonntag am Schiffe verlebt.

Die Meuterei.

Am andern Morgen war keiner von uns besonders eilig beim Aufstehn, denn es hatte sich so außerordentlich angenehm geschlafen, weil wir durch die ganze Zeit unserer Fahrt keine so ruhige Nacht, kein so stilles Meer gehabt. Der Morgen war keineswegs so schön, wie der vorhergehende Tag. Es fiel ein dichter Nebel herab, welcher die Sonne lange vor unsern Augen verbarg, die Luft war kühl, das Meer bewegt. Der Kapitän rauchte seine Cigarre am Verdeck, und obgleich ihm ein schlechtes Wetter immer viel lieber war, als ein schönes, war doch seine Laune nicht besser. Er war einsilbig, verdrießlich und das Wenige, was er zu kommandiren hatte, ordnete er in einer sehr barschen Weise an, so daß ich gleich früh merkte, daß der Tag nicht ohne Donnerwetter abgehn werde. Die Heiterkeit der jüngern Reisenden, die er am Montag nicht verbieten konnte, war ihm zuwider und er brummte seine Mißbilligung blos für sich in den Bart hinein. Freund John hatte von dem Matrosen, um welchen sich keine sieben Städte als ihren Sohn stritten, eine sehr gut gedrehte seidene Angelschnur erhandelt, welche, wenn man dem verschmitzten Jack glauben konnte, direkt aus China kam und für den Preis „eben so gut wie weggeworfen“

war. An der Schnur war eine vortreffliche Angel und nebst dem leichten Kork auch die nöthigen Gewichte befestigt, weil die Angelschnur für größere Fische berechnet war. Als Köder benützten wir ein Stück rohen, gesalzenen Fleisches. Mehrmal hatten wir schon ansehnliche Fische gefangen. Die spanische Donna sah mit großem Interesse zu und hatte nur eine Angst, nämlich, daß wir einmal einen Haifisch fangen könnten und in Verlegenheit kommen würden, was wir mit ihm anfangen sollten. Bob gab ihr sein Ehrenwort, daß er den gefangenen Räuber sofort unschädlich machen und visitiren wollte, ob sich in seinen Eingeweiden nicht noch irgend ein lebender Matrose befinde, leider aber konnte er das Experiment nicht machen, denn wir fingen keinen Haifisch, wohl aber einige nichtsnutzige, vorwitzige Junker, denen wir sofort wieder die Freiheit schenkten, weil sie gar nicht appetitlich aussahn. — Sehr bald gaben wir die keineswegs dankbare Beschäftigung auf und suchten auf verschiedene Weise die Zeit zu vertreiben. Wir waren Alle verstimmt, gleich als ob wir die unangenehmen Ereignisse, die drohenden Gefahren vorausgesehn hätten, die unser warteten. Der Kapitän hatte schon frühzeitig mit seinen Matrosen gezankt, die Ursache konnte ich nicht erfahren, aber die Wirkung sah man unfehlbar ausgeprägt in den finstern, verdrießlichen Gesichtern. Die Leute murrten und der französische Kapitän, welcher als erfahrener Seemann alle diese Zeichen wohl zu deuten verstand, äußerte gegen mich seine Besorgniß, weil seiner Ansicht nach die Stim-

mung auf dem Schiffe allgemein sehr böse und drohend wäre. Auch mir kam es so vor, doch hatte ich keine Ahnung, daß der Ausbruch so nahe und in solcher Weise bevorstand. Der Rothhaarige stand am Steuerruder, und ich bemerkte, daß er dem Kapitän stets grimmige Blicke nachwarf, so oft dieser vorüberging.

Eines freundlichen Blickes war diese Gaunerphysionomie ohnehin nicht fähig, aber dießmal lag so viel Rachedurst, Hohn und Spott in der grinsenden Fratze, daß ich mich mit Eckel und Verachtung von dem Kerl abwandte. Es kam die Zeit, in welcher er von seinem Posten abgelöst wurde, die andern Matrosen hatten bereits ihr Mittagessen verzehrt. Es dauerte nicht lange, so kam der Rothhaarige wieder auf's Deck und ging geradezu auf den Kapitän zu, der beim Steuerruder stand und seine Beobachtungen an der Windrose machte.

Ohne die üblichen, schuldigen Vorschriften der Hochachtung und des Reglements zu beobachten, trat er fest vor den Kapitän und sagte mit barschem Ton: „Sir, die Kameraden haben meine Ration aufgegessen, sie sagen, daß sie selbst sehr wenig hatten. Herr, ich glaube, daß man ein Recht habe, sein ehrliches Essen zu verlangen, wie ein Mensch, wenn man sich den ganzen Tag rackern und plagen muß, wie ein Vieh. Das ist so meine Ansicht, — Herr!"

Der Kapitän ward dunkelroth im Gesicht, ich mußte aber seine Mäßigung und Geistesgegenwart bewundern, als ich sah, daß er in einem Augenblick Herr und Meister seiner Gefühle oder vielmehr seiner

Leidenschaft war, was ihn, den heftigen, aufbrausenden Mann nicht wenig Mühe kosten mußte. — Ohne ein Wort zu sagen, ging der Kapitän über die eine Brücke, welche die beiden Verdecke verband, hinüber zum Quartier der Matrosen. (Die nautischen Kunstausdrücke vermeide ich geflissentlich, da ich aus eigener Erfahrung weiß, wie unangenehm es für mich war, wenn ich irgend eine Schrift las, die mit den technischen Ausdrücken des Seelebens gespickt war, bevor ich durch mehrere Seereisen und nächsten Umgang mit den Matrosen mit denselben vertraut ward.) Der Kapitän ließ die Matrosen hinaufkommen, untersuchte Alles genau, kam aber zu keinem Resultat, denn es war offenbar, daß alle Matrosen mit einander einverstanden und verabredet waren. Der Kapitän ward endlich heftig und grob und die Matrosen wagten es, als er sie in großer Aufregung verließ, ihm Drohungen der ärgsten Art nachzurufen. Die Stimmung Aller war höchst bedenklich, es war kein Zweifel mehr, daß wir furchtbare Schreckensscenen erleben würden.

Der Kapitän war bestürzt, mit großen Schritten ging er auf und ab und wechselte mit dem ersten Lieutenant im Vorbeigehn einige Worte. — Endlich gab er den Befehl zum Pumpen. Wenn ich nicht irre, war unser Schiff noch nicht bekupfert und zog deßhalb sehr viel Wasser. Ich ließ mir sagen, daß ein neues amerikanisches Schiff stets einige Fahrten mache, bevor es bekupfert wird, wahrscheinlich, um diejenigen Stellen ausfindig zu machen, an welchen eine festere Metalldecke nothwendiger ist. Die Pumpe,

auf unserm Schiffe eine sehr sinnreiche, dabei sehr einfache und praktische Maschine, befand sich im Mittelpunkt des Schiffes, knapp vor dem Eingang in die zweite Cajüte, unterhalb der beiden Brücken, welche die Verdecke verbinden. Mehreremale im Tage ward eine bedeutende Masse von Wasser gepumpt. Auf das Kommando erschienen fast alle Matrosen, der Rothhaarige und der Vaterlandslose waren an der Spitze. In dem Augenblicke, als die Leute zum Pumpen heraustraten, ward das Glockenzeichen zu unserm Diner gegeben, ich stieg aber nicht hinab, denn ich wußte, daß Scenen von höchstem Interesse jeden Augenblick zu erwarten seien, obgleich eben so wohl die Gefahr am Tage lag, der wir ausgesetzt waren. — Wohl bemerkte ich eine sehr große Aufregung unter den Leuten, konnte aber, weil ich etwas ferne stand, und die Matrosen sich unten befanden, nicht die Veranlassung zum Streite erfahren. Der Kapitän war im höchsten Grade erbittert und offenbar in diesem Augenblick nicht Meister seiner Leidenschaft. — Ob er irgend einen der Matrosen besonders grob anfuhr, oder ob er dadurch die Wuth der Mannschaft gegen sich herausforderte, weil er drohend wie zum Schlage die Hand gegen Einen erhob, das weiß ich nicht. Ich hörte plötzlich einen sehr heftigen Wortwechsel zwischen dem Rothhaarigen und dem Kapitän, und als ich hinzu trat, sah ich mehrere Messer der Matrosen gegen Letzteren gezückt. Jeder Matrose trägt nämlich an einem Riemen, der um die Hüften befestigt ist, auf dem Rücken in einem ledernen Futral

ein Messer, welches er zum Abschneiden der Tauenden braucht. Durch diesen Frevel, daß die Matrosen gegen den Kapitän die Waffen zückten, hatten sie sich des Verbrechens der Meuterei schuldig gemacht und nach den Kriegsartikeln ihr Leben verwirkt. Diese Artikel sind sehr streng, man möchte sie drakonisch nennen, wenn man nicht ihre absolute Nothwendigkeit einsehn müßte; der Kapitän muß die Vollgewalt des Ansehns und der Autorität genießen, sonst wäre bei der fast allgemeinen Leidenschaftlichkeit und Zügellosigkeit der Matrosen jedes Schiff in Gefahr. Es ist diese Strenge der Gesetze mit jener, die auf den Negerplantagen in Wirksamkeit sind, analog, denn wenn der Pflanzer mit seinen Aufsehern nicht durch solche Gesetze geschützt wäre, würde das Leben der Weißen immer gefährdet sein. Insubordination wird sehr strenge gestraft, die Admiralitätsgerichte kennen in solchen Fällen begreiflicher Weise keine Milde. Den Matrosen ist dieß sehr gut bekannt, darum geschieht es, daß diejenigen, die sich der Insubordination schuldig gemacht haben, sofort bemüht sind, ihre Freunde in ihr Interesse zu ziehn, um sie gleich schuldig zu machen und eine Meuterei zu erzeugen, weil sie auf diese Weise die meiste Hoffnung haben, zu entfliehn und der gerechten Strafe zu entrinnen. Der Kapitän wankte leichenblaß von der Brücke oberhalb der Pumpe zurück, für einen Augenblick verließ ihn seine Geistesgegenwart.

Meine jungen amerikanischen Freunde kamen auf den Lärm auf's Verdeck, der Kapitän forderte sie und

mich im Namen des Gesetzes auf, ihm beizustehn. Er hatte zwar Recht, denn als amerikanische Bürger waren wir verpflichtet, ihm sowohl, als jedem Beamten in Ausübung seiner Pflicht und in Wahrung des Gesetzes jeden Beistand zu leisten, aber einestheils gaben wir selbst dem Kapitän den größten Theil der Schuld an den Schreckensscenen, anderntheils aber war wirklich der Moment sehr kritisch, und es war augenscheinlich mit der größten Gefahr verbunden, Partei gegen die zum Aeußersten entschlossene Mehrzahl zu ergreifen. Daß der Kapitän so klug und energisch handeln würde, wie wir später sehn werden, konnten wir nicht vorher wissen, der Ausgang war sehr problematisch, und wir glaubten, am klügsten zu handeln, wenn wir uns neutral verhielten. Der Kapitän war auf diesen unsern passiven Widerstand nicht gefaßt, aber ein kluger Einfall schien plötzlich seinen ganzen Muth zu beleben. Er erinnerte uns einfach daran, daß nach dem Gesetze auch jene Passagiers des Verbrechens der Meuterei theilhaftig sind, die auch nur durch die gleichgiltigsten Handlungen die Meuterer in ihrem Vorhaben bekräftigen, er warnte uns nachdrücklich vor jeder Opposition gegen die Handlungsweise, welche Vernunft und Gesetz ihm zur Pflicht machten; hierauf forderte er in trockenem, aber gebieterischen Ton von jedem Einzelnen von uns die Feuergewehre, die wir besaßen. Wir fügten uns gerne, weil wir wußten, daß wir zu unserer Vertheidigung der Waffen gegen die Matrosen nicht bedürften. Wir lieferten unverzüglich unsere Büchsen aus,

welche der Kapitän in seine Waffenkammer verschloß. Diese Maßregel war sehr klug, denn jetzt hatte der Kapitän und die ihm treu Gebliebenen allein noch Pistolen und Gewehre und konnten so einer weit überlegenen Mehrzahl leicht imponiren, weil diese nur mit kurzen Messern bewaffnet und nicht im Stande war, andere Waffen aufzutreiben, als höchstens die Werkzeuge des Schiffszimmermanns. Hierauf brachte der Kapitän einige blanke, geschliffene Säbel hervor und wußte sie geschickt an verschiedenen Orten, besonders hinter den Holzschrauben und Tauenden zu verbergen, welche im Kreise den Hauptmast umgeben. Ich erinnere mich ganz gut, schon mehrere Tage vor Ausbruch der Meuterei gesehn zu haben, wie der Stewart diese Säbel mit Bimmsstein vom Roste reinigte und an einem Schleifstein in der Tischlerwerkstätte schärfte. Der Kapitän sah also entweder die Meuterei schon vorher, oder vermuthete wenigstens die Möglichkeit, daß Waffengebrauch nothwendig werden dürfte. — Die Matrosen hatten sich alle in ihr Vorderkastell zurückgezogen, offenbar, um zu berathen, was nun nach dem offenen Ausbruch der Empörung ferner zu thun sei. Der Kapitän versammelte die ihm Ergebenen, mit Einschluß des schwarzen Küchenpersonales, ließ die Thüre zur zweiten Cajüte verschließen, seine Leute blieben im Rauchzimmer, er selbst mit den Lieutenants stieg auf das Verdeck. Er hatte zwei scharf geladene Pistolen zu sich gesteckt.

Ich folgte ihm, um zu sehn, wie die höchst unerquickliche Affaire ablaufen würde; auch die jungen

Amerikaner folgten, den französischen Kapitän sah ich die ganze Zeit nicht, wahrscheinlich wollte er streng neutral bleiben und hatte sich darum in die Cabin verschlossen. Der erfahrene Seemann kannte natürlich die Gefahren des Augenblicks besser, als wir. Der Kapitän ersuchte mich nochmals, den Vermittler zu machen, und obzwar er dieß nicht gerade auf die galanteste Weise that, ja sogar mir Vorwürfe machte, daß ich öfters mit den Matrosen gesprochen und ihnen selbst auch Geschenke gemacht hatte, so glaubte ich doch, seinen Wünschen Folge leisten zu müssen, weil ich die Möglichkeit sah, Gewaltthätigkeiten von beiden Seiten verhindern zu können.

„Ich fragte den Kapitän, ob er den Matrosen verzeihn und die ganze Sache vergessen wolle," worauf er kalt und achselzuckend antwortete: „Sie scheinen verd— wenig von der Gefahr zu verstehn, in welcher wir Alle schweben und die Größe des Verbrechens gar nicht zu bemessen, das hier begangen ward. Von Amnestie kann keine Rede sein, sonst würde ja jede Autorität aufhören, übrigens habe ich ja die Kerle in meiner Gewalt. Ich will nur unnützes Blutvergießen verhindern. Wollen Sie mir dazu helfen, gut, wollen Sie nicht, so liegt auch nichts dran."

Ich war gerne dazu bereit, denn fortgesetzter Widerstand mußte nothwendiger Weise unter den obwaltenden Umständen für die Matrosen höchst gefährlich werden, und selbst des Kapitäns Lage war eine höchst bedenkliche, denn wenn er auch glaubte, den

Meuterern mit seinen Pistolen imponiren zu können, so war ja ihre Zahl der seiner Anhänger weit überlegen, und was war Alles für ein Schiff auf offener See zu befürchten, wenn die Mannschaft empört, wenn sie nicht mehr verläßlich ist und ihre gereizte Stimmung nichts weniger als eine Garantie bietet für die Erfüllung ihrer Pflichten? — Ich ging deßhalb hinüber, die Matrosen wurden auf's Verdeck kommandirt. Ich wußte, daß sie Zutrauen zu mir hatten, deßhalb sagte ich ihnen ganz einfach, daß ihr Widerstand völlig nutzlos sei und nur mit ihrer Niederlage und strengster Bestrafung endigen könne. Wenn sie Beschwerden vorzutragen hätten, so müßten sie dieselben in gebührender Weise vorbringen, es werde denselben gewiß abgeholfen werden. Einer der Matrosen verlangte, daß der Kapitän auf sein Ehrenwort als Gentleman ihnen allen ohne Ausnahme Vergebung zusichere. Ich konnte dieß natürlich nicht versprechen, da trat aber der Kapitän herzu, redete in gemäßigter Weise und befahl endlich, daß die drei Rädelsführer zur Strafe in die drei Mastkörbe steigen und daselbst so lange verbleiben sollten, bis er ihnen die Erlaubniß gäbe, hinabzusteigen. Die andern Matrosen, die nicht zum augenblicklichen Dienst nothwendig waren, wurden unter Deck kommandirt. Alle Matrosen zauderten einen Augenblick, glücklicher Weise verstellte sich der Kapitän meisterhaft in dem Moment, der eine sehr gefährliche Krisis hätte herbeiführen können, und die Leute gehorchten. Kaum war das Verdeck von ihnen geräumt, da traten einige der dem Kapitän

Getreuen hervor, er selbst zog seine Pistolen, trat zum Hauptmast und befahl dem Rothhaarigen, alsogleich herabzukommen. Er weigerte sich eine Zeit lang, da er aber sah, daß er unrettbar verloren wäre, wenn er dem Befehl nicht Folge leisten würde, kletterte er herab, zog jedoch sein Messer und war offenbar zum entschiedensten Widerstand entschlossen, aber er ward umringt, Jemand schlug ihn mit großer Kraft in den Ellenbogen, daß ihm das Messer aus der Hand fiel, bald war er zu Boden geworfen und geknebelt. Man legte ihm Fesseln an und führte ihn in den Kerker.

Beim Vaterlandslosen gelang dasselbe Experiment mit noch geringeren Schwierigkeiten, er ward in das Badezimmer neben der „privy“ eingesperrt. Am meisten Umstände machte der listige Irländer, welcher, kaum hinabgekommen, plötzlich hin und her sprang und seine Verfolger zu ermüden suchte, offenbar wollte er sich zu seinen Kameraden flüchten, und es war wohl ein Glück zu nennen, daß es ihm nicht gelang. Er ward ergriffen, leistete aber sehr entschiedenen Widerstand, er riß sich immer wieder aus den Händen seiner Gegner und machte einen wahren Heidenlärm. Er ward über die Stiegen hinab in's Rauchkabinet geschleppt, welches nur durch Glasthüren vom Speisesaal getrennt war. Die Passagiers der ersten Cajüte waren gerade beim Diner, man kann sich ihren Schrecken und ihre Aufregung denken. Als die Spanierin sah, wie man den armen Kerl hinunter schleppte, wie ihn Alle mit gezogenen Säbeln um-

ringten und über ihn herfielen, sprang sie auf und warf sich dem Kapitän zu Füßen mit dem Ruf: „Gnade! Gnade!"

Der Kapitän war durch die letzten Scenen höchst aufgeregt, der Widerstand und das fürchterliche Schreien des Irländers hatte ihn wüthend gemacht, seine Augen funkelten, er zitterte vor Aerger am ganzen Leib, und vielleicht hätte er sich eine Gewaltthat zu Schulden kommen lassen, wenn ihn nicht die dringende Bitte der Dame völlig zur Besinnung gebracht hätte. Er murmelte zwischen den Zähnen einige abgebrochene Phrasen von unbefugter Einmischung der Weiber in Angelegenheiten der Justiz, die sie nicht verstehn, von unzeitigem Mitleid &c., aber er begnügte sich sofort damit, daß er den Matrosen fest gebunden in den untern Schiffsraum führen ließ. Die Meuterei war durch seine Energie, seine Kaltblütigkeit und Festigkeit niedergedrückt im Entstehn, die drei Rädelsführer waren verhaftet und unschädlich gemacht, von den Uebrigen war viel weniger zu befürchten, denn es fehlte ihnen Muth und Entschlossenheit, offenbar waren sie nur Werkzeuge in den Händen der drei Desperados. Keiner wagte es, auf das Geschrei der Drei ihnen zu Hülfe zu kommen und Alle gingen schweigend, wenn auch auf's Aeußerste erbittert, an ihre Arbeit.

Von einer Fortsetzung des Diners war natürlich keine Rede mehr, das Spektakel hatte uns den Appetit benommen und die drohende Strafpredigt des Kapitäns, die er uns wegen unserer gesetzwidrigen

Neutralität hielt, war nicht gerade geeignet, ihn zu wecken, doch regalirten wir uns sammt dem Kapitän mit einigen Flaschen des besten **Chateau Margeaux.** — Den ganzen Nachmittag war es sehr stille auf dem Schiff, wir fühlten es gar wohl, daß wir uns im Belagerungszustand befanden. Am meisten war dieß auffallend zur Nachtzeit. Die Wache verbot uns ausdrücklich, im Namen des Kapitäns unser Verdeck zu verlassen und auch nur ein Wort mit den Matrosen zu sprechen. Die Stimmung der Leute war sehr gereizt und die ersten zwei Nächte konnte ich kaum eine Viertelstunde schlafen, weil ich jeden Augenblick einen Ueberfall fürchtete. Nie war mir der regelmäßige Schall der schweren Tritte der nächtlichen Wachen, die oberhalb unserer Cabins herumgingen, so widerwärtig vorgekommen, wie damals.

Daß die Meuterei wirklich nicht eine bloße Kleinigkeit war, wie einige aus unserer Gesellschaft behaupteten, erfuhr ich, als ich zufälliger Weise das Zweigespräch mit anhörte, welches der Kapitän mit dem rothen Haupträdelsführer hielt. Der Kapitän stand vor der Kerkerthüre und sagte zu seinem Gefangenen:

„Ah Sir, Ihr habt sehr schlecht gerechnet, wenn Ihr glaubtet, Kapitän B— kenne die Matrosenschliche nicht und lasse sich von solchen Leuten, wie Ihr seid, übertölpeln. Da müßtet Ihr ein wenig zeitlicher aufstehn, um mich zu überlisten, denn ich bin kein Junge mehr. — Und was war Euch denn nicht recht, Ihr feinen Gentleman? Wenig arbeiten und übermäßig

viel Fleisch fressen, heh? Das wäre so was für Euch. Rindfleisch hat Euch nicht behagt, wolltet stets Schweinefleisch fressen, daß Ihr hättet daran erwürgen mögen. Wißt Ihr denn, wie viel Barrels (Fässer) Fleisch Ihr bereits aufgezehrt für Euere geringe Arbeit? Kein vernünftiger Christenmensch würde es Euch glauben! — Meuterei machen! Schöne Sache! Verschwörungen anzetteln! Prächtige Beschäftigung! Noble Belohnung für solche Tugenden! Der Galgen! Schöne Gegend! Prächtige Aussicht! Glaubt Ihr etwa, daß ich Euch so willig mein Schiff hätte zum Raube werden lassen? Bei Gott, da habt Ihr Euch sehr schwer verrechnet. Wißt Ihr, was ich gemacht hätte, wenn es zum Schlimmsten gekommen wäre? Ich hätte das Schiff mit Pulver in die Luft gesprengt und Euch gelinde in die Höh spazieren lassen, God d—, das hätte ich gethan, so wahr ich Kapitän B— heiße und es hätte mir Freude gemacht, wenn ich die Welt von einem Haufen solcher Lumpen hätte befrein können, wie Ihr seid."

Nun, an des Kapitäns Freude in solchem Falle mag ich gerade nicht zweifeln, aber ob auch wir unschuldigen Passagiers mit gleicher Freude ihn auf seiner Lustfahrt in die Luft hätten begleiten wollen, darüber möchte ich mir doch einige bescheidene Zweifel erlauben.

Kurze Zeit darauf, nachdem die Meuterei glücklicher Weise niedergeschlagen war, fragte ich gelegenheitlich den Kapitän, „was er mit den drei Gefangenen zu thun beabsichtige." „Der Rothe," gab er mir zur

Antwort, „wird gefesselt wieder die Reise über den Ocean zurück nach Amerika machen müssen, dort werde ich ihn vor ein Kriegsgericht stellen und ohne allen Zweifel wird er baumeln, denn er ist ein rabbiater Bursche, mehr Raubthier, als Mensch. — Was die zwei Andern anbelangt, so habe ich bis jetzt noch keinen festen Entschluß über ihre Strafe fassen können. Aus den Verhören ergibt sich, daß sie minder schuldig sind, als der Rothe, doch haben sie schon seit längerer Zeit mit ihm konspirirt, und wenn man die Kriegsartikel streng auslegen sollte, so kämen auch sie „auf die windige Seite“. Doch wär mir leid um diese Bursche, beide sind „vortreffliche Hände“ und der Irländer scheint gar keine Beine im Leibe zu haben, denn ehe man sich's versieht, ist er im höchsten Tackelwerk und das royal sail hat noch nie Einer geschickter behandelt, als er. Ich werde nachdenken, was sich für die Beiden thun läßt. Der schlechteste Gebrauch, den man von einem Menschen machen kann, bleibt es immer, wenn man ihn aufhenkt. — Anderer Seits ist für viele Leute der Galgen das beste Spital und der Strick die beste Patentmedizin.“

Das Wetter war unangenehm, der Kapitän war verdrießlich, unsere gute Laune kehrte wieder zurück und mancherlei tolle Spässe wurden aufgeführt, unter welchen uns namentlich der sehr viel Unterhaltung verschaffte, daß die spanische Donna mit einem Amerikaner, der kein Wort von ihrer Muttersprache verstand, mittelst eines Dollmetschers zu konversiren ver-

suchte; letzterer, ein durchtriebener, humoristischer Kauz, übersetzte zu unserm größten Ergötzen sowohl das Englische, als Spanische höchst willkührlich und sagte dem Amerikaner im Namen der Spanierin Grobheiten und ihr auf seine Rechnung Sotisen. Beide beschwerten sich wechselseitig über Mangel an Bildung und Galanterie des Gegners, bis endlich der Genuese, welcher äußerst wenig englisch, sehr schlecht französisch, aber vollkommen spanisch sprach, die Dame wohl beruhigte, aber dem Herrn eine Erklärung zu geben versuchte, welche doppelt komischer war, als der frühere Dialog. — Die armen Kerle schmachteten schon einige Tage in ihren finstern Gefängnissen, und der Kapitän, der wohl ahnen mochte, daß ein Sturm uns bald bedrohen würde und daß er dann die zwei Delinquenten sehr gut brauchen könnte, berieth sich mit den übrigen Würdenträgern des Schiffes, und sie schienen einstimmig den Beschluß gefaßt zu haben, die zwei Gefangenen baldigst züchtigen zu lassen, was offenbar für sie eine Wohlthat war, denn vor dem Kriegsgericht würde ihr Verbrechen viel strenger beurtheilt und ihnen eine bei weitem strengere Strafe zugemessen worden sein. Der Beschluß war klug und milde, obgleich die Strafe, wenn auch im Verhältniß zum Verbrechen noch immer gering, doch an und für sich grausam und hart war. Aber, wie gesagt, wäre der Pönalcodex auf den Schiffen nicht eben so einfach, als strenge, so würde man seines Lebens nie sicher sein. Es war Morgens beiläufig 10 Uhr, da befahl der Kapitän, welcher nicht nur ernst, sondern

sogar feierlich aussah, alle Passagiers sollten sich hinab in ihre Cajüten verfügen, und er sorgte dafür, daß sein Befehl erfüllt würde. Bob und ich, die wir gerade unsere „before lunch“ Promenade machten, waren nicht gerade ängstlich, dem Kommando nachzukommen, sondern krochen schnell auf der Strickleiter, die zum großen Mastkorb führt, hinauf, und saßen schon gemächlich oben, als der Kapitän, welcher von seinem Generalstabe, die Neger und Küchenjungen inclusive, umgeben war, die Thüren zu bewachen befahl, daß keiner der Fremden auf's Deck komme. Die Matrosen standen alle hinter dem Vormast, vom Kapitän durch die Brücke und eine mit einem Säbel bewaffnete Wache getrennt. Der Heimathlose und der Irländer wurden in Ketten heraufgebracht und der Kapitän las laut und feierlich die Kriegsartikel, setzte so ziemlich bündig und mit vielem Ernst in einer kurzen Rede die Größe des Verbrechens der Meuterei aus einander, und verurtheilte dann den ersten Delinquenten zu zwölf, den andern zu zehn Streichen mit der neunschwanzigen Katze. Es ward dem Heimathlosen nun zwischen die Kette der Handschellen ein Tau durchgezogen und an die Strickleiter (entgegengesetzt derjenigen, auf welcher wir unsere equilibristischen Kunststücke aufzuführen pflegten) durchgezogen und befestigt, so daß er frei an seinen eigenen Händen in der Luft hing. Schon diese Lage muß höchst peinlich sein, weil die Handgelenke in den Schellen, der Schwere des Körpers wegen, sehr stark gerieben werden. Das rothe Flanellhemd war ihm

bis zum Ledergürtel herabgezogen worden. Die Streiche mit einem in neun Enden auslaufenden Tau wurden sehr kräftig geführt, der arme Teufel zog vor Schmerz die Füße zusammen und schwang sich heftig hin und her; bereits war der Rücken voll Striemen, bald mit Blut bedeckt, wie bei einem Soldaten, der durch Spitzruthen gelaufen, aber der Heimathslose gab keinen Laut von sich, nur, als er herabgelassen, mit einem Tuch bedeckt und wieder in seinen Kerker abgeführt wurd, sagte er ganz laut und anscheinend mit großer Selbstgefälligkeit: „Jetzt wären wir fertig.“ — Höchst wahrscheinlich ward das Experiment an ihm nicht zum erstenmal vorgenommen worden. Der Irländer bewies durchaus nicht denselben Muth, denn obgleich er sich mannhaft benehmen wollte, begann er doch heftig zu zittern, als der Strick zwischen seiner Kette durchgezogen ward. Ihm ward die Begünstigung zu Theil, daß er das Wollhemd anbehalten durfte. Später sagte er mir, „die Streiche hätten ihn „fürchterlich gejuckt“ und er wundere sich höchlich darüber, wie es gekommen sei, daß zwar von der Haut die Fetzen herunterhängen, nicht aber eben so vom Hemde.“ „So war's viel besser,“ fügte er mit seinem unverwüstlichen Humor hinzu, „die Haut wächst von selbst zusammen, das Hemd nicht.“ Auch er sprach keine Silbe.

Der ganze Akt ward durch eine kurze Anrede des Kapitäns, in welcher eine tüchtige Dosis von Drohungen und Warnungen vorkam, geschlossen. Die zwei Delinquenten wurden auf Matrosenweise kurirt,

man wusch ihnen den wunden Rücken mit Seewasser, freilich verursachte ihnen diese Heilmethode höllische Schmerzen, aber in wenigen Tagen waren sie vollkommen hergestellt und liefen ganz lustig und behende auf dem Verdeck umher, besonders schien dem Irländer der Aderlaß sehr gut gethan zu haben. Merkwürdig ist es, daß die Matrosen sich ganz passiv verhielten und keinerlei Sympathien für ihre Kameraden an den Tag legten, ja, es schien mir fast, als ob in ihren Augen die verdiente Strafe für ein Verbrechen, an welchem fast Alle einen Antheil hatten, entehrend sei, wenigstens war das Ansehn der Zwei sehr vermindert und sie führten auch keineswegs das große Wort mehr in den Abendversammlungen vor dem Mast, waren aber dafür viel fleißiger, obgleich sie den Kapitän nur mit verbissener, grimmiger Wuth anzusehn vermochten.

Der Sturm.

Das Wetter fing bald an, sehr schlecht zu werden. Es regnete oft, die Luft war kühl, das Meer war unruhig und nur die Abende pflegten etwas angenehmer zu sein. Es war ein Glück für uns Alle, daß wir vollkommen mit einander bekannt geworden waren und gleichsam eine einzige Familie bildeten, denn durch gegenseitige Mittheilung und Erzählung unserer Erlebnisse wußten wir uns die Zeit zu vertreiben. Freilich wurden aus den Biographien oft Romane oder Novelletten, aber was lag uns gegen-

seitig daran, handelte es sich ja doch nur um Unterhaltung und diese bot uns der Austausch, die Mittheilung unserer Lebensskizzen im reichlichen Maße. In keiner Situation des Lebens ist die Annäherung der Menschen ein größeres Bedürfniß und in keiner ist sie leichter, als gerade auf einer längeren Seereise. Von ernster Beschäftigung, von Studien, von geistiger Arbeit kann auf dem Meere kaum die Rede sein, die beständige Monotonie lähmt jede Schwungkraft des Geistes und die Herrschaft des Leibes ist vorwaltend, man weiß eben nichts besseres zu thun, als zu schwätzen, gießt sich gänzlich aus und selbst der Fond des reichsten Wissens wird endlich erschöpft, man wird sich gegenseitig langweilig. Witzig und treffend war die Bemerkung der Gräfin, daß man zwei Verliebte von ihrer Leidenschaft nicht besser heilen könnte, wenn dieß nothwendig wäre, als dadurch, daß man sie zusammen eine lange Seereise machen lasse. Mit vieler Laune schilderte sie uns die Hochzeitsreise, die sie selbst mit ihrem Gemahl gemacht und sprudelte von Witz, wenn sie die Scenen der gegenseitigen Langweile beschrieb, deren Opfer das junge Ehepaar schon in den Flitterwochen ward und sie gab den jungen Amerikanern den Rath, sie sollten, wenn sie aus dem Himmel der Poesie und Einbildung nicht sehr bald in den Staub der Prosa sinken wollten, ja keine Hochzeitsreise machen, am allerwenigsten aber zur See, denn da werden wir Frauen in der That sehr unleidlich, ja unausstehlich, fügte sie mit vieler Koquetterie und Aufrichtigkeit zugleich hinzu. — Ja man mochte noch so fröhlichen

Humors sein, endlich bekam man die Sache doch satt, da wir nebst andern Annehmlichkeiten auch noch die hatten, daß wir uns niemals mit einem Trunk reinen Wassers erquicken konnten. Der Himmel weiß, was die Ursache gewesen sein mag, aber sämmtliches Wasser an Bord hatte einen üblen Geruch und üblen Geschmack, dazu kam noch, daß wir die Unvorsichtigkeit begangen hatten, unsere Cigarrenkistchen nicht luftdicht zu verschließen, unsere Cubas und Havanahs zogen die feuchte salzgeschwängerte Luft an und waren bald nicht mehr zu rauchen. Bully war uns nicht gewogen, er hatte alle Ursache dazu, denn als er feinere Witze und Anspielungen nicht verstanden hatte, als jeder Pfeil des feineren Sarkasmus, jeder nicht ausdrücklich explicirten Ironie an seiner Elephantenhaut abgeprallt war, artete der Scherz regelmäßig in Grobheit aus, welche Bully freilich auch nur als Sticheleien annahm, die ihn aber, als er sah, daß man immer wieder gegen ihn loszog, ungemein ärgerte. Er hatte der guten Cigarren im Ueberfluß und er pflegte uns für die verbrochene Taktlosigkeit sehr empfindlich zu züchtigen, wenn er uns den süßen Duft einer Napoleon puros oder La Norma unter die Nase blies und uns die Tantalusqualen darum doppelt empfinden ließ, weil er uns zur Zeit unseres guten Einvernehmens sehr oft die feinsten Erzeugnisse seiner Plantage mit großer Selbstgefälligkeit offerirte. Wir glaubten, er würde vielleicht durch einen Kaufantrag sich erweichen lassen, aber er drehte uns mit den barschen Worten kühn den Rücken: „Gentlemen! Ich

rauche selbst gerne gute Cigarren, ich halte keinen Cigarrenladen und bedarf meines Vorrathes zu eigenem Gebrauch!" — Nemesis, du reitest schnelle! — Am selbigen Abend ward nach einem Beschluß der Plenarsitzung unserer Partei dem Nabob eine Serenade gebracht, bei welcher eines der wohlklingendsten Instrumente, ein alter, bereits zersprungener Topf gänzlich in Trümmer ging. — Leider erwachte Bully nicht, aber des andern Morgens erzählte er zur Erheiterung Aller, die ihm das Ständchen gebracht, daß ihm geträumt habe, auf seiner Plantage sei eine Revolution der Schwarzen losgebrochen und er habe höllische Schmerzen und Aengsten ausgestanden. — Nemesis! du reitest schnelle! — Um also auf die Hauptsache zurückzukommen, so erwähne ich abermals, daß wir von entsetzlicher Langweile geplagt wurden, und weil ich dieß Faktum in mein Tagebuch zu notiren so oft bemüssigt werde, ist es klar, wie sehr wir unter der Zuchtruthe dieser leidigen Dame zu leiden hatten. Alle Mittel, ihre Herrschaft zu brechen, blieben fruchtlos, und die letzte Zuflucht, das Spiel, war auch nicht mehr en voque, denn die jungen Amerikaner hatten sich, wie dieß regelmäßig beim Hazardspiel der Fall sein muß, einige Mal sehr bitter zerkriegt, obgleich jedem von ihnen selbst der namhafteste Verlust völlig gleichgiltig blieb. Am leidenschaftlichsten spielte die Gräfin, sie verstand wenig vom Spiel und wußte sich nicht zu mäßigen, ihr Verlust mußte schon sehr bedeutend gewesen sein, da Bob, der in dieser Beziehung nicht gerade am gewissenhaftesten war, einige

Mal mit ihr en deux Maccao in der Absicht spielte, um sie alle ihre Dublonen und fünf Thalerstücke in Gold wieder gewinnen zu lassen. Nach gemeinsamem Uebereinkommen wurden nur zwei Spiele geduldet, das Piquet und der schwarze Peter, spanisch das Hörnerspiel genannt. — Die Verlierenden hatten für die Andern Champagner oder Punsch zu zahlen, und Bully, welcher bei solchen Gelegenheiten stets witzig und artig sein wollte, wurde mit Repressalien behandelt, indem wir ihm sagten, daß wir des Punsches zu unserm eigenen Gebrauch bedurften, was ihm aber niemals sehr wahrscheinlich vorkommen konnte, da wir regelmäßig vom Reste die Küchenjungen so lange traktirten, bis sie vollends berauscht waren und allerhand tolles Zeug trieben. Seit dem verhängnißvollen Tage der Meuterei hatten wir jeden Verkehr mit den Matrosen abgebrochen.

Eines Abends saßen wir wieder beisammen und sprachen über allerhand „Unsinn" (nonsense), wie Bully höflich bemerkte.

Wir kamen zufällig auch auf das Kapitel von den Ahnungen zu sprechen. Es ist dieß jedenfalls ein sehr reiches Feld der Unterhaltung, weil Jedermann das volle Recht hat, seine Ansicht für oder gegen die Theorie der Ahnungen geltend zu machen, weil die Wissenschaft weder für noch gegen dieselbe mehr als Hypothesen aufgestellt hat. „Glauben Sie mir, liebe Freunde," sagte der französische Kapitän, „es ist oft sehr viel Wahres daran, daß mancher Mensch das Unglück im Geiste vorhersieht, das ihn oder andere

treffen soll, — weit seltener ist dieß beim Glücke der Fall. Ich war noch ein kleiner Bube und habe auf dem Schiffe meines Vaters als Schiffsjunge meine Laufbahn begonnen. Nach einer längeren Kreuzfahrt nach Westindien kehrten wir wieder zurück und wollten, bevor das Schiff wieder beladen war, uns bei der Mutter recht wohl geschehn lassen. Es versteht sich von selbst, daß wir die angenehmsten Tage verlebten und daß mir, trotz der außerordentlichen Vorliebe, die ich für's Salzwasser hatte, doch der Gedanke an die Trennung von der Mutter, von den am Schiff gar nie vorkommenden Leckerbissen und die Erinnerung an meine, keineswegs sehr angenehmen Erlebnisse als Schiffsjunge etwas peinlich vorkam. Meine Mutter hatte seit einigen Tagen ihre Heiterkeit ganz verloren, sie war eine rüstige, stattliche Frau, der der Gedanke an die Trennung von dem Gatten unmöglich so schwer auf's Herz fallen konnte, denn sie war das Abschiednehmen schon einmal gewohnt, aber gerade dießmal war sie ungewöhnlich ernst und ich sah öfters Thränen in ihren Augen. Wenn ich sie fragte, was ihr fehle, so pflegte sie mir traurig zu antworten: Ich habe trübe Ahnungen, mein Kind! bete zu Gott, daß er jedes Unglück von uns abwende. — Mein Vater bemerkte wohl auch diese trübe Stimmung, aber er, der lebenslustige, von Gesundheit strotzende Mann, hatte keine Idee von Ahnungen, war aber artig genug, meiner Mutter keine Vorwürfe zu machen. Der Tag des Abschiedes kam, mein Vater, ein abgesagter Feind aller Rührscenen, machte es, wie gewöhnlich

bei der Trennung, sehr kurz, er stürzte zur Thüre hinaus, denn er hatte Angst davor, daß er gerührt werden könnte. Mich hielt die Mutter noch immer krampfhaft umschlungen und ich hörte mehrere Male die ängstliche Aeußerung aus ihrem Munde: Ach, wäre doch der unselige Freitag schon vorüber! Daß der Freitag in unserer Familie für einen Unglückstag galt, wußte ich gar wohl, meine Großmutter hatte eine ganze Unglückschronik aus lauter traurigen Familienerlebnissen zusammengestellt, die sich alle am Freitag ereignet hatten. Es war aber gerade erst Montag, da hatte ich leichtsinniger, junger Bursch noch lange Zeit, um Angst zu bekommen. — Wir hatten das Schiff schon fertig geladen und konnten jeden Augenblick die Segel lichten, aber mein Vater bemerkte scherzend: Erst übermorgen Kinder! geht's in die offene See, meine Weiber zu Hause haben eine so schmähliche Angst vor dem Freitag. Am Morgen ist der Vater frisch und munter. Am Abend bricht im Hafenmagazin Feuer aus, wir wohnten nebenan beim Onkel. Es brennt überall lichterloh, da vermißt die Tante das jüngste Kind, sie hatte geglaubt, die Magd habe es aus der Wiege gehoben. Das Jammergeschrei war fürchterlich, mein Vater, edel und hochherzig wie er war, stürzt sich, ohne auch nur einen Augenblick nachzudenken, in die lichte flammende Lohe. — Ich habe ihn in jenem Augenblick zum letzten Male gesehn. Ist diese Ahnung meiner Mutter nicht eine außerordentlich merkwürdige?"

„So ein Vorgefühl ist ganz gewiß,“ meinte Bob, „ich täusche mich darin selten. Wenn ich mich zum Spieltisch setzen will und es zieht mich eine geheime Macht vom Tische gleichsam gewaltsam fort und ich höre es gleichsam ganz deutlich: Spiele nicht! so soll ich den Abend gar kein Blatt mehr anrühren, und selbst, wenn mich das Glück verfolgt, soll ich nicht trauen, denn selten ist es mir so gut ergangen, daß ich noch einige Dollars aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet.“

„Da haben Sie recht, Landsmann!“ fügte der Menschenfleischhändler, der ausnahmsweise an unserer Unterhaltung Theil nahm, hinzu, „es gibt Ahnungen und Befürchtungen und viel mehr außerordentliches Zeugs in der Welt, als man glaubt. Wie ich zum ersten Male selbstständiger Herr geworden bin, habe ich mir in Louisiana eine Plantage gekauft, ich hab' sie um ein Spottgeld bekommen, sonst wär's nicht möglich gewesen, für einen Sklavenaufseher, der nicht viel Geschäfte machen kann. — Gentlemen, so eine Plantage zu regieren, ist keine Kleinigkeit, — aber weiter! ich habe die Plantage mit Sack und Pack gekauft, sammt allen Niggers. — Ich mustere die Schwarzen, da fällt mir Einer auf, ein großer, starker, handfester Kerl, der auf mich einen bösen Eindruck macht. Warum? Ich weiß es nicht. Aber seltsam ist das immer, Gentlemen! Denn ein gesunder Bursch von 27 Jahren, ein Bengel wie ein Riese, der Knochen hat wie ein Ochs und Muskeln wie ein Elephant, ist sonst für einen Plantagenbesitzer gar kein unangenehmer

Anblick, denn wenn so ein Kerl auch sehr viel frißt, so trägt er doch redlich auch seine guten Interessen. — Also ich mochte den Nigger nicht leiden und habe ihm einige Male das Leder tüchtig gerben lassen. Der Bursch hatte nämlich die Frechheit, sehr gescheidt zu sein, er konnte sogar lesen und schreiben. Gentlemen, das ist für einen Nigger ein wahres Unglück und noch vielmehr für seinen Herrn, und wem es zuerst einfiel, für die Schwarzen Schulen einzurichten, den hätte man augenblicklich hängen lassen sollen, denn wie sich der Schwarze als etwas mehr als ein Zugvieh betrachtet, ist mit ihm nicht mehr auszukommen. Einmal, als ich auf der Plantage herumgehe, sehe ich meinen Jimbo, wie er sich ganz faul unter einen Baum ausstreckt und einem andern Neger die Hand verbindet. Ich komme näher und haue, wie es sich von selbst versteht, den faulen Kerl mit aller Gewalt mit meinem spanischen Rohr über den Kopf, einen andern hätte ich mit so einem Hiebe vielleicht todtgeschlagen, aber bei dem! — der hat noch mehr ausgehalten, — das muß man nur verstehn, und wenn man einige Jahre Sklavenaufseher gewesen ist, so bekommt man schon den richtigen, praktischen Takt in der Beziehung. — Jimbo richtet sich auf, aus seinen Augen sprühen Funken und er spricht zu mir ohne allen Respekt, als wär' ich seines Gleichen:

„Master, den Cäsar hat eine Schlange gestochen, ich hab' ihm die Hand verbunden, denn sonst wäre es sehr leicht möglich gewesen, daß er sie verloren hätte und dann wär's mit dem Arbeiten vorbei."

„Und geht das dich an, du blöder Kerl, wenn mir eine Hand zu Grunde geht?" rief ich und führte wieder einen Streich über seinen Kopf, so daß er wirklich taumelte, dann ließ ich die Beiden tüchtig durchpeitschen und wieder zur Arbeit führen, aber sie waren eigensinnig und wollten nicht arbeiten, ich ließ sie also fasten und in den Bock spannen. Bis daher ist freilich noch keine Ahnung, aber jetzt kommt es. Abends, wie ich mich nach dem Supper niederlegen will und mir die neueste New-Orleans Picayune zu recht lege, um die Marktpreise zu studiren, da fällt es mir auf einmal ein, ich sollte meine Plantage visitiren. Ich that das fast nie, weil ich glaubte, sehr verläßliche Leute in meinem Dienst zu haben. Sehen Sie, Gentlemen! das ist Ahnung. Ich lösche die Lampe aus, zünde mir aber eine Cigarre an und bleibe wach. Wie es draußen allmälig ruhig wird, nimm ich meine Doppelflinte, stecke einen famosen Colts Revolver und ein Bowiemesser zu mir und mache stille meine Runde. — Es fällt mir schon gleich auf, daß der Pluto und Nero, meine auf schwarzes Fleisch sehr gut abgerichteten Fanghunde weder zu sehn noch zu hören sind. Sie müssen wissen, Gentlemen, daß selbst mich die Hunde anknurrten und anbellten, bevor ich sie bei ihren Namen rief. Ich schleiche mich weiter vor, bis in den zweiten Hof, wo die kleinen Hütten der Neger stehn und des Aufsehers Haus, ich sehe Licht durch eine Ritze schimmern, ich schaue näher, richtig, die beiden Lumpen Jimbo und Cäsar diskuriren mit einander, und was noch ärger ist, sie

haben die Ketten von den Händen abgeschlagen. Bald höre ich in meiner Nähe das Kukuruzstroh knistern und zwei andere Neger, Pompy und Johny, kommen wie Katzen auf allen Vieren herbeigeschlichen. Nach kurzer Unterredung kriechen alle Viere oder mehrere vorsichtig hinaus und gegen meine Wohnung zu. — Ich nimm schnell meine Büchse und schlag an, im Augenblick ist der Aufseher und meine weißen Knechte da, wir finden den Pompy im Blut liegen und schon war's mit ihm aus. No, es war gerade nicht Schade um ihn, er hat außerordentlich viel gefressen und sehr wenig gearbeitet. Die andern drei waren bald geknebelt und die Geschichte war vorüber. Wie sehr ich auch die Dreie nachher prügeln ließ, ich habe nicht aus ihnen herausgebracht, ob sie blos davon laufen oder mich auch noch obendrein todtschlagen wollten. Ich hab' dann die drei Kerle verkauft, sollen sehn die Lümmel, ob sie jemals einen so braven Herrn finden werden, wie ich Einer bin. Nun, Gentlemen, bitte ich Sie, ist das nicht eine ganz ordentliche Ahnung? Wie kam es, daß ich gerade an dem Abend und in der Nacht mich nicht auf meine Leute verließ, sondern selbst nachsehn ging. Wenn ich die Ahnung nicht habe, ist es mit mir aus."

„Wäre sehr Schade um Euch gewesen," unterbrach Bully, „vielleicht wäre mit Euch die seltene Race der milden und gütigen Sklavenbesitzer ausgestorben."

Freund John, der gesetzteste und männlichste unter den jungen Amerikanern, war ein biederer soge-

nannter Kultur-Yankee und einer der eifrigsten Verfechter jeder freien Institution, daher also auch ein entschiedener, fast fanatischer Feind der Sklaverei, wo hingegen Bob, im Süden geboren und Erbe eines großen Vermögens, das durch Negerblut und Sklavenschweiß erworben war, dieses Institut immer vertheidigte, obgleich ihm bei Weitem die glänzenden Waffen des Geistes nicht zu Gebote standen, wie seinem jüngern, enthusiastischen Gegner.

Wir wollen unsern freundlichen Lesern die Disputation, welche ziemlich lange dauerte und endlich sehr hitzig zu werden begann, nicht mittheilen, was gegen die Sklaverei nur immer gesagt werden kann, ward im Uncle-Tom in unwahrster und grellster, in ungerechtester und fanatischer Weise schon gesagt, und die Gegengründe gegen die Argumentation der Poeten, — z. B. der im Allgemeinen sehr geringe Bildungsgrad der Schwarzen, ihre zügellose Leidenschaftlichkeit, die der stärksten Schranken bedarf, die Rohheit, Gemeinheit und Verkommenheit der meisten freien Schwarzen, die höchst humane Behandlung der Sklaven, welche man in vielen Staaten wirklich Regel und keineswegs Ausnahme nennen kann, die Behandlung so vieler weißer Sklaven, die bei Weitem härter ist, als die der schwarzen, — der unvermeidliche Ruin des ganzen Handels der südlichen Vereinsstaaten, wenn die Sklaverei, dieser Boden, auf dem er allein gedeihn kann, aufgehoben würde, die Millionen von Dollars, die in der Sklaverei „investirt sind", —

diese Gegengründe, so gewichtig sie auch, besonders vom Standpunkt der Südländer, sein oder scheinen mögen, können nie die Argumentation gegen dieß Brandmal auf der menschlichen Gesellschaft entkräften.

Die Amerikaner selbst, die übrigens besten Menschen und treuesten Freunde, werden hitzig, bitter und verletzend, wenn sie Parteifragen diskutiren. So war's mit den jungen Herrn eben auch und es wäre bald zu einer „Scene" gekommen, wenn nicht besonnenere Zeugen des Streites eingelenkt hätten. Wir kamen wieder auf das frühere Thema von den Ahnungen zurück und manche in der That äußerst pikante Anekdote ward erzählt. Die auffallendste und dabei vollkommen verbürgte erzählte der Südamerikaner von der Tochter eines seiner englischen Geschäftsfreunde:

„Meine Herrn," begann er, „es trifft sich oft, daß in der solidesten Familie, wo gewiß die Erziehung jedenfalls trefflich ist, sich ein ungerathener Sohn befinde. Dieses Unglück traf auch einen meiner besten Freunde in England. Sie werden natürlicher Weise es mir erlassen müssen, seinen Namen zu nennen. Der älteste Sohn bereitete seinem Vater, einem Ehrenmanne, sehr vielen Kummer, — nicht sowohl die leichtsinnigen Jugendstreiche, die maßlose Verschwendung waren es, die den Vater kränkten, — er war selbst einmal lustig und leichtsinnig gewesen und war jetzt reich genug, um die Schulden seines Sohnes zahlen zu können, ohne sich wehe zu thun, — Francis machte nicht blos dumme Streiche, sondern er that Manches, was sich mit dem Charakter eines Gentle-

man in keiner Weise vereinbaren läßt, er fälschte auf Wechseln des Vaters Unterschrift, er war wegen Raufereien und Skandal sehr oft vor Gericht u. s. w., endlich ward er einst im Jockeyclub von einem andern Dandy beim Hazardspiel beschuldigt, daß er falsch spiele. Die Beschuldigung war, wie Zeugenaussagen bewiesen, keineswegs grundlos, Francis aber zog in seiner Wuth, in der er sich selbst nicht mehr kannte, ein Terzeroll hervor und verwundete lebensgefährlich seinen Gegner. Während sich Jedermann mit dem Verwundeten beschäftigte, eilte Francis nach Hause, es war spät Abends, im Kassazimmer seines Vaters war Niemand, hastig nahm er ein Packet mit Banknoten, und Papiere, die ihm gar nichts nützten, aber deren Verlust seinen Vater in die größte Verlegenheit brachte, und entfloh. Sie werden es gar nicht seltsam finden, Gentlemen, wenn man vermuthete, daß sich der Flüchtling in Amerika befinde, denn dieser Gedanke liegt natürlicher Weise ganz nahe, aber äußerst merkwürdig war die Ahnung seiner Schwester Lucy, daß die Familie bei dem Niagarafalle Aufschlüsse über ihn erhalten würde. Das klingt freilich äußerst paradox, und doch kann ich sie im vollsten Ernst versichern, daß Miß Lucy durch ein volles Jahr darauf bestand, daß die Familie wichtige Nachrichten von Francis gerade beim Niagara-Wasserfall erhalten würde. Es war natürlich, daß der Vater vermuthete, der Sohn sei todt, denn er hatte kein einziges Mal geschrieben, und hätte gewiß aus Amerika, wo er seiner Verbrechen wegen nichts zu fürchten

hatte, Geld von seinen Eltern verlangt, da sein mütterliches und väterliches Erbtheil noch keineswegs erschöpft war. Da ereignete sich ein Fall, welcher erneuerte Nachforschungen dringend nothwendig machte. Meines Freundes Bruder, ein alter, steinreicher Junggeselle, war als ächter Nabob in Indien gestorben, und hatte in einer seiner seltsamsten Launen seinen Neffen zum Universalerben eingesetzt; „damit mein lieber Neffe Francis, dieser Vagabund und Thunichtgut Geld genug habe, um dumme Streiche so lange zu machen, bis er entweder selbst vernünftig wird, oder ihn eine Frau vernünftig macht, damit er also lüderlich und verschwenderisch leben könne, ohne unserm Namen durch Schlechtigkeiten Schande zu machen, hinterlasse ich ihm mein ganzes Vermögen und lege ihm nur die Bedingung auf, daß er so bald als möglich heirathe, damit in seinem Hause doch wenigstens Eine Person etwas Verstand habe." So lautete das originelle Testament. Natürlich waren verdoppelte Bemühungen nothwendig, um den Flüchtling aufzufinden und mit seinem Glück bekannt zu machen. Lucy sprach mit solcher Bestimmtheit von Aufschlüssen, die man am Niagara erhalten könnte, daß sich der Vater, trotzdem, daß er sie eine Visionärin nannte, zu einer Reise nach Amerika entschloß, die er auch sogleich antrat und auf welcher ihn die Tochter begleitete. Das erste Reiseziel war der Niagarafall. Mehrere Tage hielten sich bereits Beide daselbst und in der Umgebung auf, ohne auch nur die mindeste Spur von Francis zu finden. Es ward beschlossen, nur

noch einen Tag daselbst zu verweilen und dann südwärts weiter zu reisen. Noch einmal wollten sie sich an diesem imposanten Naturschauspiel ergötzen und gingen in Gesellschaft Mehrerer, die in demselben Gasthaus mit ihnen wohnten, zu dem Falle. Ein junger Amerikaner schien sich für Miß Lucy besonders zu interessiren. Dem Alten gefiel der junge, fein gebildete, für sein Alter sehr erfahrene Mann, und da derselbe sich äußerte, er wolle den nächsten Winter in London zubringen, überreichte er ihm seine Visitenkarte mit der herzlichsten Einladung, sein Haus zu besuchen. Der junge Amerikaner tauschte die Visitenkarte des Engländers mit der seinigen aus, und, als er den Namen las, entfärbte er sich so sehr, daß Lucy sich in gespanntester Erwartung der Enthüllungen am Niagara nicht enthalten konnte, ihn zu fragen, warum der Name ihrer Familie einen so ungünstigen Eindruck auf ihn zu machen scheine?"

„Miß! Es ist nichts. — Die Namen sind oft ganz gleich und die Träger sind oft himmelweit von einander unterschieden."

„Aber Sir, Sie wurden doch offenbar ergriffen, als Sie unsern Namen lasen. Ich bitte Sie inständigst, mir die Ursache zu sagen, denn —"

„Herzlich gerne, mein Fräulein, um so lieber, weil ich überzeugt bin, daß Ihre Familie nicht dadurch berührt sein kann, was ich mitzutheilen habe. Ich bin diesen beiden Namen F. S. bereits zweimal begegnet, einmal als sie die Runde durch unsere Zeitungen machten, indem der junge Namensträger, ein

Engländer, aufgefordert ward, ein überreiches Vermögen anzutreten, das ihm irgend ein entfernter Anverwandter hinterlassen, und —"

„Und?" fragte Lucy mit Hast.

„Mein Fräulein, das erstemal, als ich diesem Namen begegnete, war es in einer Weise, die mir ihrer Grauenhaftigkeit wegen immer unvergeßlich bleiben wird. Ersparen Sie mir die Erzählung, in welcher ich selbst in einem ungünstigen Lichte vor Ihnen erscheinen müßte."

„Ich beschwöre Sie!"

„Wohlan, es sei! Verurtheilen Sie mich nicht vorschnell, — von der Leidenschaft, deren Opfer ich einst war, bin ich eben durch die Schreckensscene geheilt worden, bei welcher ich diesen Namen zuerst kennen lernte. — Mein Fräulein! Vor einem Jahre noch war ich der Leidenschaft des Hazardspieles mächtig ergeben. Ich war jung, unabhängig, durch den Tod meiner Eltern in den Besitz einer so bedeutenden Rente versetzt, daß ich es bis jetzt noch nicht für nothwendig hielt, mich einem bestimmten Geschäft zu widmen. Ich hatte seit jeher eine große Lust zum Reisen, — auf meiner südamerikanischen Tour kam ich auch nach Californien und St. Franzisko. Weit entfernt, das gewagte Treiben der Minengräber zu theilen, vertrieb ich mir die Zeit mit dem aufregendsten aller Genüsse, mit dem Hazardspiel. Die Menge aufgehäuften Goldes auf den Spieltischen reizte wohl nicht meine Habsucht, spornte mich aber doch zum Spiel, denn die Spannung bemächtigt sich selbst des

reichsten Spielers. Alle andern Umstände, der orientalische Luxus der Spielhallen, bezaubernde Musik, verlockende Syrenenstimmen, — Alles trug dazu bei, die Leidenschaft zur mächtigen Gluth anzufachen. Ich lernte beim Spieltisch einen jungen Landsmann aus Boston kennen, einen liebenswürdigen, vielgereis'ten Mann, in meinem Alter. Wir wurden die besten Freunde, Andrews Saunders verstand es trefflich, Freund zu sein, ich bemerkte nur eine Leidenschaft an ihm — die des Spieles, — dieses Hanges wegen konnte ich, der in demselben Zauberkreis gebannt war, ihn nicht tadeln. Eines Abends, — der gewöhnliche Banquier ward am Nachmittag desselben Tages von einem Spieler im Duell erschossen, — sollte keine Bank gegeben werden. Andrews machte mir den Vorschlag, daß wir gemeinschaftlich als Bankhälter unser Glück versuchen sollten. Die Neuheit der Idee hatte sehr viel Reiz für mich, ich gab eine gleichbedeutende Summe wie mein Freund Andrews in die Bank. Wir spielten Anfangs mit sehr viel Mißgeschick, endlich aber mit so enormen Glück, daß ich es nicht begreifen konnte, und in mir die Idee wach wurde: Wenn dein Freund ein falscher Professionsspieler wäre! Ich erschauderte bei dem Gedanken, beobachtete ihn genau, und bemerkte mit Entsetzen einige Merkmale, die mich in meinen Vermuthungen bestärkten. Schon wollte ich ihn ersuchen, an irgend einen andern Spieler die Bank abzugeben, oder mich mit der Moitié entfernen, da sprang ein Goldgräber, der allen seinen Goldstaub verloren hatte, ein heftiger Spanier, auf,

drang wüthend auf Andrews ein, würgte ihn und rief: Ein falscher Spieler! Ein Schurke, lynchet ihn! Wie ein entfesselter Strom drang Alles auf den todtenbleichen Andrews ein, in dessen Angesicht die Schuld mit deutlicher Schrift gegraben war und schleppte ihn hinaus auf den Platz. Ohne zu bedenken, daß ich selbst in Todesgefahr sei, indem auch auf mich ein gleicher Verdacht gewälzt werden könnte, eilte ich den Rasenden nach. Es war eine schreckliche Scene — sie war bald zu Ende. — Andrews reichte mir sterbend sein Taschenbuch — ich fand eine Visitenkarte und einige Schriftstücke, sie trugen den verhängnißvollen Namen." — Lucy war in höchster Aufregung, ihr Herz war ein Opfer qualvoller Martern, mit Mühe überwand sie sich und fragte mit bebender Stimme:

„Und Mr. Andrews — ihr Freund — wie alt war er beiläufig?"

„In meinem Alter — groß, stark, blond, hatte eine Narbe über die Stirne."

„Barmherziger Gott, das war Francis!" rief Miß Lucy und sank ohnmächtig zu Boden.

„Meine Erzählung ist zu Ende," sagte der Südamerikaner," und ich kann sie versichern, daß die Personen, welche sie erzählten, zu den glaubwürdigsten gehören."

„Und ich glaub's doch nicht!" entgegnete Bully trocken und grob.

„Das ist Ihre Sache, Sir!" entgegnete der Erzähler kalt, „halten Sie den Bericht für wahr oder

nicht, aber lassen Sie mir auch die Freiheit, Sie zu halten, wofür ich will."

„Herzlich gerne," sprudelte Bully heftig auf, der an unsern Mienen bemerkt haben mußte, daß es darauf angelegt war, ihm für seine Rohheit eine Grobheit zu sagen, „aber merken Sie sich, daß ich keinen Spaß verstehe und leicht mit einem Dutzend so zaundürrer Menschen fertig werde, wie Sie sind."

Da ich die jungen Amerikaner kampfbereit sah, lenkte ich sogleich ein und sagte:

„Meine Herrn! Wir haben von Ahnungen gesprochen, und ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß auch ich eine Ahnung habe, und zwar die, daß ein Sturm nicht gar lang mehr werde auf sich warten lassen!"

„Oho!" rief der französische Kapitän, „wenn Sie ein Seemann wären, bedürften Sie keineswegs einer Ahnung, um einen Sturm vorherzusehn, — da gibt es so sonnenklare Beweise dafür, daß wir einen Sturm bekommen werden, daß es gar keines Beweises dazu bedarf. Es werden, meiner Ansicht nach, nicht viele Stunden —"

In demselben Augenblick warf ein mächtiger Windstoß und eine gewaltige Welle das Schiff auf die Seite, so daß mehrere Gläser von der Tafel herabfielen.

„Ein schönes Vorspiel," meinte Bill, „eine sehr nette Ouverture. So bekommen wir denn doch auch einmal einen Sturm zu sehn, hab' mich längst darauf gefreut!"

„Ich für meinen Theil bin gerade niemals ein Freund vom Ersaufen gewesen," versetzte witzig, wie er meinte, der Menschenfleischhändler, „und wenn es arg wird, so halte ich es für das Beste, sich einen kolossalen Rausch anzuhängen, daß man von all den schrecklichen Sachen nichts zu sehn braucht."

Er begann mit einer ganzen Flasche Cognac an der Realisirung seines heroischen Entschlusses zu arbeiten, während wir jüngeren Leute neugierig auf das Verdeck stürmten. Eben so wahr, als die Behauptung einer Philosophenschule, daß der Schmerz höchst interessant ist, dürfte auch die Bemerkung sein, daß für einzelne Individualitäten der Schrecken in hohem Grade die beobachtende Aufmerksamkeit und ihr reges Interesse in Anspruch nehmen, so daß sie sogar ganz gleichgiltig gegen die Gefahr werden und auf dieselbe fast ganz vergessen, während sie dieselbe studiren. Ich wenigstens bin solchen Personen öfters im Leben begegnet, auch habe ich die Bemerkung gemacht, daß eine gewisse Klasse von Damen, wenn sie an selbstständiges Handeln gewöhnt sind, das stärkere Geschlecht in Besonnenheit, Geistesgegenwart und Ruhe übertreffen.

Als wir auf das Verdeck kamen, sahen wir gerade keine besonderen Zeichen eines nahenden Sturmes, einen ziemlich starken Sturmwind hatten wir schon öfters auf dieser Seereise erlebt und waren längst schon an die Visiten des unfreundlichen Gastes Boreas gewöhnt, der uns keineswegs mit Zephyren fächelte. Die Matrosen krochen wie die Eichkätzchen

im Tackelwerk herum, die Segel waren sehr bald eingerefft und unser „Robert" war ganz den groben stürmischen Launen der Wogen preisgegeben. Das Schaukeln ward bald unausstehlich, — schwarze kleine Wolken flogen am Firmament mit unglaublicher Schnelle herum, das Meer ward bald für einige Augenblicke ganz ruhig, aber nicht lange dauerte diese täuschende tückische Ruhe, denn plötzlich bildete sich ein tiefer trichterförmiger Krater, der die tanzenden in den Strudel hineingerissenen Wellen zu verschlingen schien, im Abgrund selbst zischte es und das Wasser schäumte in dem Wirbel. Dieß interessante Schauspiel wiederholte sich oft an verschiedenen Stellen und machte schnell einem noch imposanteren Platz, denn die gleichsam vom Abgrund verschlungenen Wellen stiegen plötzlich auf, es thürmte sich Woge auf Woge, wie auf ein Zauberwort hatte sich ein riesiges Wassergebirge vor unsern Augen erhoben, zischend schäumte der Gischt von dem Gipfel umher, das war eine förmliche Revolution des Elementes, das war keineswegs die Wirkung des immer noch nicht zu starken Windes.

Unheimlich tönte der Möven klagender Warnruf, die sich in dem Tackelwerk und unter dem Mastkorb zu verbergen suchten. Der Matrosen poetischer Aberglaube sieht in diesen Sturmvögeln die Seelen der Kameraden, deren Leichen in dem Wogengrabe ruhen, deren Seelen in die Leiber der Unglücksvögel gewandert sind und die Aufgabe haben, nahende Stürme

zu verkünden. Eine traurige Aufgabe, aber sie erfüllen sie treulich.

Die Möve ist ein sehr melancholischer Vogel, trübsinnig, kein Freund der Gesellschaft, blickt er stumpf und theilnamslos zur Zeit der Windstille und Ruhe vor sich hin — sein Element ist Gefahr und Sturm — da wird er lebhaft, da entwickelt er in seinem schnellen Kreisflug und in dem oft wiederholten schrillen Kassandraruf eine sehr seltene Energie, die Matrosenseele warnt die Kameraden vor Gefahr.

Ich blickte vom Backbord in die brausende See hinab, um die sich etwa zeigenden Fische zu beobachten, weit und breit im Meere war kein lebendes Wesen zu sehn, außer einer wahrscheinlich ermüdeten Möve, die sich auf den Wogen niedergelassen hatte und von denselben schaukeln ließ, mit denselben bald in die Höhe geschleudert auf zischendem Gipfel schwamm, bald wieder im tiefen Strudel begraben schien. Endlich erblickte ich einen Fisch, dessen Dimensionen mir ziemlich groß zu sein schienen. Der französische Kapitän stand, ohne daß ich es wußte, hinter mir, klopfte mir auf die Achsel und sagte: „Auch ein Sturmvogel.“ Ich verstand ihn nicht und er gab mir die Aufklärung, der Fisch, den ich so sorgfältig beobachte, sei ein Haifisch, den der Sturm und die Aussicht auf Beute in die Nähe des Schiffes gelockt. Ich habe wohl oft davon gelesen, oft mich selbst davon überzeugt, daß der Haifisch vom Verwesungsgeruch angezogen, oft ein Schiff, auf dem sich ein Sterbender befindet, tagelang verfolgt, daß ihn aber auch der Instinkt veranlassen

sollte, einem Schiffe zu folgen, welches einen Sturm bestehn sollte, hörte ich von dem französischen Kapitän zuerst und überlasse ihm daher die Verantwortung dafür. — Ich gestehe jedoch, daß ich, obgleich an Gefahren jeder Art gewöhnt und vom gütigen Gott gegen jede derselben mit gestähltem Muthe ausgerüstet, mich dennoch beim Anblick dieser häßlich widrigen Hyäne des Meeres, dieses grimmigen Ungeheuers, dem Mord Wollust ist, eines sehr unbehaglichen Schauers nicht erwehren konnte.

Der Gedanke, welcher keineswegs zu überspannt war, daß es möglich sein könnte, wenn unser Schiff scheiterte, dieser Bestie zum Raube und Fraß zu werden, war für mich entsetzlich und kehrte, um mich zu peinigen, mehrere Male wieder zurück. — Der Wind ward immer heftiger und warf das Schiff wie eine Nußschale umher, die schäumenden Wellen brachen öfters mit unglaublicher Gewalt über das Verdeck herein, so daß ich die Warnung des Kapitäns, „achtzugeben, daß Niemand über Bord gewaschen werde", vollständig begriff.

Unsere erste Cajüte war gegen das Einströmen des Wassers vollkommen geschützt, nicht so die zweite, denn da die meisten Wogen gegen den Pumpenraum zustürzten, floß es immer wieder durch die Fugen der Thüre herein, so daß, wie Fräulein Clemence bemerkte, „die Errichtung einer Schwimmschule in der zweiten Cajüte keineswegs mit allzugroßen Kosten verknüpft gewesen sein würde." Einige Stunden blieben wir im untern Schiffsraum im Salon beisammen,

denn in der That, der Aufenthalt auf dem Verdeck erschien selbst dem Verwegensten von uns als ein Wagstück, denn die kolossalen Wellen stürmten immer von Neuem brausend herein und unser Schiff ward so heftig und plötzlich nach allen Seiten hin geschleudert, daß Jeder, der die erste Seefahrt machte, die größte Gefahr jetzt schon befürchten mußte. Wir versuchten uns durch ein Spiel a los cuernos zu zerstreuen, aber bei all unserer Courage hatten wir doch nicht Leichtsinn genug, während der, wie der französische Kapitän uns versicherte, wirklich drohenden Gefahr zu scherzen. Es kam die Souperzeit, Allen war der Appetit vergangen, was dem Menschenfleischhändler und den beiden Kapitänen nicht unangenehm zu sein schien, — unser Schiffdiktator sprach wenig, that entsetzlich wichtig und hatte einen pyramidalen Rausch, der uns, deren Leben vielleicht von seinem klaren Blick und seiner ungetrübten Beurtheilungskraft abhing, gar nicht amusant vorkam. — Der Kapitän war im Sturmcostüm, trug weite Beinkleider und eine Blouse von Gutta Percha und eine detto Matrosenkappe, deren langer Schirm statt über die Augen über den Rücken herabging. Naß wie eine Wasserratte kam er sans façon und ohne die mindeste Etiquette in den Salon, staute eine Masse von Nahrungsmitteln in seinen Elephantenmagen, lagerte ebendaselbst zwei Bouteillen Wein ein und verließ uns mit der höchst trostreichen Bemerkung, es sei das Wetter jetzt schon hundemäßig, das eigentliche Satanswetter aber sei erst im Anzug, wir möchten uns nur ruhig verhalten und keinen

Spektakel machen, wenn auch Alles drunter und drüber ginge, denn ändern könnten wir doch nichts, und wenn wir ersaufen müßten, so könnten wir uns damit trösten, daß es ihm auch nicht besser ergehn würde.

Ein famoser Trost! — Die junge Südamerikanerin war jeden Augenblick nach dieser zarten Mittheilung von einer Ohnmacht bedroht, die Gräfin verlor für den Augenblick den Muth, den sie bald wieder im höchsten Grade erlangte, sie versuchte Dolores zu trösten und ihrem Vater zu Hilfe zu kommen, — unser unseliges Gespräch über Ahnungen hatte auf den zarten Geist des Mädchens höchst unangenehm eingewirkt, denn sie gab sich nicht der Ahnung, sondern der fixen Idee hin, daß wir Alle rettungslos in dem bevorstehenden Sturme zu Grunde gehn würden; derlei Gespräche waren freilich nicht geeignet, uns aufzuheitern, und obgleich draußen die Windsbraut heulte und ihre verzweiflungsvollen Klagelieder sang, trieb's uns doch wieder hinauf auf's Verdeck in Nacht und Sturm, denn frühzeitig war der Horizont in Nacht und Nebel gehüllt. — Es war Nacht draußen, wie in der Seele des Verzweifelnden, es tobte und ras'te der Sturm mit erneuerter Heftigkeit, das ferne Grollen des Donners verkündete eine noch größere uns nahende Gefahr. Ich stand eine Zeit lang allein da, an den Hauptmast gelehnt, und oft, wenn plötzlich das Schiff von den Wogen nach einer Seite hin geschleudert ward, rettete mich nur das Anklammern an die Strickleiter, die zum Mastkorb führt, vor dem sichern Sturz über Bord,

denn der Boden war glatt und die Neigung des Schiffes sehr oft bis zum Wasserrand.

Das war ein Schaukeln zwischen Leben und Tod und doch vermochte ich es nicht über mich, in die beengende Atmosphäre der Cajüte hinabzusteigen; bald steigerte sich mein Interesse an dieser Schreckensscene noch aus einem andern Grunde. Ich hörte plötzlich die Sturmmusik, von der ich oft gelesen, — die Töne, die der plötzliche Windstoß den schroff gespannten Tauen entlockt. Es ist ein eigenthümliches, melancholisch gräßliches Geheul, Aeolsharfentöne der Verzweiflung, gräuliche Höllenmusik. Ein italienischer Maestro hat in seinem Rigoletto den kühnen Griff gewagt, Sturmgeheul durch steigende und fallende Menschenstimmen nachzuahmen, der Sturmchoral hätte mich an Rigoletto erinnern müssen, wenn ich hätte so leichtsinnig sein können, in diesen schauerlichen Momenten an etwas anderes, als an Gott und Ewigkeit zu denken. Unser Kapitän kam zufällig an mir vorüber, erkannte mich und befahl mir barsch, mich unter Deck zu begeben. Ich hörte unten in der zweiten Cajüte einige meiner Freunde reden und stieg daher hinab. Hier war die Verwirrung entsetzlich, — die Koffer und Ballen wanderten unter entsetzlichem Gepolter nach allen Seiten hin, nach welchen das Schiff geworfen ward. Eines der kleinen Luckenfenster war zertrümmert, obgleich dieselben von sehr starkem Glase und wohl befestigt sind, und so strömte das Wasser nicht nur bei der Thüre, sondern auch zu dieser Oeffnung herein. Die Sicherheitslampe flackerte nur

wenig und war dem Erlöschen nahe. Die zwei Schweizerinen saßen auf ihrem befestigten Koffer und beteten halb laut unbekümmert um die Umgebung. Demoiselle Clemence rauchte, trotz alles Verbotes, sehr behaglich ihre Cigarrette und trank mit den jungen Leuten; der Geheimnißvolle sprach kein Wort, mancher halbunterdrückte Seufzer entrang sich seiner Brust, und oft verrieth ein flammender Blick des Zornes die Bewegung in seinem Innern, wenn Clemence ihren Leichtsinn so weit trieb, daß sie, während draußen der Sturm tobte, ihre fröhlichen Chansons zum Besten gab. Die andern Franzosen benahmen sich gänzlich als solche, der Privatdozent und Exzauberer lamentirte entsetzlich und verläugnete auf einmal seinen frivolen Unglauben. Es war eine Scene, die derjenige, dem die äußern Umstände des Sturmes und der Gefahr nicht bekannt gewesen wären, höchst amusant hätte finden müssen, — wir — ich wenigstens fand sie eckelhaft und ging in die erste Cajüte zurück. Mit Ausnahme des jungen Fräuleins, das sich zurückgezogen hatte und in einen Schlaf der Schwäche verfallen war, fand ich alle Reisegefährten wach. — Bully hatte bereits ein sehr hohes Rauschstadium erreicht, — er war bereits gemüthlich geworden und offerirte uns seine delikaten Havannahs, die wir auch alsogleich in Rauch aufgehn ließen. Bully mußte Todesahnungen haben, sonst wäre er gewiß nicht freigebig gewesen! — Der französische Kapitän war im höchsten Grade über den unsrigen indignirt, und ob er gleich kein Glas guten

Weines verschmähte, so empörte ihn doch der, wie er sagte, unzurechnungsfähige Zustand unsers Kapitäns. Franzosen und Amerikaner sind verschiedene Charaktere, bemerkte Bully, und so sind es auch ihre Räusche. — Ober, unter und neben uns gabs ein gräuliches Getöse, ober uns des Sturmes Tosen, der Wogen Gebrause, des Windes unheimlich Heulen, neben uns der beständige Anprall der Wellen, welche jeden Augenblick die Seiten unsers Schiffes durchzubrechen drohten, unter uns des Geroll der Waarenkisten, Koffer und Kisten, so daß man glauben konnte, es würde Alles zertrümmert werden. — Dazu kam noch, als der Sturm zunahm an ungeheuerer Heftigkeit, das Weinen, Rufen, Aechzen, Schreien und Fluchen der Passagiere und Matrosen. Der Sturm dauerte fast drei Tage, selbst der gewiß sehr erfahrene Kapitän gestand, daß er sich nicht erinnere, einen ähnlichen Sturm bestanden zu haben. Ich habe in meinen verschiedenen Schriften schon mehrere Male einen Seesturm so viel als möglich naturgetreu beschrieben und muß mich auf jene Schilderungen berufen. Ich gestehe aufrichtig, daß mir im Leben kein Tag so lang geworden ist, als der zweite Tag des Sturmes, er schien mir endlos zu sein, und ich kann keinen passendern Vergleich für die abspannende fürchterliche Oede jenes Tages finden, als wenn ich sage, mir war so zu Muthe, wie dem Kranken, der allein, verlassen von Jedermann, gepeinigt an Leib und Seele, im Winter eine endlos scheinende Leidensnacht durchwacht. — Noch eines entsetzlichen Umstandes muß ich

ausdrückliche Erwähnung thun. — Es war mir in der zweiten Nacht unmöglich, ein Auge zu schließen, es war mir unaussprechlich unheimlich in dem kleinen Stübchen und in der sargähnlichen Coje. Niemand war im Salon, jeder verbarg sein Entsetzen einsam in seiner Cabin, nur der französische Kapitän, vollständig im Seemannscostüm, wie es am Besten für den Sturm paßt, saß in seinem Kämmerlein und hatte eine Seekarte vor sich, in welcher er studirte. Er lud mich ein, mit ihm eine Tasse schwarzen Kaffees mit Rum zu trinken, die er selbst bereitete. Ich befragte ihn natürlich über unsere Lage, er antwortete mit allerentschiedenstem Ausdruck, daß sie im höchsten Grade gefährlich sei, — besonders, fügte er hinzu, wenn ich mich nicht täusche, denn mitten im Sturmgeheul glaube ich deutlich einen Nothschuß in nicht zu großer Ferne gehört zu haben, — ich kann mich täuschen, so meint der Amerikaner, und es wäre auch möglich, obgleich mich mein Gehör noch selten betrogen hat; unter solchen Umständen, wenn, wie ich befürchte, ein Schiff in nahe Distanz zu dem unsrigen kommt und gerade in dieselbe Wellenbreite, dann können beide bei einem Zusammenstoß zu Grunde gehn, oder eines — das schwächere — gewiß! Wir unterhielten uns noch eine Zeit lang über dieß qualvolle Thema, da hörten wir ober unsern Häuptern einen heftigen Schlag, durch welchen das Schiff so erschüttert ward, daß es wie bei einem Erdbeben erzitterte. Sogleich darauf ertönte ein lautes Geschrei der Matrosen, das ich mir in keinerlei Weise zu erklären wußte.

„Lassen Sie uns hinaufgehn, Freund! Wenn wir davon kommen, wird es Sie interessiren, den Culminationspunkt des Sturmes selbst gesehn zu haben. Ich hoffe, er wird sich bald brechen, denn er raset schon zu heftig und zu lang."

Wir kamen auf's Verdeck, vor dem Steuerruder neben dem erleuchteten Compaß stand der Kapitän und gab durch ein langes Sprachrohr, welches jedes seiner Worte sehr verständlich machte, seine Befehle. Als er uns sah, brummte er, ich verstand nur einige Kernflüche, wie sie die gemeinsten Matrosen, z. B. der Feuerfuchs, stets in Bereitschaft hatten; — der Besanmast und einige Segelstangen lagen zertrümmert am Verdeck. — Der Sturm hatte einen andern Charakter angenommen, denn jetzt erhöhte ein furchtbares Gewitter die Schrecken der Scene. Das Firmament glich einem schwarzen Leichentuch, ein Blitz nach dem andern durchzuckte das Gewölk und fuhr zischend in die aufbrausenden empörten Fluthen, der Donner, den wir in der ersten Nacht in weiter Ferne gehört, drohte jetzt über unsern Häuptern. Es waren mehrere Gewitter von Südost und Südwest zusammengekommen, es war ein Donner, wie wenn die Geschütze zweier gegenüber stehender Heere Tod und Vernichtung einander jeden Moment entgegenschleudern. Ein Blitz folgte dem andern rasch nach und das Krachen und Prasseln der von Gottes allmächtiger Hand geschleuderten Donnerkeile betäubte unser Gehör, während unser Auge von beständigem Blitzesleuchten geblendet ward. Ein Blitz besonders war

es, der das Mark in meinen Gebeinen erstarren machte, — dieser Blitz fuhr zischend an dem Hauptmast hinab, ohne zu zünden, in dem Augenblicke schloßen sich krampfhaft meine Kinnladen, ich glaubte für immer, der Sprache beraubt zu sein, — es war ein Schauspiel voll unnennbarer Schrecken, — so mag dem Saulus zu Muthe gewesen sein, als Gottes unendliche Erbarmung ihn zu einem Gefäß der Auserwählung sich berief. O Gott, was müßte es für ein Gemüth sein, das Dich in solch einem Augenblicke nicht erkennen, was müßte es für ein Mensch sein, der nicht anbetend vor Deiner Allmacht auf die Kniee sinken würde. Was für eine reumüthige Beicht müßte der Mensch ablegen, wenn er in solchen Augenblicken zu derselben fähig wäre. In der That, nie erscheint Gott fürchterlicher und gerechter, nie die Ewigkeit fürchterlicher, niemals die Sünde fluchwürdiger und schaudervoller, als in solchen Momenten.

In solchen Gedanken war ich vertieft, unbewußt und willenlos war ich an den Mast hingesunken, klammerte mich an denselben Mast an, in welchen wenige Minuten zuvor der Blitz eingeschlagen, da faßte die Hand des Kapitäns krampfhaft meine Arme und er sprach mit dumpfer fester Stimme: „Ich habe mich nicht getäuscht, das Schiff, von dem ich sprach, ist in unserer Nähe, Gott sei uns gnädig!“

Wirklich sah ich in nicht zu großer Entfernung an unserer Bordseite ein Licht flimmern, es war eine Nothlampe, bald fiel ein Pöllerschuß, es war ein Nothsingnal! — Fürchterlich! Jetzt begriff ich den

ganzen Umfang der Gefahr, in der wir schwebten. Inbrünstig flehte ich für uns und die unbekannten Brüder zu dem Herrn, der retten und verderben kann, zu dem Herrn über Leben und Tod. Entsetzlich tönte jetzt das Geheul der Matrosen und die meisten Männer aus beiden Cajüten stürmten halbbekleidet auf das Verdeck. Es war eine Scene der entsetzlichsten Verwirrung, denn Jeder gab seiner Angst oder seiner Verzweiflung einen andern Ausdruck. Thränen, glaub' ich, hatte Keiner, aber des rastlosen, geheimnißvollen Pilgers lautes krampfhaftes Schluchzen durchschnitt mir die Seele. Ober unsern Häuptern wogte ein Flammenmeer, das Wetterleuchten war beständig und ließ uns jeden Gegenstand in der Nähe deutlich erkennen.

Das verhängnißvolle Schiff war uns näher, als in die Schußlinie gekommen, bereits brannte auch auf unserm Mast die Laterne als Warnungszeichen, das sie sehen mußten, — deutlich sahen wir Personen auf dem Verdeck, meine Kurzsichtigkeit machte es mir unmöglich, ihr Händeringen zu sehn, welches Einige mit freiem Auge, die Kapitäne mit Nachttelescopen deutlich wahrgenommen zu haben versicherten. — Trotz des furchtbaren Sturmesgeheules hörte man doch deutlich das Jammergeschrei der Reisenden auf dem uns so nahen Schiffe, — vergeblich bemühte sich der Kapitän, dem unsrigen eine andere Richtung zu geben, wir blieben stets in der gefahrvollen Parallele. Die Blitze fuhren beiläufig um 2 Uhr Nachts mit unglaublicher Heftigkeit nach allen Richtungen, plötzlich

sahen wir ganz in unserer Nähe Feuer, ob der Blitz in das dem Unheil verhängnißvoll geopferte Schiff geschlagen, oder ob eine andere Ursache das entsetzliche Unglück veranlaßte, wagte Niemand, später zu entscheiden, denn die Feuergluth am Himmel ließ keine sichere Beurtheilung zu. Der Anblick an sich war schrecklich, mit gellendem Tone zerriß das Geheul der Verzweiflung Ohr und Herz, — ich vergaß für den Augenblick auf unsere eigene Gefahr, — die jungen Amerikaner, tollkühn, löwenmuthig und besonnen zugleich, machten sich über die Ketten her, an welchen zu beiden Bordseiten die Rettungsboote hingen, ihre edle großmüthige Absicht war unverkennbar, sie wollten ihr eigenes Leben wagen, um das Leben der Unglücklichen zu retten. Die Ketten waren jedoch durch feste Schlösser befestigt und darum war es nicht leicht möglich, sie ohne Werkzeuge im Augenblick zu sprengen. Unser Kapitän stand fest auf seinem Posten, erst Bills Bitte um die Schlüssel rüttelte ihn aus seinem stumpfen Nachbrüten; er sprang auf, stellte sich an die Bordseite neben den Rettungskahn hin, zog kaltblütig eine Pistole aus der Brusttasche und schrie: „Wer es wagt, diese Ketten zu berühren, den schieße ich wie einen Hund zusammen." Der erste Lieutenant postirte sich in gleicher Weise bewaffnet auf die andere Seite und nahm die gleich drohende Stellung an. Den guten jungen Leuten blieb nichts anderes übrig, als sich zu fügen, aber ohne Flüche über den herzlosen Barbaren ging es nicht ab. So mußten wir selbst, in augenscheinlicher Todesgefahr

schwebend, dem entsetzlichen Schauspiel müssig zusehn, — nur das Gebet war uns geblieben, um den unglücklichen, dem Tode geweihten Opfern beizustehn in den verhängnißvollsten Momenten. — Ich bin jetzt noch, trotz mehrerer Jahre Frist, die seit jenem schrecklichsten Augenblicke meines Lebens verflossen, noch immer nicht im Stande, mich bei der Erinnerung an jenes Schauspiel des Entsetzens zu fassen. Der freundliche Leser erlasse mir eine detaillirte Beschreibung. — Uns Allen verging Appetit und Schlaf, gekocht ward drei Tage nichts auf dem Schiffe, — und wer hätte an den Schlaf denken wollen?

Am dritten Tage war es plötzlich ruhig geworden, unser Schiff hatte einen Mast verloren und das Badestübchen nebst einem andern kleinen Apartement war nebst den Behältern von Borsten und Geflügelvieh von den Wellen hinweggerissen worden. — Der Anblick des Meeres bot ein entsetzliches Schauspiel! Zahlreiche Trümmer von Masten, Planken, Koffer und Kisten schwammen umher, — das Meer war ruhig, und wie eines Menschen Angesicht, der gerade seinen wilden Zorn ausgetobt, finster und unheimlich still. Der entsetzlichste Gegenstand aber waren mehrere Leichen, die grausig entstellt von der Strömung herumgetrieben wurden. Zahllose Fische verschiedener Größe tummelten sich um sie herum, und oft sah man eine Leiche schnell im Meeresabgrund verschwinden. — Der Anblick dieses grauenvollen Schauspieles und die dadurch natürlich erregten Reflexionen machten mich krank, ich stieg hinab in meine Cabin und verließ sie

mehrere Tage nicht. Ich war im höchsten Grade fieberhaft aufgeregt, die Nervenschwäche selbst aber hatte den heilsamen Erfolg, daß ich längeren Schlafes genoß und daß die folgende Abspannung keineswegs bedenklich ward, wie meine Reisegefährten alle dachten. Ich erholte mich schnell, — so auch die meisten Cajütengenossen und wie der Ernst im Extrem wieder dem Leichtsinn Platz zu machen pflegt, so geschah es auch hier, der alte Humor regierte wieder und die herrlichen sonnigen Tage, die ununterbrochen dem Sturme folgten, waren wohl geeignet, allgemeine Heiterkeit zu begünstigen. — Der Kapitän war sehr emsig in der Messung der Meerestiefe mit dem Senkblei, und mir, der ich gerade in Seereisen kein Neuling war, zeigte sein vergnügtes Händereiben, daß wir unserm Ziele nicht mehr ferne seien, und meine Vermuthung ward zur Gewißheit, als ich vom ersten Lieutenant den Breitegrad gehört, in welchem wir uns befanden, denn meinen eigenen Experimenten mit dem Sextanten traute ich selbst nicht recht.

Ich lernte vom französischen Kapitän mich auf der englischen Seekarte vollkommen oirentiren, notirte mir die mannigfaltigen Zeichen und Farben der Leuchtthürme, und sah in der Nacht zu meinem höchsten Ergötzen sowohl links als rechts die farbigen, sinnreich wechselnden Lichter in der Entfernung schimmern. Wie sehr ich auch die Seereisen liebe, wie sehr mich auch manchmal eine stille Sehnsucht nach dem weiten Weltmeer, einem bewegtern und mühevollern Berufe entgegenzieht, die flammenden Zeichen der Erlösung

aus Gefahr und von Schreckensscenen waren mir unaussprechlich willkommen, — wie Noah einst der farbige Versöhnungsbogen am Himmel, oder dem Gefangenen der sonnig goldene Strahl des aufgehenden Tagesgestirnes, der ihm die Stunde der Freiheit verkündet. Nie habe ich die himmlische Schönheit und Tiefe des ambrosianischen Lobgesanges besser begriffen, als wie ich denselben allein am Steuerbord stehend, die Augen unverwandt nach den nebelumschleierten Küsten heftend, bei sternenheller Nacht betete.

In solchen Momenten jubelt das Herz voll feuriger Gottesliebe und Dankesgluth, — der Mensch fühlt sich zugleich so unendlich erhaben und niedrig, daß ihm sein herrlicher Lebenszweck gar deutlich vorschwebt, — leider sind das nur Momente der andächtigen Erhebung und Kindlichkeit, denen bald wieder andere folgen, die uns in den Staub der Kreatürlichkeit gewaltsam hinabziehn. Es müßte Himmelswonne sein, mit reinem Gewissen in jener Stimmung von Gott abberufen zu werden zum Eingang in's himmlische Jerusalem!

Allgemeiner Jubel, hier des stolzen Albions Küste, hier gegenüber Frankreichs grünende, poetische Gestade! Ein günstiger Wind bringt uns in Cherbourgs Nähe, von Ferne ist uns die grandiose Schöpfung des großen Napoleon sichtbar, sie ist umkränzt von Doppelreihen stolzer Fregatten. Alles ruhig rings umher, eine heilige Sonntagsruhe, die Jedermann, nur nicht dem knausrigen Schiffsdiktator

gefällt. Plötzlich erscheint ein Kahn, wie ein Einsiedler auf dem Meere rudert ein seltsamer Mensch herbei, — eine mittelalterliche Gestalt, zu ihren Füßen ein zottliger Hund, werden sichtbar. Alles ruft: Der Lootse! Richtig, da ist er. Das Segel des Lootsenbootes ist mit großen Zahlen weithin sichtbar nummerirt. Die kleine Gypspfeife im Munde rudert er mit taktvollem Schlage ruhig auf uns zu. Schon legt er an, er spricht kein Wort, so sehr wir ihn auch mit Bewillkommungsgrüßen und Fragen bestürmen, stumm geht er auf den Kapitän zu, steigt eben so mit ihm in die Cajüte hinab und kömmt wieder auf's Verdeck. Seinem Landsmann, dem französischen Kapitän, gelang es allein, ihm einige Worte zu entlocken, und so erfuhren wir, daß gerade jetzt in Cherbourg von Louis Napoleon große Flottenrevue abgehalten werde. Deutlich vernahmen wir jeden Kanonenschuß, die Windstille machte den Wunsch in uns rege, uns näher in's Bereich der Fregatten, die in kleiner Entfernung von uns postiret waren, zu begeben, um etwa der Yacht des Präsidenten und seiner selbst ansichtig zu werden. Merkwürdiger Weise machte der Kapitän keine großen Einwendungen gegen eine kleine Spazierfahrt, denn der Lootse behauptete, wir würden eine absolute Windstille bis Abends, dann aber eine frische Brise haben. So trafs auch richtig ein. — Die Rettungsboote wurden bemannt und wir ruderten frisch darauf los, aber ein Polizeikommissär in Gestalt eines winzigen Dampfers machte unserer Reiselust bald ein Ende und der keineswegs freundliche Zuruf:

„Hahoh! Verd— Yankeevolk, packt euch mit euerer Nußschale, wie könnt ihr es wagen, euch in's Bereich des Seemanövers zu begeben" ꝛc., machte unserer fernern Expedition ein Ende. Doch waren wir nahe genug, um die Präzision der Evolutionen bewundern zu können. Bald kehrten wir wieder an Bord zurück, denn die Bewegungen der Dampffregatten veranlaßten Wellen, die noch in unserm Bereich ziemlich heftig waren und uns bedenklich erschienen. Wir schliefen gewiß Alle prächtig, aber Niemand schlief lange. O dieser entzückende Anblick der französischen Ufer, der Kirchlein, der Dörfer, der Burgruinen, der Nationaltracht der Leute, die wir mit gesteigertem Interesse durch Perspektive betrachteten. Welch ein Wonnegefühl, nach mehrjährigem Aufenthalt in Amerika wieder einmal, wenn auch nur Fragmente von Idylle, Poesie, Geschichte — doch wieder einmal Manifestationen von etwas Höherem, als dem rohen, krassen Materialismus zu erblicken. — Da erwacht wieder die Liebe zum alten schönen Vaterlande, jubelnd voll Entzücken schmiegt man sich an das Land seiner Geburt wieder an, und das Geldtrödelwesen, das christliche Judenthum, wie das heidnische, die Parforcejagd nach Geld, die lieb- und herzlosen kalten Leute, die blassen, kalten Ketzerphysionomien, der politische Unsinn, manche drüben eingebürgerte Unnatur, der Fremdenhaß — Alles! Alles! erscheint wie ein drückend schwerer Traum, der plötzlich ein Ende nimmt. Wem der Materialismus, oder das gerne gepflegte blinde Vorurtheil noch nicht Herz

und Geist verknöchert hat, wird nach vieljährigem Aufenthalte im Yankeelande gerne mit dem Schreiber dieser Zeilen in so eben beschriebenen Augenblicken singen:

An's Vaterland, an's theure, schließ' Dich an!

Ein Boot, bemannt von mehreren martialischen Knebelbärten; sie steigen aus, es sind Polizeibeamte und Douaniers; freundliche, liebenswürdige Leute, die mit charamanter Artigkeit ihre Pflicht thun und sich dem Reisenden weniger unangenehm machen. Die ritterlich galanten blonden Knebelbärte wollen Alles wissen, sie inquiriren mit ausnehmend chevaleresker Noblesse und Gutmüthigkeit, mit einer den meisten zollvereinlichen deutschen Zollbeamten unglaublichen Höflichkeit, man sagt ihnen Alles, raucht eine Cigarre mit ihnen, trinkt ein Glas Bordeaux mit ihnen und erleichtert ihnen als Revanche für ihre Zuvorkommenheit mit gewissenhafter Aufrichtigkeit ihren Dienst. Alles wird nummerirt, — wie das Geschäft beendigt ist — sieh' da! da sind wir vor Havre gerade zur günstigen Fluthzeit. Tausende stehn auf dem Damm, man merkt leider bei diesem geschäftigen Treiben nicht recht, daß es Sonntag sei, tausend geschäftige Hände haschen nach dem hingeworfenen Tau und zieh'n unser Schiff in das Bassin. Gott sei Dank! Terra firma Deo gratias! wir sind auf dem Festland, wenn auch zwei Reihen von Douaniers uns wie Verbrecher nach der Douane geleiten, — immerhin! Deo gratias. Registrirt, protokollirt und gezahlt ward schmählich, aber

wir sind frei und promeniren wie berauscht im Zickzack auf dem festen Boden, in dem theuern, theuern Havre! Zweimal theuer nenne ich dich, edle Stadt, aber du bist zehnmal theuerer zu nennen als jede andere, denn Prellerei und niederträchtiger Betrug haben in dir das Bürgerrecht erlangt, und deine Wirthe rechnen endlich auch das Waschwasser auf, wenn es nichts anderes mehr aufzurechnen gibt.

Morgen Abschieds-Diner im Hotel d'Espagne, bei welchem sich alle Passagiere der ersten Cajüte einfinden und den Kapitän traktiren. Dann Adieu übertheures Havre Fort nach dem historischen alterthümlichen Rouen! und nach acht Tagen der Erholung fort nach Paris, der Weltstadt, die immer für Jeden eine enorme Anziehungskraft haben wird, der dort schon einige Tage zugebracht, besonders der wie Schreiber dieser Zeilen einige der gemüthlichsten Pariser seine Freunde nennen kann. Adieu Leser meines schlichten Tagebuches, ich werde Dich bald mit andern Blättern belästigen. Adieu! A revoir!

Inhalt.

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Stelzig, J. A., der Zeiselmatz von Oberndorf, oder: So kommt man von Stroh auf die Federn. Eine Geschichte für das liebe Landvolk. 8. 1 fl. 12 kr. od. 22 $1/2$ sgr.

Faber, Dr. F. W., der Schöpfer und das Geschöpf, oder die Wunder der götlichen Liebe. Nach dem Engl. bearb. v. J. A. Stelzig. 8. 2 fl. od. 1 Thlr. 7 $1/2$ sgr.

Faber's Werke: Alles für Jesus — das allerheiligste Altarssacrament — Fortschritt der Seele im geistlichen Leben — Fuß des Kreuzes — sind bereits dem deutschen Publicum zu gut bekannt, als daß das vorstehende Werk einer besondern Empfehlung bedürfte.

Price's, E., Versehgänge aus dem Tagebuche eines Missionärs. Nach der New-Yorker Originalaufl. übers. v. J. A. Stelzig. 8. 54 kr. od. 18 sgr.

Schöpf, J., (Verfasser des „Spiegelkalenders") **Dorfgeschichten.** 2 Reihen (à 21 Bogen.) 8. geh. à 1 fl. 21 kr. od. 27 $1/2$ sgr.

I. Der Taubstumme. Der neue Don Quixote. Der Kegelaufsetzer. Der Ziehknabe. Hans Strixner. — II. Geschichte einer schönen Seele. Der Freigeist. Der Hachelsteiner. Die Alpenhütte auf dem Seiges. Das Buttermännchen. Der Einsiedler.

„Die im obigen Titel bezeichnete Literatur ist in jüngster Zeit sehr in Aufschwung gekommen; die Namen Jerem. Gotthelf, Auerbach ꝛc. sind in aller Munde. Der bekannte Kalenderschreiber aus Tyrol hat sich nun auch in die Zahl der Dorfgeschichtenschreiber eingereiht, und wenn je Einer dazu berufen war, so ist er's. Doch ist er nicht blos der Nachtreter der Genannten; nein, er wandelt seine eigene Bahn, und vermeidet auf seinem Wege die Fehler derselben, ohne ihr Gutes zu übersehen." K. Repert. No. 34.

Weichselbaumer, C., Erzählungen f. d. gebildete Jugend. 1r Bd. Mit 1 Stahlst. 8. geh. 54 kr. od. 17 $1/2$ sgr.

Inhalt: Die Sclavin. — Der Königssohn. — Der Ritter und die Eidechse. — Der Kanonenfresser. — Der Ameisenkönig. — Der wandernde Engel. — Der Schuster. — Die Brüder. — Der Graf von Northumberland. — Immer gerade aus, nicht rechts, nicht links.

— — dasselbe. 2r. Bd. Mit 1 Stahlstich. 8. geh. 54 kr. od. 17 $1/2$ sgr.

Inhalt: Die Blutrache. — Die Thränen des Vaters. — Die Rosenkönigin. — Der Holzhauer. — Aus der Lebensgeschichte des Grafen Albert. — Der Abbé.

Werne

Stelzig, Ignaz Alphons,

Bild und Wort Erzählungen zur Belehrung und Unterhaltung

Regensburg 1859